fzg

Freiburger
Zeitschrift für
GeschlechterStudien
25 | 2019

Geschlechtliche Vielfalt im Sport

Verlag Barbara Budrich

ISSN 0948-9975

Impressum

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 25 | 2019

Herausgeber*innen:
Prof. Dr. Nina Degele und Prof. Dr. Elke Gramespacher (geschäftsführend), Dr. Wiebke Backhaus, Prof. Dr. Bettina Fritzsche, Dr. Beate Rosenzweig, Prof. Dr. Magnus Striet, Prof. Dr. Sigrid Schmitz

Gastherausgeber*in:
Dr. Karolin Heckemeyer

Wissenschaftlicher Beirat:
Prof. Dr. Sylvia Buchen, Prof. Dr. Elisabeth Cheauré, Prof. Dr. Heike Drotbohm, Prof. Dr. Monika Fludernik, Prof. Dr. Christine Gerhardt, Prof. Dr. Petra Gieß-Stüber, Prof. Dr. Josef Jurt, Prof. Dr. Barbara Korte, Prof. Dr. Helga Kotthoff, Prof. Dr. Rotraud von Kulessa, Prof. Dr. Sieglinde Lemke, Prof. Dr. Judith Schlehe, Prof. Dr. Gabriele Sobiech, Prof. Dr. Weertje Willms

Redaktion:
Dr. Ursula Degener, Dr. Antonia Eder, Dr. Annegret Erbes, Dr. Joris A. Gregor, Dr. Christa Klein, Franziska Kleintges, Sandra Lang, Lilian Leifert, Dr. Marie Muschalek, Lukas Potsch, Anna Schreiner, Julia Schweizer, Janina Seitle, Luisa Streckenbach, Teresa Teklic

Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen Autor*innen.

Koordination:
Florentine Schoog

Satz:
Coral Romà Garcia, Elmar Laubender

Umschlaggestaltung:
www.lehfeldtgraphic.de

Verlag:
Bestellungen bitte an den Buchhandel oder an:
Verlag Barbara Budrich GmbH, Stauffenbergstraße 7, D-51379 Leverkusen
Tel.: (+49) (0)2171 79491 50 Fax: (+49) (0)2171 79491 69, info@budrich.de
www.budrich.de | www.budrich-journals.de | www.shop.budrich.de
Aktuelle Mediadaten/Anzeigenpreisliste: FZG919 vom 01.02.2019

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte Daten sind im Internet unter http://dnb.ddb.de abrufbar. Dieses Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Art der Verwertung ist nur innerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes und nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Herausgeber*innen der Zeitschrift zulässig.

Das digitale Angebot finden Sie auf https://fzg.budrich-journals.de.

Der Beitrag von Katrina Karkazis und Rebecca M. Jordan-Young erschien zuerst als: Karkazis, Katrina and Rebecca M. Jordan-Young (2018): The Powers of Testosterone: Obscuring Race and Regional Bias in the Regulation of Women Athletes. In: Feminist Formations 30, 2, pp. 1-39. © 2018 Feminist Formations. Reprinted with permission of Johns Hopkins University Press.

ISSN 0948-9975, Online-ISSN 2196-4459 © Verlag Barbara Budrich GmbH 2019

fzg

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien

Geschlechtliche Vielfalt im Sport

Jahrgang 25

Verlag Barbara Budrich 2019

Inhalt

Karolin Heckemeyer / Elke Gramespacher
Perspektiven auf geschlechtliche Vielfalt im Sport 5

Aufsätze

Ilse Hartmann-Tews / Diana Emberger / Birgit Braumüller
Visuelle Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen bei den Olympischen Sommerspielen 2000-2016 – Muster und Wandel der Geschlechterordnung in der Printmedienberichterstattung..... 25

Corinna Schmechel
Zwischenräume – die Sportumkleide als Raum praktischer Geschlechterpolitik im Sport..... 49

Judith von der Heyde
Hegemonialisierte Weiblichkeit – Eine Konzeptualisierung von Weiblichkeit in der Männerdomäne 65

Katrina Karkazis / Rebecca M. Jordan-Young
The Powers of Testosterone: Obscuring Race and Regional Bias in the Regulation of Women Athletes..... 83

Interview
Der Sport zwischen Geschlechterbinarität und geschlechtlicher Vielfalt..... 123
Interview mit Dr. Bettina Rulofs und Prof. Dr. Sandra Günter von Karolin Heckemeyer und Elke Gramespacher

Rezensionen

Stefanie Duttweiler
Wer gegen wen?
Eine Analyse von Klassifikationsprozessen im Sport 139
Müller, Marion / Steuerwald, Christian (Hrsg.) (2017): „Gender“, „Race“ und „Disability“ im Sport. Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya.

Okka Zimmermann
Versagen der Kleinfamilie? 145
Mariam Irene Tazi-Preve (2017):
Das Versagen der Kleinfamilie. Kapitalismus, Liebe und der Staat.

Aufsatz aus dem offenen Call

Anne-Laure Garcia
Von der Feminisierung zur Entmaskulinisierung – Epistemologische Reflexion über das begriffliche Instrumentarium zur soziologischen Erforschung vom Wandel der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre 149

Autor*innen 169

Bisher erschienene Titel der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 173

Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien* 174

Karolin Heckemeyer/Elke Gramespacher

Perspektiven auf geschlechtliche Vielfalt im Sport

Das vorliegende Heft der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* greift unter dem Titel „Geschlechtliche Vielfalt im Sport" ein Thema auf, das in der zurückliegenden Dekade an sportpolitischer, gesellschaftlicher und (sport-)wissenschaftlicher Relevanz und Aktualität gewonnen hat. Das herkömmliche, strikt binäre Geschlechterverständnis im Sport, das sich primär in einer nach Männern/Jungen und Frauen/Mädchen segregierten Wettkampfstruktur zeigt, wird kritisch hinterfragt. Hierbei kommen zunehmend auch die mit der Kategorie Geschlecht verbundenen sozialen Ausschlüsse und Diskriminierungen in den Blick.

Zur Relevanz und Aktualität des Themas hat vor allem die breit geführte Diskussion über Geschlechterverifikationsverfahren in der Leichtathletik, die mit dem 800m-Sieg der südafrikanischen Läuferin Caster Semenya bei der Weltmeisterschaft in Berlin 2009 begann, beigetragen. Aber auch zahlreiche (inter-)national wahrgenommene aktivistische Initiativen, die sich – wie z.B. die Organisation *Athlete Ally* oder die *We Run Campaign* d* Aktivist*in Lauren Lubin[1] – für die Rechte von Trans*-, Inter*- und Non-Binary-Personen im (Leistungs-)Sport einsetzen, bilden wesentliche Teile dieser Debatte. Die Forderungen der Aktivist*innen nach uneingeschränkter Teilhabe am organisierten Sport, aber auch die Klagen Caster Semenyas und der indischen 100m-Läuferin Dutee Chand vor dem Internationalen Sportgerichtshof gegen die Geschlechterverifikationsregularien der International Association of Athletics Federations (IAAF) machen geschlechtliche Vielfalt im Sport sichtbar und legen zugleich diskriminierende Strukturen und Praktiken offen (vgl. IAAF 2011; Padawer 2016 [NYT]; CAS 2019). Ausschlüsse aus dem Sport und Marginalisierungen von Personen aufgrund ihres Geschlechts und ihrer geschlechtlichen Identität aus dem Sport treffen auf vielen Ebenen auf immer stärkeren Widerstand. Dass die damit verbundene Kritik an (inter-)nationalen Sportorganisationen nicht verhallt, sondern in medialen, (sport-)wissenschaftlichen und sportpolitischen Diskussionen Resonanz findet, lässt sich als ein Zeichen für die Wirksamkeit (inter-)nationaler Antidiskriminierungspolitiken verstehen. Diese Entwicklungen haben in jüngster Zeit erstens Diskussionen und Veränderungsprozesse im organisierten Sport angestoßen und zweitens zu vielfältigen sportwissenschaftlich-geschlechtertheoretischen Reflexionen und Studien geführt.

Dass sich Sportverbände zunehmend mit der Kritik an einem geschlechterbinären Sport- und Wettkampfsystem befassen (müssen), zeigt sich auf internationalem Niveau in den Debatten über die Teilnahmeberechtigung von Trans*- und Inter*-Personen am Wettkampfsport. So ist es trotz aller noch bestehender Diskriminierungen bemerkenswert, dass sich Sportorganisationen wie etwa

© 2019 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.01

das International Olympic Committee (IOC) und die IAAF grundsätzlich zu einem „inclusive approach to the participation of trans athletes“ (IAAF 2018: 6) bekennen und sich um eine nicht-diskriminierende Rhetorik insbesondere mit Blick auf Inter*personen bemühen.[2] Auf nationaler, d.h. in diesem Fall bundesdeutscher Ebene, sehen sich der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) und seine angegliederten Sportverbände und -vereine vor allem aufgrund des neuen Personenstandsgesetzes, das eine „Dritte Option“ des Geschlechtereintrags vorsieht, mit dem Thema geschlechtliche Vielfalt im Sport konfrontiert. Das Gesetz zieht die Frage nach sich, wie ein geschlechterinklusiver Sport bzw. ein Sport für alle Geschlechter künftig aussehen kann. Wenngleich eine differenzierte Auseinandersetzung des DOSB mit Fragen der Partizipation von Trans*-, Inter*- und Non-Binary-Personen am Sport noch aussteht, zeigt der DOSB zugleich, dass er die Kritik an den geschlechtersegregierten Strukturen des Sports und den damit verbundenen Diskriminierungen wahrnimmt. Deutlich wird dies beispielsweise in dem DOSB-Grundlagenmaterial für Sportvereine mit dem Titel „Sport ist fair!?“ (DOSB 2017). Die Broschüre problematisiert unter anderem das „Entweder-Oder-Prinzip“, also die Zweigeschlechtlichkeit des Sports und adressiert damit das binäre Geschlechterverhältnis. Offenheit für das Thema geschlechtlicher Vielfalt zeigt der DOSB auch auf seiner Webseite, wo er unter dem Titel „Transidentität und Intersexualität“ über die seit 2016 bestehende Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität (dgti) informiert und auf die aktuelle geltenden IOC- und IAAF-Regularien zur Partizipation von Trans*- und Inter*-Personen am Wettkampfsport verweist.[3] Gemeinsam mit dem Landessportbund Berlin unterstützte der DOSB ferner die erste „BundesNetzwerkTagung queerer Sportvereine (BuNT)“ und stellte deren Positionspapier 2018 seiner Mitgliederversammlung vor. Dem Positionspapier gemäß geht es darum, „gemeinsam für Vielfalt und Akzeptanz und eine wertschätzende Kultur im Freizeit-, Breiten- und Leistungssport einzustehen“ (Positionspapier BuNT 2018).[4]

Die hier angedeuteten sportpolitisch bedeutsamen Debatten und Anregungen waren Anlass für das Schwerpunktheft „Geschlechtliche Vielfalt im Sport“. Das Heft zielt darauf, diese aus der Perspektive der Geschlechterforschung genauer zu beleuchten und einzuordnen. Dazu fragen wir danach, welche Theorien, Konzepte und empirischen Erkenntnisse die sportbezogene und sportwissenschaftliche Geschlechterforschung zum Zusammenhang geschlechtliche Vielfalt im Sport offerieren kann. Welche Fragen wirft sie auf, welche Antworten gibt sie und welche Denkangebote macht sie Sportorganisationen und sportpolitischen Akteur*innen?

Festzuhalten bleibt zunächst, dass die sportwissenschaftliche Geschlechterforschung im Grunde genommen schon lange am Thema „Geschlechtliche Vielfalt im Sport“ arbeitet. Die Begriffe Vielfalt und Diversität waren seit den 1970er Jahre – also seit Beginn der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung – mit geschlechtertheoretischen Analysen des Sports direkt oder indirekt verbunden, auch wenn sie nicht immer expliziert worden sind. Das ist auch dadurch bedingt – und das ist wichtig zu betonen –, dass sich die empirischen

Phänomene sowie die geschlechtertheoretischen Perspektiven, die im Zuge der Analysen in den Blick gerieten und verhandelt wurden, über die Zeit verändert und ausdifferenziert haben. Einige wesentliche Entwicklungen der Analysen zur geschlechtlichen Vielfalt und Diversität im Sport werden im Folgenden mit dem Ziel skizziert, die in diesem Schwerpunktheft veröffentlichen Beiträge zu kontextualisieren.

Geschlechtliche Vielfalt im Sport – Partizipation und Teilhabe

Ein für das Thema „Geschlechtliche Vielfalt im Sport" zentraler Forschungsstrang stellt Fragen der (numerischen) Partizipation ins Zentrum des Interesses: Wer nimmt am Sport teil und wer nicht? Wer findet Zugang zu welchen sportiven Praxen und Feldern und welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Kategorie Geschlecht? Arbeiten der deutschsprachigen sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung konzentrierten sich anfänglich vor allem auf empirische Analysen des binären Geschlechterverhältnisses, d.h. auf soziale Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern im Sport und damit verbundene Geschlechterdiskriminierungen. Die in diesem Zusammenhang entstandenen Forschungen untersuchten Prozesse der Stereotypisierung und damit verbundene Partizipationsverhältnisse und verwiesen auf die numerische Unterrepräsentanz von Mädchen und Frauen in unterschiedlichen Bereichen des Sports (z.B. Kröner 1976; Schenk 1986; Voigt 1986; Alfermann 1995). Diese Studien machten Mädchen und Frauen im Sport sichtbar, auch indem sie ihre Sportinteressen und -präferenzen thematisierten.

Das lange Zeit als „Männerreservat" (Dunning 2003: 475) – oder in Bezug auf den Fußballsport als „Arena der Männlichkeit" (Kreisky/Spitaler 2006) – geltende soziale Feld des Sports erwies sich folglich als vielfältiger als angenommen. Forscher*innen beschrieben zum einen eine „spezifisch weibliche" Bewegungskultur, die sich von den als androzentrisch wahrgenommenen Normen und Werten eines so genannten Mainstream-Sports abgrenzen ließ und in deren Zentrum mitunter als „typisch weiblich" bezeichnete Sportarten wie Turnen und Tanz standen (Scheffel 1988; Rose 1991; Menze-Sonneck 1998). Es wurde darüber hinaus deutlich, dass Frauen und Mädchen einen Platz auch in jenen Sportarten reklamierten, die bis dahin als „typisch männlich" galten und/oder in denen ihnen die Teilhabe lange Zeit u.a. durch entsprechende Verbote verwehrt blieb. Bekannt ist das „Frauenfußball-Verbot", das der Deutsche Fußball-Bund 1955 ausgesprochen hatte; aber auch Sportarten wie das Ringen, Gewichtheben oder Skifliegen waren von entsprechenden Verboten betroffen (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf 2003; Hofmann/Vertinsky/Jette 2010).

Dass sich deutliche Unterschiede im Sportengagement der Geschlechter zeigten (und heute zum Teil noch zeigen), führten die Autor*innen der vor allem in den 1980er und 1990er Jahren entstandenen Arbeiten nicht auf „natürliche" Differenzen zwischen den Geschlechtern zurück, sondern – ausgehend von einem sozialkonstruktivistischen Geschlechterverständnis – vorrangig auf sozialisatorische Prozesse (z.B. Pfister 1999). Die sozialisationstheoretische Perspektive

ist nach wie vor, etwa in Studien zur Mädchensozialisation im und durch Sport, relevant (Gramespacher/Feltz 2009; Gramespacher/Weigelt-Schlesinger 2019) und wurde in der Schulsportforschung immer wieder und insbesondere in der langjährigen Koedukationsdebatte aufgegriffen (z.B. Scheffel 1996; Kugelmann 1997; Gieß-Stüber 2000). Darüber hinaus nahm die sportwissenschaftliche Geschlechterforschung die Geschlechterverhältnisse zum Beispiel auf der Funktionärs- und Führungsebene in Sportorganisationen (z.B. Doll-Tepper/Pfister 2004; Combrink/Dahmen/Hartmann-Tews 2006; Sartore/Cunningham 2007), in der Trainer*innenausbildung (z.B. Stangl/Kane 1991; Bahlke/Cachay 2003; Weigelt-Schlesinger 2008) und bei der die Ressourcenverteilung in Vereinen (Klein 2012; Klein/Deitersen-Wieber/Lelek 2012) in den Blick. Auch Studien zur medialen Repräsentation von Sportler*innen entstanden. Sie fokussierten zu Beginn auf die Darstellung von Sportlerinnen in den Medien und problematisierten den damit verbundenen Sexismus (Klein/Pfister 1985; Klein 1988; Anders/Braun-Laufer 1999); später aber kamen auch zu diesem Thema die Geschlechterverhältnisse in den Fokus (Rulofs 2003).

Politisiert wurde die geschlechtertheoretische sportwissenschaftliche Forschung mit der Einführung des europolitischen Programmes *Gender Mainstreaming*. Damit ergaben sich erneut Fragen zur gleichgestellten Partizipation der Geschlechter im Sport. Dieser Prozess gab der genderbezogenen Schulsportforschung ebenso einen Impuls (z.B. Gramespacher 2008) wie Forschungen zu sportpolitischen und sportstrukturellen Entscheidungsprozessen und zur Wirksamkeit gleichstellungspolitischer Förderinstrumente im organisierten Sport (z.B. Dahmen 2008). Gleichwohl ging mit der sportwissenschaftlichen Bearbeitung des Anspruches des Programms Gender Mainstreaming eine problematische Fokussierung des Geschlechterbegriffes auf die Binarität der Geschlechtervorstellungen einher (vgl. Gramespacher 2008: 26ff.). Damit war dieser Diskurs eher implizit anschlussfähig an die konstruktivistische Theorieperspektive, die den Blick für vielfältigere Geschlechtervorstellungen öffnete.

Auf dieser theoretischen Grundlage kamen nicht nur Unterschiede zwischen den Geschlechtern, sondern auch und insbesondere Differenzen innerhalb der Geschlechtsgruppen in den Blick. Männer und Jungen, Mädchen und Frauen erschienen nicht länger als homogene Gruppen im Sport, sondern als in sich heterogene Gruppen unter anderem in Bezug auf Erfahrungen, Lebensläufe und Biographien (z.B. zu Mädchen und Frauen: Klein 1983; Abraham 1986; Palzkill 1990; zu Jungen: Richartz 2000; Neuber 2003; zu Kindern im Überblick: Gieß-Stüber et al. 2008). Hinzu kamen mit der Zeit Analysen, die zusätzlich zur Kategorie Geschlecht weitere Differenzdimensionen berücksichtigen. Diese Analysen erlauben es, unterschiedliche soziale Kontexte und Gruppierungen und deren Situation im Sport zu beschreiben. Hier sind beispielhaft zu nennen: Forschungen zum Zusammenhang von Geschlecht und sozialer Herkunft (vgl. Frohn 2007) oder Geschlecht, Ethnizität und Religion (vgl. Kleindienst-Cachay 2007, 2010; Klein 2011), Studien zu Geschlecht und Behinderung (vgl. Tiemann 2006, 2017), Geschlecht und Alter (Hartmann-Tews 2016, 2017) oder zu Geschlecht und sexueller Orientierung – hier: im Fußball (Degele 2013, 2014). Der besondere Gewinn dieser Forschungen liegt darin, Geschlechterverhältnisse im Sport

differenzierter betrachten zu können und spezifische Diskriminierungsmuster – zum Teil auch in Bezug auf spezifische Felder des Sports – aufzudecken. Wie wiederum Erkenntnisse aus diesen Forschungen im organisierten Sport aufgenommen werden, reflektieren Publikationen, die sportpolitische Maßnahmen des Gender Mainstreamings und des Diversity Managements untersuchen (Rulofs/Dahmen 2010; Rulofs 2011).

Was allerdings offen, aber angesichts der eingangs erwähnten Debatten zum Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt im Sport notwendig ist, ist eine geschlechtertheoretisch fundierte Bearbeitung von Fragen zu Partizipation und/oder zum Engagement von Trans*-, Inter*- und Non-Binary-Personen im Freizeit-, Breiten- und Leistungssport. Hierzu liegen bisher einige wenige Forschungen aus dem angloamerikanischen Kontext vor (Cavanaugh/Sykes 2006; Caudwell 2014; Elling-Machartzki 2017; Travers/Deri 2011; Westbrook/Schilt 2014). Sie machen nicht nur auf diskriminierende Momente im Sport aufmerksam, sondern fragen darüber hinaus auch nach der Bedeutung von Sport für Trans*-Personen u.a. als empowernde und identitätsstiftende Ressource. Eine Studie, die jenseits der Diskriminierung von Sportler*innen aufgrund sexueller Orientierung auch Diskriminierungen aufgrund der Geschlechtsidentität und somit Trans*- und Inter*-Personen berücksichtigt, ist das seit 2018 u.a. an der Deutschen Sporthochschule Köln angesiedelte europaweite Projekt „Outsports" (Menzel/Braumüller/Hartmann-Tews 2018). Das Projekt fragt mittels qualitativer und quantitativer Verfahren sowohl nach Diskriminierungserfahrungen von Sportler*innen als auch nach Strategien von Sportorganisationen im Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt. Die Studie schafft damit, ähnlich den erwähnten angloamerikanischen Publikationen, ein Gegengewicht zu jenen Debatten, welche die Partizipation von Trans*- und Inter*-Personen am Sport auf Fragen des Hormonhaushalts und daraus eventuell resultierenden Leistungsvor- und -nachteile reduzieren. Trotz dieser Forschungsprojekte bildet eine kritische und differenzierte Perspektive auf die Teilhabe von Trans*-, Inter*- und Non-Binary-Personen in unterschiedlichen Bereichen des Sports noch immer ein Desiderat in der sportbezogenen Geschlechterforschung.

Geschlechtliche Vielfalt im Sport – Reproduktionsprozesse, Verschiebungen und Erweiterungen

Mit Blick auf das Thema ‚geschlechtliche Vielfalt im Sport' sind darüber hinaus aber auch jene Forschungsarbeiten bedeutsam, die Prozesse der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung in den Fokus rücken und/oder mögliche Verschiebungen und Erweiterungen geschlechtlicher Normalitätsvorstellungen untersuchen. Zu erwähnen sind Studien, welche auf die Herstellung von Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterhierarchie im Kontext des Sports fokussieren. Sie verweisen auf die Bedeutung der strukturell verankerten Geschlechtersegregation des Sports für die Aufrechterhaltung naturalisierter und naturalisierender, binärer Geschlechtervorstellungen. Sportive Wettkämpfe fungieren, so schreibt Ilse Hartmann-Tews, als eine „visuelle Empirie der – scheinbar – natürlichen

Unterschiede zwischen den Geschlechtern“ (2006: 42). Sie bestätigen die alltagstheoretische Grundannahme, dass es ausschließlich Frauen und Männer gibt, und dass sich diese von Natur aus in ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit unterscheiden. Dabei gerät aus dem Blick, dass erst die Einführung der Leistungsklasse Geschlecht, also die Unterscheidung in Männer- und Frauenwettbewerbe, die Vorstellung einer im Sport eindeutigen Geschlechterdifferenz herstellt und damit zugleich auch die Notwendigkeit, Frauen und Männer respektive Männer- und Frauenkörper eindeutig voneinander zu unterscheiden (Müller 2006: 401; Heckemeyer 2018). Auf diesen Zusammenhang verweisen insbesondere Forschungen zu den bereits erwähnten Geschlechterverifikationsverfahren im Sport (Ritchie 2003; Müller 2006; Heggie 2014). Sie zeigen zum einen, dass sich die von Sportorganisationen angewandten Kriterien zur Unterscheidung der Geschlechter im Sport im historischen Verlauf immer wieder verändert haben. Zum anderen verdeutlichen sie, dass das Festhalten an geschlechtersegregierten Wettkampfstrukturen nur mittels des Ausschlusses (z.B. durch Pathologisierung) von Trans*- und Inter*-Personen möglich ist. Die Geschlechtersegregation im Sport bedingt folglich die formale Exklusion all jener Sportler*innen, die den jeweiligen Weiblichkeits- und Männlichkeitskriterien nicht entsprechen. Mit anderen Worten: Die Leistungsklasse Geschlecht rekurriert bei genauerem Hinsehen nicht auf eine natürliche, den Strukturen des Sports vorgängige Zweigeschlechtlichkeit, sie erweist sich vielmehr als eine geschlechterdifferenzierende und -konstituierende Struktur (vgl. Heckemeyer 2018: 84).

Diesen Gedanken greifen Studien auf, die untersuchen, wie binäre Geschlechterdifferenzen in sozialer Praxis aufgerufen und (re-)produziert, ggf. aber auch verschoben werden; beispielsweise im Kontext des Fußballsports (Sobiech 2012) oder auch in pädagogischen Settings (Azzarito/Katzew 2010; Gieß-Stüber/Sobiech 2017). Deutlich wird dabei, dass die Reproduktion von Geschlechterdifferenzen untrennbar mit der Reproduktion der Geschlechterhierarchie verwoben ist. Denn die Konstruktion von Leistungsunterschieden zwischen Frauen und Männern ist im Sport immer auch mit der Vorstellung männlicher Überlegenheit verknüpft. Diese manifestiert sich in geschlechterspezifischen Reglements im Kontext des Leistungssports, d.h. zum Beispiel in kürzeren Laufdistanzen für Frauen in der Leichtathletik oder im Bodycheckverbot für Frauen im Eishockey, aber auch in sprachlichen Unterscheidungen zwischen Gewichtheben und ‚Frauen‘-Gewichtheben, Fußball und ‚Frauen‘-Fußball etc. (vgl. zum Fußball: Müller 2007). Diese Formulierungen, die sich u.a. in international gültigen Regelwerken und in der medialen Sportberichterstattung finden, setzen den von Männern betriebenen Sport als Norm und schreiben ihm den Status des ‚Originals‘ zu, während der von Frauen betriebene Sport als Variante desselben geschlechtlich markiert ist.

Über die soeben skizzierten Studien hinaus sind es heteronormativitätstheoretisch fundierte Forschungsarbeiten, die Erklärungsansätze für die Persistenz zweigeschlechtlich-hierarchischer Geschlechterverhältnisse und damit verbundene geschlechtsbezogene Diskriminierungen im Sport liefern. Sie verweisen auf die Bedeutung von (Hetero-)Sexualität respektive Begehren und sexuelle

Orientierung für die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit – auch im Sport. Im angloamerikanischen Forschungskontext entstanden hierzu seit den 1990er Jahren Publikationen (Pronger 1992; Griffin 1998; Caudwell 2003; Anderson 2015), in der deutschsprachigen Geschlechterforschung in den 2000er Jahren und dies vor allem mit Blick auf den Fußballsport (Degele/Janz 2012; Degele 2013, 2014; Walther-Ahrens 2011). Die Forschungen verweisen zum einen auf die Wirkmächtigkeit der gesellschaftlichen Norm der Heterosexualität im Sport und die daraus resultierenden Diskriminierungen und Marginalisierungen von Lesben und Schwulen. Zum anderen problematisieren sie homophobe Praktiken als Reaffirmierungsstrategie eines geschlechterbinär strukturierten und darüber hinaus männlich-heterosexuell dominierten Sports. Wie Degele und Janz (2012) in ihrer Studie zu Sexismus und Homophobie im Fußball zeigen, werden Frauen wie auch ‚Schwule' als „Andere im Fußball" (ebd.: 197) konstruiert und bleiben somit konstitutives Außen eines über Männlichkeit und Heterosexualität definierten Sports. Auf ähnliche heteronormative und heterosexistische Wirkmuster verweisen Publikationen zur medialen Repräsentation von Sportler*innen. Forschungen aus dem deutschsprachigen Zusammenhang zeigen, dass Formen der (Hetero-)Sexualisierung von Sportlerinnenkörpern herkömmliche Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen im Sport reproduzieren und damit auch die daran geknüpfte Geschlechterhierarchie (Rulofs/Hartmann-Tews 2011, 2017; Schaaf 2011, 2012).

Liefern die bisher angesprochenen Studien einerseits Erklärungsansätze für die Persistenz der zweigeschlechtlich-hierarchischen Ordnung im Sport, so ermöglichen sie andererseits auch einen „weiten Blick" auf Weiblichkeit*EN* und Männlichkeit*EN*, also auf einen permanent zu denkenden geschlechtlichen Plural. Diese Perspektive ist für Forschungen zur Partizipation von Trans*-, Inter*- und Non-Binary-Personen im Sport vielversprechend, denn mit einem permanent zu denkenden Plural der Geschlechter kommen zwingend geschlechtliche Zwischenräume respektive geschlechtliche Vielfalt in den Fokus.

Intersektionale Theorieansätze machen darauf aufmerksam, dass eben diese geschlechtliche Vielfalt immer in ihrer Verwobenheit mit anderen sozialen Ungleichheitskategorien gesehen werden muss (Winker/Degele 2009). In der sportbezogenen Geschlechterforschung hat eine entsprechende Analyseperspektive in den vergangenen Jahren zwar zunehmend Berücksichtigung gefunden, wie u.a. die oben erwähnten Forschungen zum Zusammenhang von Sport, Alter und Geschlecht (Hartmann-Tews 2017) oder zu Rassismus, Homophobie und Sexismus im Fußball (Degele 2013, 2014) zeigen. Eine systematische und theoretisch fundierte Integration intersektionaler Perspektiven auf Sport und Geschlecht steht jedoch noch aus. Bedeutsam sind in diesem Zusammenhang auch postkoloniale Theorieansätze, die nicht nur die Wirkmächtigkeit von Differenz(ierungs-)kategorien wie z.B. Race, Ethnizität und Nation für soziale Ordnungsverhältnisse herausstellen, sondern auch deren historisches Gewordensein und die Einbettung von Ungleichheitsdiskursen in (post-)koloniale Machtverhältnisse thematisieren. Diese Perspektiven integrieren beispielsweise Günter (2015, 2017) in ihren Analysen und die Beiträge des in diesem Heft rezensierten Sammelbands von Müller und Steuerwald (2017).

Im angloamerikanischen Forschungszusammenhang haben sich postkoloniale und intersektionale Ansätze in den vergangenen Jahren vor allem im Kontext der Debatten zur Teilhabe von Trans*- und Inter*-Personen am Wettkampfsport als gewinnbringend erwiesen. Sie öffnen den Blick dafür, dass und wie diese Debatte in (post-)koloniale, westliche Diskurse über Geschlecht und Körper eingebunden ist. Wie auch der in diesem Heft abgedruckte Beitrag von Karkazis und Jordan-Young (2018) aufzeigt, erklärt dieser Zusammenhang mitunter die Tatsache, dass vor allem Athlet*innen of Colour und Schwarze Frauen vornehmlich aus Ländern des Globalen Südens ins Visier von Geschlechterverifikationsverfahren geraten (s. dazu auch Nyong'o 2010; Magubane 2014; Pieper 2014; Bohuon 2015).

Eine sportbezogene und sportwissenschaftliche Geschlechterforschung, welche die angesprochenen intersektionalen und (post)kolonialen Perspektiven in der Auseinandersetzung mit dem Thema geschlechtliche Vielfalt ernst nimmt, sieht sich künftig nicht nur mit Fragen nach Ein- und Ausschlüssen sowie nach Reproduktions- und Produktionsmechanismen von Geschlecht(lichkeiten) konfrontiert. Mit einer solchen Perspektivierung geht auch die Frage nach forschungsbedingten Reifikationsprozessen einher. Was genau untersuchen wir – und auf welche Weise –, wenn wir Geschlecht(lichkeiten) im Sport und seinen Organisationen in den Blick nehmen? Welche mit Geschlecht verwobenen Macht- und Ungleichheitsverhältnisse geraten in den Fokus und welche nicht? Schließlich ist es auch bedeutsam, die mit der bereits beobachtbaren Öffnung bzw. Erweiterung der Geschlechterverhältnisse im Sport einhergehenden Verschiebungen von Machtverhältnissen zu identifizieren und weiter zu untersuchen: Wer weist welchen Männlichkeiten bzw. Weiblichkeiten welche sozialen Orte und Ressourcen im Sport zu? Welche (neuen) Selbstzuschreibungen und Selbstbeschreibungen ergeben sich? Welche sozialen Konstellationen, neuen Barrieren und Zugänge entwickeln sich? Wer zieht aus ihnen Vorteile bzw. wer wird in den neuen Konstellationen diskriminiert oder ausgeschlossen? An welchen Stellen werden die jüngst verschobenen Denkweisen in Bezug auf Geschlecht im Sport negiert und aktiv ausgeschlossen? Inwiefern nehmen die Medien geschlechtliche Verschiebungen und Verschränkungen auf? All dies könnten Fragen für künftige geschlechtertheoretisch fundierte Forschungen in der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung sein, die auch für die wissenschaftliche und sportpolitische Praxis relevant werden.

Zu den Beiträgen

Ilse Hartmann-Tews, **Diana Emberger** und **Birgit Braumüller** bearbeiten in ihrem Beitrag „Visuelle Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen bei den Olympischen Sommerspielen 2000-2016. Muster und Wandel der Geschlechterordnung in der Printmedienberichterstattung" ein Thema, das im Kontext der sportbezogenen Geschlechterforschung bedeutsam ist: die mediale Sichtbarkeit und Inszenierung von Sportlerinnen und Sportlern. Die Ergebnisse

ihrer Längsschnittstudie, die auf bildliche Darstellungen zweier Printmedien fokussiert, zeigen, dass sich bezüglich der Olympischen Sommerspiele seit dem Jahr 2000 nur wenig in der medialen Repräsentation der Spitzenathletinnen und -athleten verändert hat. Nach wie vor schaffen bildliche Darstellungen geschlechterdifferenzierende und -hierarchisierende „visual frames", wie es die Autorinnen nennen, die den Leistungssport als männliche Domäne markieren und reproduzieren.

In ihrem Beitrag „Zwischenräume – die Sportumkleide als Raum praktischer Geschlechterpolitik im Sport" rahmt **Corinna Schmechel** beobachtbare Praktiken in geschlechtersegregierten Sport-Umkleideräumen raum-, emotions- wie auch geschlechtertheoretisch. Indem die Autor*in Umkleide-Strukturpraktiken queerer Sportkontexte anhand von Interviewmaterial und Feldbeobachtungen auf deren Potentiale sowie auf deren Grenzen für In- und Exklusionsprozesse hin analysiert, verdeutlicht sie die Relevanz sozialer Prozesse in Sport-Umkleideräumen für die Partizipation von LGBTI*-Personen im Sport.

Judith von der Heyde geht in ihrem Beitrag „Hegemonialisierte Weiblichkeit. Eine Konzeptionalisierung von Weiblichkeit in der Männerdomäne" der Frage nach, welche Anschlüsse Connells (1999) Konzept der Hegemonialen Männlichkeit für eine differenzierte Betrachtung von Weiblichkeiten offeriert. Ihre Empirie basierten Analysen zur Verhandlung von Frau-Sein in der Fußball-Ultrakultur eröffnen eine theoretische Perspektive auf Herstellungsprozesse von Geschlechtlichkeit(en) und mögliche Veränderungen und Verschiebungen derselben. Von der Heyde plädiert dabei dafür, Männlichkeiten und Weiblichkeiten und die damit verbundenen Hegemonialisierungspraktiken konsequent relational zu denken.

Im Beitrag[5] „The Powers of Testosterone: Obscuring Race and Regional Bias in the Regulation of Women Athletes" rekurrieren **Katrina Karkazis** und **Rebecca M. Jordan-Young** auf Forschungsstrategien kritischer postkolonialer und feministischer Studien, die sich den Bereichen Wissenschaft, Medizin und Körper widmen. Ihre Analyse zielt auf Fragen zum Umgang mit Testosteron bei Athletinnen bzw. zur Veränderung ihres Testosteronspiegels. Die Autor*innen verweisen in ihren Analysen insbesondere auf Zusammenhänge zu Rassismen. Zudem erörtern sie, inwiefern der Diskurs über Testosteron bei Athletinnen, den die Autor*innen kurz „T talk" nennen, zu einer Naturalisierung des Umgangs mit diesem beiträgt.

Die Geschlechterforscherinnen **Bettina Rulofs** (Deutsche Sporthochschule Köln) und **Sandra Günter** (Leibniz-Universität Hannover) besprechen in einem Interview Karolin Heckemeyer und Elke Gramespacher ihre Perspektiven auf die Entwicklung und aktuelle Situation der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung. Neben der (Re-)Produktion von Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterhierarchien in medialen Repräsentation des Sports adressiert das Gespräch auch Fragen zur Bedeutung von und zum Umgang mit sexueller Gewalt im Sport und erörtert Herausforderungen für zukünftige Forschungen.

Mit ihrer Rezension „Wer gegen wen? Eine Analyse zu Klassifikationsprozessen im Sport" stellt **Stefanie Duttweiler** den von Müller und Steuerwald (2017) publizierten Sammelband „‚Gender', ‚Race' und ‚Disability' im Sport. Von

Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya“ vor und trägt damit inhaltlich zu diesem Schwerpunktheft bei. In dem Sammelband finden sich vielfältige Aufsätze, die im Kontext der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung stehen – auch, weil einige von ihnen intersektionale Perspektiven aufgreifen. Zugleich, so Stefanie Duttweiler, leiste der Sammelband einen Beitrag dazu, die These, es ginge in der Kategorisierung von Menschen auch und gerade im Sport um die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung, weiterhin zu verfolgen.

Okka Zimmermann rezensiert das Werk „Das Versagen der Kleinfamilie. Kapitalismus, Liebe und der Staat“ von Tazi-Preve (2017). Die Autorin verdeutlicht, dass das Werk die Relevanz der Kleinfamilie inklusive ihrer Geschlechterbeziehungen klar darstellt und anhand zentraler Erkenntnisse der Geschlechter- und Familienforschung theoretisch fundiert. Zugleich wird hier die Alternativlosigkeit von Kleinfamilien hinterfragt; und die damit einhergehende Kritik bezieht sich auch auf die dort bestehende Geschlechterordnung.

Der im Offenen Call der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* eingegangene Beitrag „Von der Feminisierung zur Entmaskulinisierung. Epistemologische Reflexion über das begriffliche Instrumentarium zur soziologischen Erforschung vom Wandel der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre“ von **Anne-Laure Garcia** befasst sich aus epistemologischer und (sprach-)philosophischer Perspektive mit dem Begriff Feminisierung und dessen Potential für Erkenntnisgewinnung. Um dieses Potential beschreiben zu können, analysiert die Autorin medizinische und sozialwissenschaftliche Publikationen aus der wissenschaftstheoretischen Perspektive der französischen Epistemologie.

Anmerkungen

1 Siehe dazu: <https://www.athleteally.org>(Zugriff: 28.05.2019); PBS 2015 <https://www.pbs.org/video/first-person-we-run-non-binary-inclusion-sports> (Zugriff: 28.05.2019).

2 Zur Problematik einer nur eingeschränkt handlungswirksamen Diversitäts- und Antidiskriminierungsrhetorik in den Statuten und Regularien der IAAF und des IOC siehe Heckemeyer (2017).

3 Vgl. <http://gleichstellung.dosb.de/themen/wir-fuer-vielfalt/transidentitaet-und-intersexualitaet/#akkordeon-15872> (Zugriff: 15.03.2019). Hinzuweisen ist darauf, dass diese international gültigen Regularien in den vergangenen Jahren stark in die Kritik geraten sind (Karkazis/Jourdan-Young in diesem Band; Heckemeyer 2017).

4 Inwiefern diese Entwicklungen und Kooperationen sich zukünftig positiv auf die Partizipation von LGBTIQ-Personen im (Vereins-)Sport und auf die Strukturen der Sportorganisationen auswirken, bleibt abzuwarten.

5 Die Herausgeber*innen der fzg danken der John Hopkins University Press Baltimore (Maryland, USA) für die freundliche Erlaubnis, den Beitrag, der 2018 in der interdisziplinären, peer-reviewten Zeitschrift *Feminist Formations* erschienen ist (Karkazis/Jordan-Young 2018), im vorliegenden Schwerpunktheft erneut und unverändert abdrucken zu dürfen.

Literatur

Abraham, Anke (1986): Identitätsprobleme in der rhythmischen Sportgymnastik: eine Untersuchung zur Auswirkung sportartspezifischer Identitätskonstitutionen auf die Identitätsfindung nach Beendigung der leistungssportlichen Laufbahn. Schorndorf: Hofmann.

Alfermann, Dorothee (1995): Geschlechterunterschiede in Bewegung und Sport: Ergebnisse und Ursachen. In: Psychologie und Sport 1, 2, 2-14.

Anders, Georg/Braun-Laufer, Elisabeth (Red.) (1999): Sportlerinnen in den Medien. Möglichkeiten und Grenzen. Köln: Sport und Buch Strauß.

Anderson, Eric (2015): Assessing the sociology of sport: On changing masculinities and homophobia. In: International Review for the Sociology of Sport 50, 4-5, S. 363-367. https://doi.org/10.1177/1012690214538628.

Azzarito, Laura/Katzew, Adriana (2010): Performing Identities in Physical Education: (En)gendering Fluid Selves. In: Research Quarterly for Exercise and Sport 81, 1. S. 25-37. https://doi.org/10.1080/02701367.2010.10599625.

Bahlke, Steffen/Cachay, Klaus (2003): „Trainer … das ist halt einfach Männersache“: Eine Studie zur Unterrepräsentanz von Trainerinnen im Spitzensport. Köln: Sport und Buch Strauß.

Bohuon, Anaïs (2015): Gender Verifications in Sport: From an East/West Antagonism to a North/South Antagonism. In: The International Journal of the History of Sport 32, 7, S. 965-979. https://doi.org/10.1080/09523367.2015.1037746.

Caudwell, Jayne (2014): [Transgender] young men: gendered subjectivities and the physically active body. In: Sport, Education and Society 19, 4, S. 398-414. https://doi.org/10.1080/13573322.2012.672320.

Caudwell, Jayne (2003): Sporting Gender: Women’s Footballing Bodies As Sites/Sights for the (Re-)Articulation of Sex, Gender and Desire. In: Sociology

of Sport Journal 20, S. 371-386. https://doi.org/10.1123/ssj.20.4.371.

Cavanaugh, Sheila L./Sykes, Heather (2006): Transsexual Bodies at the Olympics: The International Olympic Committee's Policy on Transsexual Athletes at the 2004 Athens Summer Games. In: Body & Society 12, 3, S. 75-102. https://doi.org/10.1177/1357034X06067157.

Combrink, Claudia/Dahmen, Britt/Hartmann-Tews, Ilse (2006): Führung im Sport – eine Frage des Geschlechts. In: Hartmann-Tews, I./Rulofs, B. (Hrsg.): Handbuch Sport und Geschlecht. Schorndorf: Hofmann, S. 288-297.

Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Wiesbaden: VS.

Court of Arbitration for Sport CAS (2019): Media Releases. Executive Summary. <https://www.tas-cas.org/fileadmin/user_upload/CAS_Executive_Summary__5794_.pdf> (Zugriff: 22.05.2019).

Dahmen, Britt (2008): Mentoring und Chancengleichheit im Sport. Köln: Sportverlag Strauß.

Degele, Nina (2014): „Ich dusch nur mit dem Arsch zur Wand": Verletzungsmacht und Verletzungsoffenheit als simultane Konstruktion von Heteronormativität. In: Waine, A./Naglo, K. (Hrsg.): On and Off the Field. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 85-104. https://doi.org/10.1007/978-3-658-00133-9_5.

Degele, Nina (2013): Fußball verbindet – durch Ausgrenzung. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19143-0.

Degele, Nina/Janz, Caroline (2012): Homosexualität im Fußball – Zur Konstruktion von Normalität und Abweichung. In: Sobiech, G./ Ochsner, A. (Hrsg.): Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 195-214. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19133-1_11.

Deutscher Olympischer Sportbund [DOSB] (Hrsg.) (2017): Sport ist fair!? Chancengleichheit und gesellschaftspolitische Verantwortung im Sport. Grundlagenmaterial und Lehrbeispiele für den gemeinnützig organisierten Sport. Frankfurt/M.: DOSB.

Doll-Tepper, Gudrun/Pfister, Gertrud (2004): Hat Führung ein Geschlecht? Genderarrangements in Entscheidungsgremien des deutschen Sports. Köln: Sport und Buch Strauß.

Dunning, Eric (2003): Sport als Männerdomäne. Anmerkungen zu den sozialen Quellen männlicher Identität und deren Transformation. In: Elias N./Dunning, E./Blomert, R./Bremecke, D. (Hrsg.): Sport und Spannung im Prozeß der Zivilisation. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 473-502.

Elling-Machartzki, Agnes (2017): Extraordinary body-self narratives: sport and physical activity in the lives of transgender people. In: Leisure Studies 36, 2, S. 256-268. https://doi.org/10.1080/02614367.2015.1128474.

Frohn, Judith (2007): Mädchen und Sport an der Hauptschule. Sportsozialisation und Schulsport von Mädchen mit niedrigem Bildungsniveau. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.

Gieß-Stüber, Petra (2000): Koedukation ist mehr als gemeinsamer Sportunterricht von Mädchen und Jungen – Eine Herausforderung für die Sportpädagogik. In: Spectrum der Sportwissenschaften, Spectra der Sportpädagogik 12 (Supplement), S. 29-35.

Gieß-Stüber, Petra/Sobiech, Gabriele (2017): Zur Persistenz geschlechtsbezogener Differenzsetzungen im Sportunterricht. In: Sobiech, G./Günter, S. (Hrsg.): Sport & Gender. (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung: Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven. Wiesbaden: Springer Verlag, S. 265-280.

Gieß-Stüber, Petra/Neuber, Nils/Gramespacher, Elke/Salomon, Sebastian

(2008): Mädchen und Jungen im Sport. In: Schmidt, W./Völker, K./Zimmer, R. (Hrsg.): Zweiter Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht. Schwerpunkt: Kindheit. Schorndorf: Hofmann, S. 63-83.

Gramespacher, Elke (2008): Gender Mainstreaming in der Schul(sport)entwicklung. Eine Genderanalyse an Schulen. Saarbrücken: VDM.

Gramespacher, Elke/Weigelt-Schlesinger, Yvonne (2019): Was interessiert Mädchen in der Schweiz an Sportvereinen? Befunde der Aufsatzstudie aus dem Projekt *Girls in Sport*. In: Frohn, J./Gramespacher, E./Süßenbach, J. (Hrsg.): Stand und Perspektiven der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung. (Schriften der Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft, Band 279.). Hamburg: Czwalina, S. 156-161.

Gramespacher, Elke/Feltz, Nina (Hrsg.) (2009): Bewegungskulturen von Mädchen – Bewegungsarbeit mit Mädchen. (Schriftenreihe Bewegungslehre & Bewegungsforschung. Bd. 29 hrsg. von K. Moegling): Immenhausen: Prolog-Verlag.

Griffin, Pat (1998): Strong women, deep closets. Lesbians and homophobia in sport. Champaign, IL: Human Kinetics.

Günter, Sandra (2017): Postkoloniale Denk- und Deutungsmuster im Feld des Sports. In: Sobiech, G./Günter, S. (Hrsg.): Sport & Gender. (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung: Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 121-137.

Günter, Sandra (2015): The illegal transgression: discourse analysis of the media perception of the transgressive aesthetic of performance and display in top-level sports. In: Sport in Society 19, 5, S. 626-639. https://doi.org/10.1080/17430437.2015.1073943.

Hartmann-Tews, Ilse (2017): Senior_innen in Bewegung – Beobachtungen zur Relevanz von Geschlecht und Alter in verschiedenen Sport-Settings. In: Sobiech, G./Günter, S. (Hrsg.): Sport & Gender. (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung: Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 235-248.

Hartmann-Tews, Ilse (2016): Sport für alle!? – Analysen zum Wandel der Altersbilder im organisierten Sport. In: Leipziger Sportwissenschaftliche Beiträge, Schwerpunktthema: Gender im Sport 57, 1, S. 47-68.

Hartmann-Tews, Ilse (2006): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport und in den Sportwissenschaften. In: Hartmann-Tews, I./Rulofs, B. (Hrsg.): Handbuch Sport und Geschlecht. Schorndorf: Hofmann, S. 40-53.

Heckemeyer, Karolin (2018): Leistungsklassen und Geschlechtertests. Die heteronormative Logik des Sports. Bielefeld: transcript.

Heckemeyer, Karolin (2017): Geschlechterdifferenzen im Sport. In: Müller, M./Steuerwald, C. (Hrsg.): ‚Gender‘, ‚Race‘ und ‚Disability‘ im Sport. Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya. Bielefeld: transcript, S. 25-50.

Heggie, Vanessa (2014): Subjective sex: science, medicine and sex tests in sports. In: Hargreaves, J./Anderson, E. (Hrsg.): Routledge handbook of sport, gender and sexuality. London, New York: Routledge, S. 339-347.

Hofmann, Annette R./Vertinsky, Patricia/Jette, Shannon (2010): „Dear Dr. Rogge“: Die Skispringerinnen und die „human rights issue“. In: Sportwissenschaft 40, 1, S. 39-45.

International Association of Athletics Federations IAAF (2018): Eligibility Regulations for the Female Classification. Explanatory Notes. <https://www.iaaf.org/about-iaaf/documents/rules-regulations> (Zugriff am: 15.01.2019).

International Association of Athletics Federations (IAAF) (2011): IAAF

Regulations Governing Eligibility of Females with Hyperandrogenism to Compete in Women's Competition. <https://www.iaaf.org/about-iaaf/documents/rules-regulations> (Zugriff am: 15.01.2019).

Karkazis, Katrina/Jordan-Young, Rebecca M. (2018): The Powers of Testosterone: Obscuring Race and Regional Bias in the Regulation of Women Athletes. In: Feminist Formations 30, 2, S. 1-39. https://doi.org/10.1353/ff.2018.0017.

Klein, Marie-Luise (2012): Vermarktungssituation im Spitzenfußball der Frauen. In: Zipprich, C. (Hrsg.): Sie steht im Tor – und er dahinter. Frauenfußball im Wandel. Hildesheim: Arete-Verlag, S. 85-104.

Klein, Marie-Luise (2011): Migrantinnen im Sport – Zur sozialen Konstruktion einer ‚Problemgruppe'. In: Braun, S./Nobis, T. (Hrsg.): Migration, Integration und Sport. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 125-135. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92831-9_7.

Klein, Marie-Luise (1988): Women in the Discourse of Sports Reports. In: International Review for the Sociology of Sport 23, 2, S. 139-152. https://doi.org/10.1177/101269028802300205.

Klein, Marie-Luise/Deitersen-Wieber, Angela/Lelek, Stella (2012): Strukturelle Auswirkungen der Inklusion des Frauen- und Mädchenfußballs in die Fußballvereine – untersucht am Beispiel des Westdeutschen Fußball- und Leichtathletikverbandes. In: Sobiech, G./ Ochsner, A. (Hrsg.): Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 61-75. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19133-1_4.

Klein, Marie-Luise/Pfister, Gertrud (1985): Goldmädel, Rennmiezen und Turnküken. Die Frau in der Sportberichterstattung der Bild-Zeitung. Berlin: Bartels & Wernitz.

Klein, Michael (1983): Sport und Geschlecht. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Kleindienst-Cachay, Christa (2010): Balancing between the cultures… Sports and physical activities of Muslim girls and women in Germany. In: Benn, T./Pfister, G./Jawad, H. (Hrsg.): Muslim Women and Sport: Routledge, S. 92-108.

Kleindienst-Cachay, Christa (2007): Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im organisierten Sport. Ergebnisse zur Sportsozialisation – Analyse ausgewählter Maßnahmen zur Integration in den Sport. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.

Kleindienst-Cachay, Christa/Kunzendorf, Annette (2003): ‚Männlicher' Sport – ‚Weibliche' Identität. Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten. In: Hartmann-Tews, I./ Giess-Stuber, P./Klein, M.-L./Kleindienst-Cachay, C./Petry, K. (Hrsg.): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport. Opladen: Leske + Budrich, S. 109-150.

Kreisky, Eva/Spitaler, Georg (Hrsg.) (2006): Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht. Frankfurt/M.: Campus.

Kröner, Sabine (1976): Sport und Geschlecht. Eine soziologische Analyse sportlichen Verhaltens in der Freizeit. Ahrensburg: Czwalina.

Kugelmann, Claudia (1997): Koedukation im Sportunterricht – 20 Jahre Diskussion und kein Ende abzusehen. In: Henkel, U./Kröner, S. (Hrsg.): Und sie bewegt sich doch! Sportwissenschaftliche Frauenforschung – Bilanz und Perspektiven. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 179-212.

Magubane, Zine (2014): Spectacles and Scholarship: Caster Semenya, Intersex Studies, and the Problem of Race in Feminist Theory. In: Signs: Journal of Women in Culture and Society 39,

3, S. 761-785. https://doi.org/10.1086/674301.

Menze-Sonneck, Andrea (1998): Mädchen und junge Frauen im Sportverein: Sportkarrieren und Fluktuation im Turnen (Reihe Sportwissenschaft 26). Schorndorf: Hofmann.

Menzel, Tobias/Braumüller, Birgit/Hartmann-Tews, Ilse (2018): Beitrag in European Association for Sociology of Sport (EASS) Conference, Bordeaux, Frankreich, 23.-26. Mai 2018. In: Sport, Discriminations and Inclusion: Challenges to face: Book of abstracts, S. 66.

Müller, Marion (2007): Das Geschlecht des Fußballs – Zur „Polarisierung der Geschlechtscharaktere" im Fußball. In: Sport und Gesellschaft 4, 2, S. 113-141.

Müller, Marion (2006): Geschlecht als Leistungsklasse. Der kleine Unterschied und seine großen Folgen am Beispiel der „gender verifications" im Leistungssport. In: Zeitschrift für Soziologie 35, 5, S. 392-412.

Müller, Marion/Steuerwald, Christian (Hrsg.) (2017): ‚Gender', ‚Race' und ‚Disability' im Sport. Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya. Bielefeld: transcript.

Neuber, Nils (2003): Früh übt sich, was ein Meister werden will!? – Zum Umgang mit Leistung und Erfolg in der bewegungsorientierten Jungenarbeit. ‚motorik', Zeitschrift für Motopädagogik und Mototherapie 26, 3, S. 106-116.

Nyong'o, Tavia (2010): The unforgivable transgression of being Caster Semenya. In: Women & Performance: A journal of feminist theory 20, 1, S. 95-100. https://doi.org/10.1080/07407701003589501.

Padawer, Ruth (2016): The Humiliating Practice of Sex-Testing Female Athletes. <https://www.nytimes.com/2016/07/03/magazine/the-humiliating-practice-of-sex-testing-female-athletes.html> (Zugriff am 14.01.2019).

Palzkill, Birgit (1990): Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport. Bielefeld: AJZ-Verlag.

Pfister, Gertrud (1999): Sport im Lebenszusammenhang von Frauen. Schorndorf: Hofmann.

Pieper, Lindsay P. (2014): Sex Testing and the Maintenance of Western Femininity in International Sport. In: The International Journal of the History of Sport 31, 13, S. 1557-1576. https://doi.org/10.1080/09523367.2014.927184.

Positionspapier Bundesnetzwerktagung der queeren Sportvereine [BuNT] (2018): Der queere Sport positioniert sich! <http://www.vorspiel-berlin.de/tl_files/vorspiel_ssl_bln/bilder/BuNT/Positionspapier_final.pdf> (Zugriff am 28.12.2018).

Pronger, Brian (1992): The arena of masculinity. Sports, homosexuality, and the meaning of sex. New York: St. Martin's Press.

Richartz, Alfred (2000): Sport und die Suche nach Männlichkeit [Jungen – Körper – Sport]. sportunterricht 49, 10, S. 314-321.

Ritchie, Ian (2003): Sex Tested, Gender Verified: Controlling Female Sexuality in the Age of Containment. In: Sport History Review 34, 1, S. 80-98. https://doi.org/10.1123/shr.34.1.80.

Rose, Lotte (1991): Das Drama des begabten Mädchens. Lebensgeschichten junger Kunstturnerinnen. Weinheim: Beltz.

Rulofs, Bettina (2011): Diversity Management – Perspektiven und konzeptionelle Ansätze für den Umgang mit Vielfalt im organisierten Sport. In: Braun, S./Nobis, T. (Hrsg.): Migration, Integration und Sport. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 83-97. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92831-9_5.

Rulofs, Bettina (2003): Konstruktion von Geschlechterdifferenzen in der Sportpresse? Eine Analyse der Berichterstattung zur Leichtathletik WM 1999. Butzbach: Afra-Verlag.

Rulofs, Bettina/Hartmann-Tews, Ilse (2017): Mediale Präsentation von Sportler_innen in der Presse. Ein Überblick zu den Befunden inhaltsanalytischer Studien. In: Sobiech, G./Günter, S. (Hrsg.): Sport & Gender. (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung: Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 61-74.

Rulofs, Bettina/Hartmann-Tews, Ilse (2011): Geschlechterverhältnisse in der medialen Vermittlung von Sport - Sexualisierung und Erotisierung als Inszenierungsstrategie? In: Schaaf, D./ Nieland, J.-U. (Hrsg.): Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln: Herbert von Halem Verlag, S. 100-113.

Rulofs, Bettina/Dahmen, Britt (2010): Gender und Diversity im Sport – Konkurrenz oder Verstärkung? In: Gender 2, S. 41-55.

Sartore, Melanie L./Cunningham, George B. (2007): Explaining the Under-Representation of Women in Leadership Positions of Sport Organizations: A Symbolic Interactionist Perspective. In: QUEST 59, 2, S. 244-265. https://doi.org/10.1080/00336297.2007.10483551.

Schaaf, Daniela (2012): „Lieber Barbie als Lesbe?" Dispositionen von Sportjournalisten und Sponsoren zum heteronormativen Körperideal im Frauenfußball. In: Sobiech, G./Ochsner, A. (Hrsg.): Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 139-154. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19133-1_8.

Schaaf, Daniela (2011): Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln: Herbert von Halem Verlag.

Scheffel, Heidi (1996): MädchenSport und Koedukation. Butzbach-Griedel: Afra.

Scheffel, Heidi (1988): Wir spielen unser eigenes Spiel. Mädchen im koedukativen Sportunterricht. In: Buschmann, M./Kröner S./Becker, E. (Hrsg.): Frauen in Bewegung. Der feministische Blick auf Sporttheorie, Sportpraxis und Sportpolitik: Dokumentation des ersten feministischen Seminars in Bielefeld 1987, Ahrensburg: Czwalina, S. 41-57.

Schenk, Sylvia (1986): Frauen - Bewegung - Sport. Hamburg: VSA-Verlag.

Sobiech, Gabriele (2012): Die Logik der Praxis: Frauenfußball zwischen symbolischer Emanzipation und männlicher Herrschaft. In: Sobiech, G./Ochsner, A. (Hrsg.): Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 171-194.

Stangl, Jane Marie/Kane, Mary Jo (1991): Structural Variables That Offer Explanatory Power for the Underrepresentation of Women Coaches Since Title IX: The Case of Homologous Reproduction. In: Sociology of Sport Journal 8, 1, S. 47-60. https://doi.org/10.1123/ssj.8.1.47

Tiemann, Heike (2017): Behinderung und Geschlecht im Hochleistungssport. In G. Sobiech/S. Günter (Hrsg.): Sport & Gender. (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung: Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS Verlag, S. 281-294.

Tiemann, Heike (2006): Erfahrungen von Frauen mit Körperbehinderung im Hochleistungssport - eine empirische Untersuchung. Hamburg: Dr. Kovač.

Travers, Ann/Deri, Jillian (2011): Transgender inclusion and the changing face of lesbian softball leagues. In: International Review for the Sociology of Sport 46, 4, S. 488-507. https://doi.org/10.1177/1012690210384661.

Voigt, Ursula (1986): Frauen und Sportverein. In: Pilz, G. (Hrsg.): Sport und Verein. Reinbek: Rowohlt, S. 104-113.

Walther-Ahrens, Tanja (2011): Seitenwechsel. Coming-Out im Fußball. Gütersloh: Gütersloher Verlags-Haus.

Weigelt-Schlesinger, Yvonne (2008): Geschlechtsstereotype. Qualifikationsbarrieren von Frauen in der Fußballtrainerausbildung? (Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft, Band 178). Hamburg: Czwalina.

Westbrook, Laurel/Schilt, Kristen (2014): Doing Gender, Determining Gender: Transgender People, Gender Panics, and the Maintenance of the Sex/Gender/Sexuality System. In: Gender & Society 28, 1, S. 32-57. https://doi.org/10.1177/0891243213503203.

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.

Aufsätze

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 25: 25-48

Ilse Hartmann-Tews/Diana Emberger/Birgit Braumüller

Visuelle Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen bei den Olympischen Sommerspielen 2000-2016

Muster und Wandel der Geschlechterordnung in der Printmedienberichterstattung.[1]

Zusammenfassung: Die besondere Bedeutung Olympischer Sommerspiele liegt in ihrer Größe und medialen Omnipräsenz. Alle vier Jahre treten seit den Spielen in Sydney 2000 über 10.500 Sportler und Sportlerinnen aus mehr als 200 Ländern in mehr als 30 Sportarten und 300 Wettbewerben gegeneinander an (Sports Reference 2016). Welche Formen und Modi die visuelle Kommunikation prägen, steht im Mittelpunkt der vorliegenden inhaltsanalytischen Forschung über die Sommerspiele 2000 bis 2016. Um das Spektrum der Printmedien in Deutschland abzubilden, wurden mit der Bild-Zeitung (BILD) ein Boulevardmedium und mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) ein Qualitätsmedium ausgewählt und insgesamt 3.394 Fotos analysiert. Zentrale Fragestellung ist hierbei, ob Sportlerinnen – wie in der Tagespresse – unterrepräsentiert sind, inwieweit in die Fotografien von Sportlern und Sportlerinnen eine mediale Konstruktion von Geschlecht eingelagert ist, sich hier stabile Muster zeigen oder sich im 21. Jahrhundert ein Wandel abzeichnet.

Schlagwörter: Olympische Spiele, Gender, Printmedien, Inhaltsanalyse, visuelle Kommunikation.

Visual Presentation of Athletes at the Olympic Summer Games 2000-2016

Patterns and Changes of Gender Order in the Coverage of Print Media

Abstract: The special status of the Olympic Games is based on their large scale and omnipresence in the media. Every four years since the games in Sydney, 2000 more than 10.500 sportsmen and women from more than 200 countries compete in more than 30 disciplines and 300 competitions. Studies about the visual coverage of sportsmen and sportswomen in print media often claim that female athletes are systematically underrepresented in the daily press, a fact that is less obvious in the coverage of mega events. The research questions are if there is an underrepresentation of sportswomen in the visual coverage of sportsmen and sportswomen and whether there is an embedded gender order in the visual communication. The sample comprises a total of 3,394 photos taken from the coverage of five Olympic Games (2000 to 2016) in two major national daily newspapers in Germany. This sample allows the study to answer the questions with regard to patterns and changes of visual construction of gender in sports media of the 21st century.

Keywords: Olympic Games; gender; print media, content analysis; visual communication.

© 2019 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.02

Einleitung

Die Olympischen Spiele stellen im globalen Sportsystem den Höhepunkt im Wettkampf um die besten Leistungen und Anerkennung der besten Sportler und Sportlerinnen dar. Das Motto der Olympischen Spiele, *citius, altius, fortius – schneller, höher, stärker,* bringt die zentrale Handlungsorientierung des gesellschaftlichen Teilsystems Sport klar zum Ausdruck, nämlich die Kommunikation körperzentrierter Leistungssteigerung. Sie spitzt sich im Hochleistungssport in der Codierung von Sieg oder Niederlage von Gewinnen oder Verlieren zu (Stichweh 1990).

Die besondere Bedeutung der Olympischen Spiele liegt in ihrer Größe und medialen Omnipräsenz. Seit den Olympischen Sommerspielen 2000 in Sydney treten alle vier Jahre in einem kompakten, offiziellen Zeitraum von maximal 16 Tagen inzwischen über 10.500 Sportler und Sportlerinnen aus mehr als 200 Ländern in mehr als 30 Sportarten und 300 Wettbewerben gegeneinander an (Sports Reference 2016). Die enorme sportliche und gesellschaftliche Bedeutung der Olympischen Spiele wird durch die Medien verstärkt, so waren bspw. 2012 etwa 30.000 Medienvertreter*innen in London vor Ort, um von den Wettkämpfen zu berichten (Iportale 2012).

„Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien." (Luhmann 1996: 9) Auch die Wahrnehmung von (Spitzen-) Sportlern und Sportlerinnen findet weitestgehend medienöffentlich statt. Hier, in den Medien, entstehen unter anderem gesellschaftliche Vorstellungen über Relevanz, Persönlichkeit und Leistung. An dieser Stelle, d.h. der medialen Sichtbarkeit von Sport, setzt die zentrale Fragestellung des Beitrags an: Wie werden Sportler und Sportlerinnen sichtbar gemacht, wie werden sie visuell inszeniert und inwieweit haben sich diese Bilder im 21. Jahrhundert, über die Olympischen Sommerspiele von Sydney (2000), Athen (2004), Peking (2008), London (2012) und Rio de Janeiro (2016), verändert?

Um theoriegeleitet empirisch fundierte Antworten auf diese Fragen zu entwickeln, wird zunächst der theoretische Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen die Inhaltsanalyse der visuellen Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen in Printmedien in Deutschland erfolgt ist.

Die mediale (Re-)Produktion der Geschlechterordnung im Sport – eine sozialkonstruktivistische Perspektive

In der Kommunikations- und Medienwissenschaft wird seit den 1970er Jahren zunehmend die Bedeutung von Geschlecht in Prozessen öffentlicher und medialer Kommunikation zum Gegenstand der Forschung gemacht. Viele Studien in diesem Kontext belegen eine eigene, geschlechtsgebundene Medienrealität (Lünenborg/Röser 2012). Die *Gender Media Studies* sind insbesondere im angloamerikanischen Raum prominent und haben auch die sozialwissenschaftliche Forschung zur medialen (Re-)Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen in der Sportberichterstattung beeinflusst (Bruce 2013; Rulofs/Hartmann-Tews

2017). Der Erkenntnisgewinn der *Gender Media Studies* leitet sich insbesondere aus einer sozial-konstruktivistischen Perspektive ab und basiert auf der Einsicht, dass die Geschlechterordnung ein gesellschaftliches Konstrukt ist, das je nach sozialem und historischem Kontext variiert und wandelbar ist. Geschlechterverhältnisse und die sie tragenden sozialen Strukturen und Machtverhältnisse werden in grundlegenden sozialen Mechanismen hergestellt und etablieren sich in Praktiken, Sprache und Bildern, mit denen die traditionelle Ordnung reproduziert, stabilisiert oder auch transformiert werden kann (Hirschauer 1994, 2001).

An dieser Konstruktion der Geschlechterordnung sind gesellschaftliche Systeme, wie der Sport, das Bildungssystem oder die Medien und die in ihnen handelnden Akteur*innen ganz wesentlich beteiligt. Im Rahmen des Mediensystems sind diese Konstruktionsprozesse vielschichtig. Die Journalist*innen müssen aus einer unüberschaubaren Vielfalt von Ereignissen und (Selbst-)Inszenierungen in dem beobachteten System selegieren, um dann in der Redaktion zu entscheiden, über welche (selegierten) Ereignisse, in welcher Form und in welchem Umfang berichtet wird. Sind die Medienprodukte auf dem Markt, selegieren die Rezipient*innen, entschlüsseln die Kommunikation und (re-)konstruieren Botschaften. Auch Sportler*innen selbst sind Teil dieses Konstruktionsprozesses, da sie sich für die Medien ‚in Szene setzen' und bestimmte Geschichten und Bilder zur Verfügung stellen.

Die externe Komplexität der Umwelt wird von den Journalist*innen in den nachrichtengebundenen Medienprodukten durch eine Vielzahl von Operationen entlang der Leitdifferenz Information/Nichtinformation reduziert (Luhmann 1996). Die Operationalisierung dieser Leitdifferenz in verschiedene Nachrichtenfaktoren erfolgt in Bezug auf die Sportberichterstattung in den Printmedien vor allem über sechs Faktoren (Loosen 1998). In erster Linie sind zum einen die ‚Tagesaktualität' eines Ereignisses relevant sowie zum anderen der ‚Erfolg' von Sportlern und Sportlerinnen, d.h. Siege und Rekorde auf (inter-)nationalem Niveau werden bei der Auswahl von Informationen eher berücksichtigt als mittelmäßige Leistungen (ebd.). Gleichzeitig spielt der ‚Nationalbezug' bzw. die räumliche Nähe des Ereignisses als Nachrichtenfaktor eine zentrale Rolle (ebd.). Insgesamt dominiert eine ‚Personalisierung' von Ereignissen, d.h. Journalist*innen wählen eher Ereignisse aus, die einzelne Sportler und Sportlerinnen berühren und weniger diejenigen, die die Strukturen oder Handlungen des Sportsystems betreffen (ebd.). Zu den weiteren, aber insgesamt weniger relevanten Nachrichtenfaktoren gehören Ereignisse mit ‚*human interest*' und solche, die ‚negative Elemente' enthalten, wie z.B. Misserfolge und Konflikte (ebd.).

Die Visualisierung von textgebundenen Informationen hat in den vergangenen Jahren an Bedeutung gewonnen und die bildliche Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen gehört zu den zentralen Elementen des Sportjournalismus. Der Fotografie kommt in der medialen Kommunikation in zweierlei Hinsicht eine besondere Rolle zu. Zum einen haben Bilder eine hohe Glaubwürdigkeit und Authentizität. Aus diesem Wahrheitsanspruch leitet sich auch ihre zentrale Funktion ab, nämlich zu dokumentieren, dass etwas tatsächlich so (gewesen) ist. Zum anderen bindet die Fotografie durch die Unmittelbarkeit der

Wahrnehmung von Bildinhalten in besonderem Maße die Aufmerksamkeit der Rezipient*innen und setzt damit gleichzeitig einen inhaltlichen Rahmen, der die Einordnung und Interpretation von sonstigen, textgebundenen Informationen beeinflusst und prägt (Geise/Lobinger/Brantner 2013). Im Kontext einer konstruktivistischen Theorieperspektive wird diese Visualisierung textgebundener Informationen und das Setzen von *visual frames* ebenfalls durch einen Auswahlprozess markiert. Auch die Bildberichterstattung ist ein sozial-kulturelles Produkt, mit dem bestimmte Aspekte der Realität betont und andere Aspekte vernachlässigt werden.

In Bezug auf die mediale Vermittlung von Sport und die visuelle (Re-)Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen in der Berichterstattung ergibt sich vor dem Hintergrund der Systemlogik des Sportsystems eine spezifische, spannungsreiche Konstellation mit Blick auf die Geschlechterordnung. Zum sportspezifischen Leistungs- und Siegesprinzip gehören körperliche und mentale Stärke, unbedingter Siegeswille und Durchsetzungskraft, allesamt Merkmale, die eher männlich konnotiert sind (Athenstaedt/Alfermann 2011). Diese Zuschreibungen haben immer wieder dazu geführt, dass die Inklusion von Frauen in das Sportsystem nachrangig und nur partiell stattgefunden hat. So waren auch der Spitzensport und vor allem die Olympischen Spiele lange Zeit eine Domäne der Männer. Bei den ersten Olympischen Spielen in der Neuzeit (1896) waren Frauen gar nicht zugelassen, hundert Jahre später (1996) waren 34 % der Teilnehmenden Frauen und bei den vergangenen Spielen 2016 in Rio de Janeiro waren es 45 % (Sports Reference 2016). Die Olympischen Spiele in London (2012) wurden sogar von IOC-Chef Jacques Rogge bei der Eröffnung als die „weiblichen Spiele" in Szene gesetzt, da auf Initiative des IOC hier zum ersten Mal jede teilnehmende Nation mindestens eine Frau im Team aufweisen konnte. Die USA und Kanada entsendeten mehr Sportlerinnen als Sportler und Staaten wie Katar, Sultanat Brunei und Saudi Arabien hatten die Vorgaben des IOCs umgesetzt und zusammen sieben Sportlerinnen entsendet.

Parallel zu dieser Entwicklung ist der Anteil geschlechtersegregierter Praxisfelder, d.h. Sportarten und Disziplinen, in denen bei den Olympischen Spielen ausschließlich Männer oder ausschließlich Frauen zugelassen werden, über die Jahrzehnte hinweg deutlich zurückgegangen und in London (2012) wurden zum ersten Mal auch Frauen zu den Boxwettkämpfen zugelassen (Houghton/Pieper/Smith 2017). Diese und eine Vielzahl anderer Phänomene markieren mit der zunehmenden Integration von (Spitzen-)Sportlerinnen einen Wandel der hierarchischen Geschlechterordnung im (Spitzen-)Sport.

Im Fokus der eigenen empirischen Studie, aus der im Folgenden ausgewählte Ergebnisse vorgestellt werden, steht die Frage, wie Sportler und Sportlerinnen in der visuellen Sportberichterstattung der Printmedien über die Olympischen Spiele sichtbar gemacht werden, ob und wenn ja, wie in den Bildern Geschlechterkonstruktionen eingelagert sind und inwieweit sich diese im 21. Jahrhundert über die Olympischen Sommerspiele von Sydney (2000) bis Rio de Janeiro (2016) verändert haben.

Forschungsdiskurs zur visuellen Kommunikation

Der internationale Forschungsdiskurs zeigt aus der Perspektive der Geschlechterforschung eine facettenreiche Aufarbeitung der medialen Konstruktion von Geschlecht in der Sportberichterstattung. Inhaltlich konzentrieren sich die zahlreichen Studien auf die Thesen der Marginalisierung von Sportlerinnen, der stereotypisierenden Sportartenauswahl, der kommunizierten Heteronormativität sowie der Entsportlichung und Sexualisierung von Sportlerinnen besonders in der visuellen Kommunikation (Bruce 2013). Im Folgenden werden die Ergebnisse zur Sportberichterstattung über die Olympischen Spiele in den Printmedien und hier insbesondere empirische Befunde zur Visualisierung von Sportlern und Sportlerinnen zusammengefasst. Gleichzeitig werden diese Befunde in den allgemeinen Kontext der Ergebnisse der *Gender Media Studies* im Sport gestellt und eine diachronische Perspektive eingenommen, wobei Längsschnittstudien, die alleinig eine valide Beobachtung von Veränderung ermöglichen, relativ selten sind.

Quantitative Repräsentanz und Bildgröße

Zur Überprüfung der These der Marginalisierung von Sportlerinnen wird im Allgemeinen die Relation der Berichte und Bilder über Sportler und Sportlerinnen herangezogen sowie die Größe der Texte/Bilder und deren Platzierung. Der internationale Forschungsstand zur Repräsentanz von Sportlern und Sportlerinnen in der tagesaktuellen Zeitungsberichterstattung weist einen Anteil von etwa 10 % der Berichte und Bilder über Sportlerinnen aus (Markula/Bruce/Hovden 2010; Fink 2015). Diese Dominanz der Berichterstattung über Sportler zeigt sich ebenso für Deutschland. So lag der Anteil an Berichten über Sportlerinnen im Jahr 1979 bei 6 % (Klein 1986), im Jahr 2000 bei 12 % und 2010 bei 15 % (Rulofs/Hartmann-Tews 2017). Packer et al. publizieren 2014 für die Printmedien in Großbritannien in ihrer Studie ebenfalls einen äußerst geringen Anteil an Berichten und Bildern über Sportlerinnen, der in den Jahren zwischen 2000 und 2008 zwischen 1 % und 6 % variierte und tendenziell abnimmt. Insgesamt lässt sich folgendes Fazit ziehen: Die These der Marginalisierung wird in allen Untersuchungen zur textlichen und bildlichen tagesaktuellen Printkommunikation über Jahrzehnte hin bestätigt und erweist sich als eine feste Konstante geschlechtsgebundener Ungleichheit. Der Status von Sportlerinnen wird hierdurch als zweitrangig kommuniziert und entspricht einer symbolischen Verdrängung, trotz steigender Sportteilhabe der Frauen.

Im Vergleich dazu zeigt sich in der Berichterstattung über sportliche Großereignisse (Rulofs 2003; Kunz 2016) und insbesondere in der Olympiaberichterstattung der Printmedien global eine geschlechtsunabhängigere Kommunikation. Dies wird in der einschlägigen Literatur dem identifizierten „Olympic Games Effect“ (Quin/Wipf/Ohl 2010) – einer länderübergreifenden Omnipräsenz der Medienanstalten während der Olympischen Spiele – zugeschrieben. Einen linearen Anstieg der olympischen Sportberichterstattung über Sportlerinnen in

deutschen Printmedien skizziert Pfister (1987): von 1952 in Helsinki mit 15 % auf 29 % im Jahre 1980 in Moskau – wobei sich in diesem Zeitraum auch der Anteil der Sportlerinnen verdoppelt hat. Im internationalen Forschungskontext zeichnet sich ebenfalls eine stetige und deutliche Zunahme der Repräsentation von Sportlerinnen in den Printmedien ab (Vincent et al. 2002). Die internationale Vergleichsstudie zu den Olympischen Spielen in Athen 2004, an der 18 Länder teilgenommen haben, konstatiert grosso modo sogar eine Schließung der Genderlücke, belegt aber gleichzeitig erhebliche Differenzen zwischen den Nationen (Hovden/Bruce/Markula 2010). In der Olympiaberichterstattung über Peking 2008 beschreiben Scott/Kunkel (2016) in einem Zeitungsvergleich (Australien/Kanada) ebenfalls eine ausgeglichene Bildsprache. In Bezug auf die Olympiaberichterstattung in London 2012 zeigt sich in Schweden eine Zunahme (Hedenborg 2013), in Frankreich und England eine Abnahme der Bilder über Sportlerinnen im Vergleich zu früheren Studien (Delorme/Testard 2015; Godoy-Pressland/Griggs 2014).

In der internationalen Vergleichsstudie über die Olympischen Spiele in Athen 2004 wurde die visuelle Repräsentanz von Sportlern und Sportlerinnen auch in Bezug zu ihren Medaillenerfolgen gesetzt und hierbei wurde eine fast ausgeglichene quantitative Berichterstattung festgestellt (Hovden/Bruce/Markula 2010). Dieser Befund zeigt die Relevanz des Nachrichtenfaktors ‚Erfolg' bzw. des sogenannten „performance bias" (Urquart/Crossman 1999: 198), d.h. die vorrangig leistungs- und erfolgsorientierte Berichterstattung in den Printmedien, mit der eine Berichterstattung unabhängig von der Geschlechterordnung – entlang der Systemlogik des (Hoch-)Leistungssports – sichergestellt zu sein scheint. Ergänzend zu dieser Studie merkt Delorme (2014) an, dass Aussagen zur Über- bzw. Unterrepräsentanz immer durch vier Referenzkategorien abgesichert sein sollten (Teilnehmer*innen der Olympischen Spiele/des jeweiligen nationalen Olympischen Teams/der Medaillenerfolge und die Anzahl der jeweiligen Events für Sportler und Sportlerinnen). In ihrer Analyse der Berichterstattung der französischen Tageszeitung *L'Equipe* über die Olympischen Spiele 2012 in London dokumentieren Delorme und Testard (2015) auf Basis der 1.073 Fotografien eine signifikante Unterrepräsentanz von Sportlerinnen in Bezug auf alle vier Dimensionen.

In Ergänzung zur reinen Quantität der Texte und Bilder ist die Bildgröße ein formaler Aspekt der Visualisierung, in dem ebenfalls eine geschlechtsgebundene Berichterstattung eingelagert sein kann. Bachmann (1999) dokumentiert in ihrer umfangreichen Inhaltsanalyse signifikant größere Bilder von Sportlern als von Sportlerinnen, wohingegen Rulofs (2003) bei der Leichtathletik-Weltmeisterschaft 1999 nahezu ausgeglichene Bildgrößen identifiziert. Hovden/Bruce/Markula (2010) dokumentieren keine unterschiedlichen Bildgrößen in einem Vergleich der Olympiaberichterstattung 2004 in Athen über 18 Länder hinweg.

Gegenstand der Visualisierung von Sportlern und Sportlerinnen

Im globalen Forschungsdiskurs zur visuellen Kommunikation über die Olympischen Spiele wird die These der stereotypisierenden Sportartenauswahl (Eitzen/Baca/Zinn 1989) in nahezu allen Studien thematisiert. Der Forschungsdiskurs zur stereotypisierenden Sportartenauswahl bei der Visualisierung war sich lange einig: Männer werden überwiegend in Mannschaftssportarten oder in Sportartdisziplinen, die mit einem erhöhten Risiko (z.B. Motorsport) einhergehen, abgebildet, Frauen in Individualsportarten ohne direkten Körperkontakt (z.B. Tennis, Schwimmen, Leichtathletik) und in den ästhetisch-kompositorischen Disziplinen, wie z.B. dem Turnen (Lee 1992; Godoy-Pressland/Griggs 2014). Die international vergleichende Studie zu den Olympischen Sommerspielen 2004 bestätigt diese stereotypisierende Sportartenauswahl jedoch nicht (Hoven/Bruce/Markula 2010).

Ein weiterer Schwerpunkt der inhaltsbezogenen Analysen ist die visualisierte Situation und die Art der Darstellung von sportlicher Leistung, mit der die These der Entsportlichung bzw. De-Athletisierung überprüft wird. Für die Bildberichterstattung in Los Angeles (1984) und Seoul (1988) konstatiert Duncan (1990) überwiegend stereotype Weiblichkeitssymbole, die sich mit Inaktivität auseinandersetzen. Lee (1992) verweist hingegen bei Analysen über den gleichen Zeitraum auf ambivalente und nicht eindeutige Befunde: Sportlerinnen werden einerseits häufig passiver abgebildet als Sportler, andererseits aber vermehrt als Leistungsträgerinnen in sportlicher Aktion. Global über diverse Studien hinweg dominieren die Aktionsfotos unabhängig von der Geschlechterordnung (Hardin et al. 2002; King 2007; Shields et al. 2004, Buysee/Wolter 2013; Hovden/Hindenes 2010). Parallel resümieren Hovden, Bruce und Markula (2010) in ihrer international vergleichenden Studie, dass insgesamt keine geschlechtsgebundenen Unterschiede in der Verteilung der Fotos ‚mit sportlicher Aktion', ‚mit Sportbezug aber ohne Aktion' und ‚ohne Sportbezug' erkennbar sind, wohl aber in der Sportberichterstattung einzelner Länder. Einige Inhaltsanalysen zu der Berichterstattung über die Olympischen Spiele in London 2012 zeigen wiederum, dass Sportler häufiger in Wettkampfsituationen präsentiert werden. Jedoch sind gleichzeitig andere traditionelle Muster der Entsportlichung von Frauen sowie die alleinige Fokussierung auf den passiven und außersportlichen Raum keine zentralen Orientierungspunkte (mehr) in der medialen Vermittlung (Godoy-Pressland/Griggs 2014; Delorme/Testard 2014). Hellborg und Hedenborg (2015) konstatieren in ähnlicher Weise bei ihrer Analyse der Berichterstattung über den Reitsport bei Olympia eine ‚sowohl als auch Inszenierung': „Some narratives can be seen as (gender)norm-breaking, whereas other confirm gender stereotypes." (ebd.: 248).

Der internationale Forschungsstand zur visuellen Berichterstattung über die Olympischen Spiele zeigt somit verschiedene Facetten einer geschlechtsgebundenen Medienrealität, die Sportlerinnen tendenziell marginalisiert und Geschlechterstereotype perpetuiert. Anders als in der täglichen Sportberichterstattung ist diese Ungleichbehandlung jedoch nicht (mehr) eindeutig und keineswegs durchgehend zu erkennen. Ungeklärt bleibt angesichts der gering-

fügigen Anzahl von Längsschnittstudien, welche Muster stabil sind und welche Veränderungen im zeitlichen Wandel zu beobachten sind.

Methodisches Vorgehen

Das zentrale Anliegen der Studie liegt in der Beantwortung der Frage, wie Sportler und Sportlerinnen bei den Printberichterstattungen über die Olympischen Sommerspiele visuell präsentiert werden und ob sich diese medialen Präsentationen zwischen den Olympischen Sommerspielen 2000 (Sydney) und 2016 (Rio) verändert haben. Um das Spektrum der überregionalen werktäglichen und auflagenstärksten Printmedien in Deutschland abzubilden, wurde mit der Bild-Zeitung (BILD) ein Boulevardmedium und mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) ein Qualitätsmedium ausgewählt (IVW 2016).[2] Als Datenmaterial wurden jeweils alle Printausgaben von Montag bis Samstag im Zeitraum der jeweiligen Olympischen Spiele inklusive vier Tage der Vor- und Nachberichterstattung gesammelt.[3] In die Analyse wurden ausschließlich und zugleich alle Bilder aufgenommen, auf denen Sportler und Sportlerinnen abgebildet sind, die entweder an den jeweiligen Olympischen Spielen teilgenommen haben oder für diese nominiert waren. Die dadurch gewonnene Datengrundlage besteht aus insgesamt 3.394 Bildern – die Verteilung auf die fünf Olympischen Sommerspiele 2000 bis 2016 ist in Tab. 1 zusammengefasst.

Tabelle 1: Datengrundlage: Zeitraum, Anzahl der Ausgaben pro Zeitung und Gesamtanzahl der Bilder für jeden der fünf Erhebungszeitpunkte, n=3394

	OS 2000	*OS 2004*	*OS 2008*	*OS 2012*	*OS 2016*
	Sydney	*Athen*	*Peking*	*London*	*Rio de Janeiro*
Zeitraum	11.9.-4.10.2000	9.8.-2.9.2004	4.8.-28.8.2008	23.7.-16.8.2012	01.8.-25.8.2016
Ausgaben/Zeitung	20	22	22	22	22
Bildanzahl gesamt	**492**	**649**	**851**	**770**	**632**

Im Rahmen von Inhaltsanalysen wurden sowohl die Bilder selbst als auch die Bildunterschriften differenziert untersucht.[4] Das Kategoriensystem für die Inhaltsanalysen basiert teilweise auf einer Untersuchung der Tagespresse Ende der 1970er Jahre von Klein (1986) und wurde in eigenen Folgestudien zur Sportberichterstattung in der Tagespresse und den Olympischen Spielen sowohl durch deduktiv als auch induktiv entwickelte Dimensionen verändert und erweitert (Hartmann-Tews/Rulofs 2003/2010; Braumüller et al. 2016). In der vorliegenden Längsschnittanalyse sind ausschließlich Dimensionen und Variablen enthalten, die zu allen fünf Zeitpunkten in identischer oder vergleichbarer Art und Weise erhoben wurden. Die Datenerhebungen wurden durch verschiedene Mitarbeiter*innen durchgeführt, die jeweils systematisch geschult wurden, so dass die Interkoder*innen-Reliabilitätstests bei allen Variablen eine Übereinstimmung von mindestens 80 % aufgewiesen haben.

Es wurden grundlegend die Anzahl und die Größe der Bilder über den Zeitraum aller Olympischen Sommerspiele 2000 – 2016 bestimmt. Der analytische Fokus liegt vor allem auf inhaltlichen Aspekten der Visualisierung der Sportler und Sportlerinnen, d.h. den Sportarten und den Situationen in denen sie abgebildet werden. Die empirische Auswertung der Daten erfolgt mittels uni- und bivariater Analysen[5], wobei das Signifikanzniveau α bei allen Berechnungen auf 5 % gesetzt ist. Zwei analytische Stränge werden bei der Datenauswertung verfolgt:

- Geschlechtereffekte: Visualisierung von Sportlern und Sportlerinnen für den gesamten Längsschnitt sowie getrennt für die fünf Olympischen Sommerspiele.[6]
- Zeiteffekte: Veränderungen der visuellen Berichterstattung für beide Geschlechter zusammen sowie getrennt für Sportler und Sportlerinnen.[7]

Empirische Befunde

Die Längsschnittdaten (n=3.394) über die fünf Olympischen Sommerspiele von Sydney (2000), Athen (2004), Peking (2008), London (2012) und Rio de Janeiro (2016) zeigen eine auf die Häufigkeit geschlechtsbezogene Differenz in der visuellen Berichterstattung von 60,5 % über Sportler zu 39,5 % über Sportlerinnen ($p \leq .001$). Diese höchst signifikante Differenz von 21 Prozentpunkten zu Gunsten der Präsenz von Sportlern bedeutet, dass im Vergleich zu der Anzahl der Bilder über Sportlerinnen (n=1.341) Sportler mit über 50 % (n=712) mehr Fotografien in der Olympiaberichterstattung abgebildet sind (n= 2.053). Tendenziell hat der Anteil der Bilder von Sportlerinnen seit der Olympiaberichterstattung in Sydney (2000), bei der er noch 45 % betrug, abgenommen und stagniert seit London (2012) bei 36 % (s. Abb. 1).

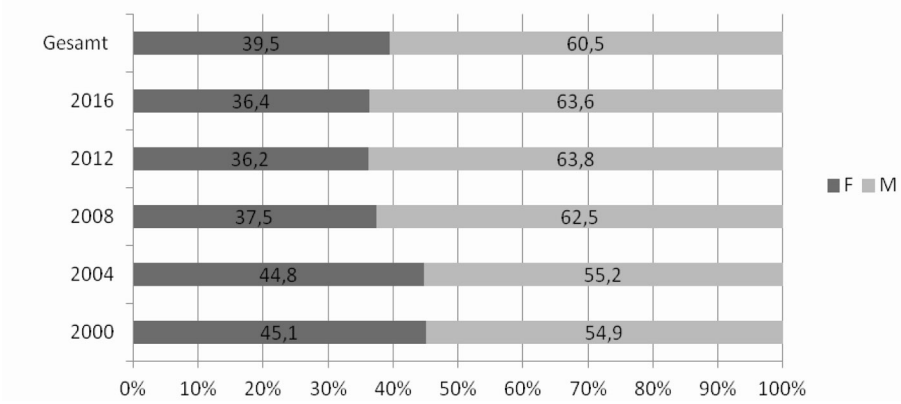


Abb. 1: Bilder von Frauen (F) und Männern (M) pro Erhebungszeitpunkt & Gesamt, n=3394, Angaben in %, eigene Erhebung, Chi^2=21,681, p = 0,000***

Einen wichtigen Aspekt der Visualisierung stellt die Bildgröße dar, da auch hier eine geschlechterdifferenzierende Olympiaberichterstattung in den betrachteten Printmedien eingelagert sein kann. Durchschnittlich haben die abgedruckten Bilder von Sportlern einen Umfang von 151 cm^2 und jene von Sportlerinnen 139 cm^2 – die Differenzen sind jedoch nicht signifikant[8]. Einzig im Jahr 2012 (London) tritt ein signifikanter Geschlechterunterschied auf, hier sind die Bilder von Sportlern im Schnitt etwa 29 cm^2 größer als jene von Sportlerinnen ($p \leq 0{,}01$). Mit Blick auf die Entwicklung über die fünf Olympischen Spiele hinweg zeigt sich bei der Visualisierung der Sportlerinnen eine kontinuierliche, aber nicht signifikante Abnahme der Bildgröße bis 2012. Die Bildgröße bei den Sportlern variiert hoch signifikant, aber ohne erkennbare Systematik im Zeitverlauf ($p \leq 0{,}01$).

Mit Blick auf die Sportarten[9], in denen die Sportler und Sportlerinnen abgebildet sind, nimmt die Leichtathletik eine zentrale Rolle ein. Bilder von Leichtathleten und Leichtathletinnen befinden sich bei allen fünf Olympischen Sommerspielen unter den zwei meist abgebildeten Sportarten, bei den Sportlern rangieren mit Ausnahme von den Olympischen Spielen 2008 immer an erster Position, bei den Sportlerinnen zu zwei Zeitpunkten (vgl. Tab.2). Am zweithäufigsten sind Sportler und Sportlerinnen gleichermaßen im Schwimmsport abgebildet – bei den Sportlern unmittelbar gefolgt von Turnsport und bei den Sportlerinnen von Reitsport. Abseits dieser drei Disziplinen variieren die weiteren Sportarten je nach Erhebungszeitpunkt erheblich und stehen vermutlich in Zusammenhang mit spezifischen, vorrangig nationalen Erfolgsgeschehnissen während der Olympischen Spiele und dem Selektionskriterium ‚Personalisierung' auf Seiten der Journalisten*innen.

Tabelle 2: Top 3 der visuell dargestellten Sportarten pro Zeitpunkt und gesamt für Frauen (F) und Männer (M), n=3389, eigene Erhebung

		2000	2004	2008	2012	2016	Gesamt
F	1.	Leichtathletik	Schwimmsport	Schwimmsport	Leichtathletik	Volleyball	Schwimmsport
	2.	Schwimmsport	Leichtathletik	Leichtathletik	Schwimmsport	Leichtathletik/ Schwimmsport	Leichtathletik
	3.	Reitsport	Hockey	Fußball	Reitsport	Radsport	Reitsport
M	1.	Leichtathletik	Leichtathletik	Schwimmsport	Leichtathletik	Leichtathletik	Leichtathletik
	2.	Radsport	Handball/ Schwimmsport	Leichtathletik	Schwimmsport	Fußball	Schwimmsport
	3.	Schwimmsport	Radsport	Turnsport	Turnsport	Schwimmsport	Turnsport

Quantitative Repräsentanz des deutschen olympischen Teams

Um die These der ungleichen Repräsentanz von Sportlerinnen und Sportlern in Anlehnung an Delorme (2014) differenziert zu überprüfen, wird im Folgenden der Umfang der Berichterstattung (gemessen an der Anzahl der Bilder) in Bezug zur geschlechtsbezogenen Zusammensetzung der Teilnehmer*innen und zu ihren Medaillengewinnen in Beziehung gesetzt und statistisch auf Abweichung geprüft. Aufgrund der großen Heterogenität zwischen den teilnehmenden Nationen in Bezug auf die Anzahl und geschlechtsbezogene Zusammensetzung der entsendeten Sportler und Sportlerinnen werden diese Analysen ausschließlich für das deutsche olympische Team gerechnet. Der überwiegende Anteil der Bilder in den beiden Printmedien, d.h. 55 %, stellt Sportler und Sportlerinnen des deutschen Teams dar (n=1.875).

Die dritte Tabelle (Tab. 3) zeigt in der ersten Spalte (1) den prozentualen Umfang der visuellen Berichterstattung über deutsche Sportler (M) und Sportlerinnen (F) pro Erhebungszeitpunkt. Auch in Bezug auf das deutsche Team werden insgesamt signifikant mehr Bilder von Sportlern als von Sportlerinnen abgedruckt (59 % vs. 41 %). Die Differenzen nehmen im Zeitverlauf leicht zu und haben im Jahr 2016 mit einem Verhältnis von 65 % vs. 35 % zu Gunsten der Sportler die höchste Ausprägung. Die zweite Spalte (2) gibt das Geschlechterverhältnis im deutschen olympischen Team wieder (für alle fünf Olympischen Spiele: 56 % Sportler und 44 % Sportlerinnen), das im Zeitverlauf einen zunehmenden Anteil von Frauen aufweist. Die dritte Spalte (3) basiert auf den objektiv messbaren Erfolgen und stellt die prozentuale Verteilung der deutschen Medaillengewinne (Gold, Silber und Bronze) differenziert nach Geschlecht dar. Bei den ersten beiden betrachteten Olympischen Spielen 2000 (Sydney) und 2004 (Athen) gab es eine ausgeglichene Erfolgsbilanz zwischen den Geschlechtern, ab 2008 – und v.a. bei den Olympischen Spielen 2012 in London – haben die deutschen Sportler mehr Medaillen gewonnen als die deutschen Sportlerinnen.

Tabelle 3: Geschlechterverhältnis der Berichterstattung (Bilder), der Teilnehmenden (TN) und des objektiven Erfolgs (Medaillen) im deutschen Olympischen Team, M:Männer, F: Frauen; Signifikanzwert für Chi²-Anpassungstest, n=1875, eigene Erhebung, p ≤ 0,05 *, p ≤ 0,01 **, p ≤ 0,001***

	(1) Berichterstattung (Bilder)		(2) Teilnehmende (TN)		(3) Objektiver Erfolg (Medaillen)		(4) Chi² Anpassungstest Signifikanz	
	M	F	M	F	M	F	Bilder zu TN	Bilder zu Medaillen
2000 (n=260)	59%	41%	57%	43%	51%	49%	0,490 n.s.	0,007**
2004 (n=376)	51%	49%	57%	43%	50%	50%	0,021*	0,859 n.s.
2008 (n=442)	60%	40%	56%	44%	56%	44%	0,092 n.s.	0,040*
2012 (n=492)	61%	39%	55%	45%	71%	29%	0,017*	0,000***
2016 (n=368)	65%	35%	54%	46%	57%	43%	0,000***	0,002**
Gesamt (n=1875)	59%	41%	56%	44%	56%	44%	0,002**	0,005**

Die darauffolgende Spalte (4) zeigt die Ergebnisse der statistischen Prüfung der Abweichung des Umfangs der geschlechtsbezogenen visuellen Berichterstattung in Bezug auf die Olympiateilnehmer*innen und in Bezug auf die Medaillengewinne des deutschen Teams. Beide Ergebnisse sind im Gesamtdatensatz für alle fünf Olympischen Spiele hoch signifikant ($p \leq .012$; $p \leq .01$). Im gesamten Längsschnitt lässt sich somit eine hoch signifikante Unterrepräsentanz von Sportlerinnen in den Bildern der Sportberichterstattung, sowohl insgesamt als auch in Bezug auf das Geschlechterverhältnis der Teilnehmenden und in Bezug auf die Medaillenerfolge im deutschen Team identifizieren.

Werden die Resultate im Detail betrachtet, stellen sich die Ergebnisse als komplexer dar. So zeigt sich für die Olympischen Sommerspiele 2012 in London und 2016 in Rio de Janeiro eine (höchst) signifikant geringere visuelle Präsenz von deutschen Sportlerinnen in der Olympiaberichterstattung im Verhältnis zu ihrer relativen Anzahl im Olympiateam. Ein umgekehrter Effekt ist 2004 in Athen dokumentiert, wo überproportional viele Bilder von Sportlerinnen vorhanden sind. Die letzten Olympischen Spiele 2016 in Rio sind wiederum von einer besonders starken Abweichung zu Ungunsten der Sportlerinnen geprägt, verfügen sie doch über die geringsten quantitativen Unterschiede zwischen den Geschlechtern im deutschen Olympiateam und gleichzeitig über die größte Differenz im Umfang der Visualisierung in der Berichterstattung der beiden Zeitungen.

Das Phänomen des *„performance bias“* (Urquart/Crossman 1999: 198) bzw. die Relevanz des Nachrichtenfaktors „Erfolg“, d.h. die vorrangig leistungs- und erfolgsorientierte Berichterstattung in den Printmedien, wird über den Vergleich zwischen Verteilung der nationalen Medaillengewinner und -gewinnerinnen und dem Umfang der geschlechtsbezogenen Visualisierung geprüft und ist ebenfalls insgesamt hoch signifikant ($p \leq .01$). Auch hier variieren die Ergebnisse über die fünf Messzeitpunkte hinweg. Mit Ausnahme von 2004 in Athen, in der sich eine unmittelbar leistungsbezogene Berichterstattung für beide Geschlechter zeigt, belegen die Daten signifikante Abweichungen zwischen dem Umfang der

Visualisierung und dem objektiven Erfolg. Im Jahr 2000 (Sydney), 2008 (Peking) und 2016 (Rio) sind Sportlerinnen im Vergleich zu den gewonnenen Medaillen in der visuellen Berichterstattung (hoch) signifikant unterrepräsentiert. Bei den Olympischen Spielen 2012 in London lässt sich allerdings der umgekehrte Effekt beobachten, hier wurden im Vergleich zum Medaillenerfolg relativ und zugleich höchst signifikant ($p \leq .001$) mehr Bilder von Sportlerinnen gezeigt als von Sportlern.

Situative Darstellung der Sportler und Sportlerinnen

Im Rahmen der Entwicklung des inhaltsanalytischen Erhebungsinstrumentes wurden die einzelnen Bildinhalte der Personendarstellungen zunächst in einer qualitativen Analyse (deduktiv und induktiv) detailliert erfasst. Anschließend wurden sie den hieraus entwickelten drei globalen Inhaltskategorien zugeordnet, die wiederum in einer Analyse der Tiefenstruktur weiter ausdifferenziert wurden:

1. Sportliche Aktion, d.h. Abbildungen der Sportler und Sportlerinnen in direkter sportlicher Aktion, bspw. beim Anlauf im Speerwurf, bei der Kür in der Rythmischen Sportgymnastik oder beim Korbwurf im Basketball.
2. Situationen im sportlichen Umfeld, d.h. Abbildungen im Sportkontext, ohne direkte Ausübung des Sports, bspw. sitzend am Sportfeldrand, bei der Siegerehrung oder im Gespräch mit Trainer*in.
3. Außersportliche Situation, d.h. Abbildungen außerhalb des Sports, bspw. lesend im Strandkorb, auf einer Party oder im privaten Kontext mit (Ehe-)Partner*in.

Die Ergebnisse über alle Bilder der Olympiaberichterstattung 2000 bis 2016 in den beiden Zeitungen dokumentieren insgesamt eine Dominanz sportbezogener Darstellungen, d.h. überwiegend werden Sportler und Sportlerinnen im sportlichen Umfeld abgebildet (48 %) oder in einer sportlichen Aktion (42 %). Die Visualisierung in außersportlichen Situationen, bspw. im privaten Kontext, sind vergleichsweise selten und liegen bei durchschnittlich 10 %. Über die fünf Erhebungszeiträume zeigen sich höchst signifikante Veränderungen sowohl für die Gesamtdaten als auch für beide Geschlechter, die in ihren Entwicklungsverläufen sehr ähnlich sind (Abb. 2). Während bei den drei Olympischen Spielen 2004, 2008 und 2012 Abbildungen im sportlichen Umfeld dominieren, liegt der Fokus 2000 und 2016 auf Darstellungen sportlicher Aktionen.

Die präsentierten Situationen differieren insgesamt höchst signifikant nach Geschlecht der abgebildeten Person ($p \leq .001$) und zwar in der Richtung, dass Sportler häufiger in sportlicher Aktion abgebildet werden und Sportlerinnen häufiger im sportlichen Umfeld oder in außersportlichen Situationen. Bei zwei Olympischen Sommerspielen ist dieser Gesamteffekt auch in (hoch) signifikanten Einzeleffekten sichtbar und zwar 2004 in Sydney ($p \leq .05$) und 2012 in London ($p \leq .01$). Die signifikanten Unterschiede beruhen zu beiden Zeitpunkten auf

einer häufigeren Darstellung von Sportlern in sportlicher Aktion und parallel von Sportlerinnen in außersportlichen Situationen (2004) bzw. im sportlichen Umfeld (2012).

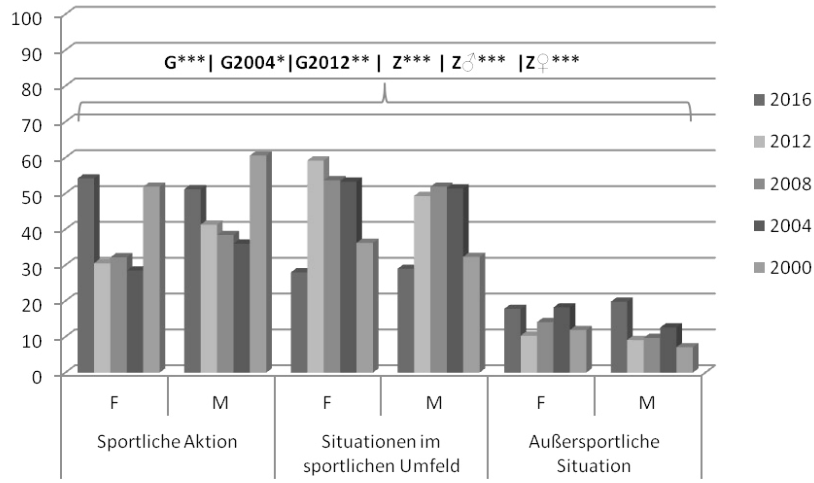


Abb. 2: Situative Darstellung nach Erhebungsjahr und Geschlecht (F: Frauen, M: Männer), n=3309, Angaben in %, G: Geschlechtereffekt, Z: Zeiteffekt; eigene Erhebung, $p \leq 0{,}05$ *, $p \leq 0{,}01$ **, $p \leq 0{,}001$***

In Ergänzung zu der Analyse der drei globalen Bildinhaltsdimensionen wurden die Fotografien detaillierter in Bezug auf einzelne Bildmotive analysiert. Auf dieser Ebene der Tiefenstruktur weisen insbesondere die Kategorien ‚sportliche Aktion' und ‚außersportliche Situation' eine Vielzahl von Motiven auf, die ebenfalls mit Blick auf geschlechtsgebundene Prominenz und Veränderungen im Zeitverlauf ausgewertet wurden.[10]

Die Binnenstruktur der Bilder über Sportler und Sportlerinnen in sportlicher Aktion umfasst vier Bildmotive: Personen (1) alleine, (2) in Kooperation, (3) in Konkurrenz und (4) in aggressiver Konkurrenz. Auf dieser differenzierten Motivebene sind Abbildungen von Sportlern und Sportlerinnen bei der alleinigen Sportausübung dominant, d.h. in über der Hälfte bis drei Viertel (2000 in Sydney) der Aktionsbilder werden Sportler und Sportlerinnen bei der Ausübung ihrer Sportart allein, ohne andere Personen dargestellt. Mit großem Abstand folgen Bilder zu Konkurrenzsituationen (13-17 %), die im Zeitverlauf schwach u-förmig variieren. Knapp unter 10 % der Bilder stellen aggressiv konkurrierende Sportler und Sportlerinnen dar, 2004 sind es mit 16 % deutlich mehr. Abbildungen von kooperativen Handlungen schwanken über die Jahre – von unter 2 % (2000 in Sydney) bis zu 14 % (2016 in Rio). Bei dieser differenzierten Analyse der Bilder zur sportlichen Aktion lassen sich zu keinem Erhebungszeitpunkt signifikante Differenzierungen in Bezug auf Sportler und Sportlerinnen erkennen. Im Zeitverlauf treten in den Gesamtdaten und in den geschlechter-

getrennten Stichproben ähnliche signifikante Veränderungen auf, lassen aber keine systematische Tendenz erkennen.

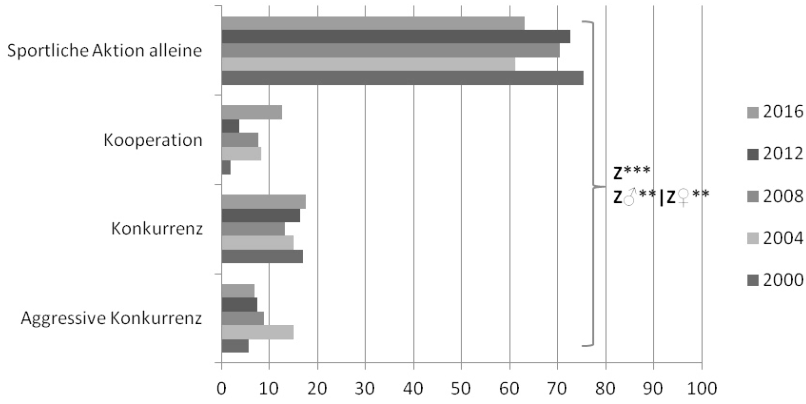


Abb. 3: Differenzierte sportliche Aktion nach Erhebungsjahr, n=1359, Angaben in %, Z: Zeiteffekt; eigene Erhebung, $p \leq 0{,}05$ *, $p \leq 0{,}01$ **, $p \leq 0{,}001$***

Die Binnenstruktur der Fotografien über Sportler und Sportlerinnen in außersportlichen Situationen (10 % aller Bilder) ist vielfältiger und weist in absteigender Reihenfolge sieben Bildmotive auf: (1) außersportliche Freizeitaktivitäten, (2) Partnerschaft, (3) Feierlichkeiten/Party, (4) Medienauftritt, (5) Familie, (6) Haushalt und (7) Schule/Beruf/Studium. Die Analysen weisen signifikante Effekte im Zeitverlauf sowohl bei den Daten insgesamt als auch bei den jeweils geschlechtergetrennten Stichproben auf. Allerdings lassen sich keine Tendenzen in der Entwicklung erkennen. Unterschiede zwischen der Darstellung von Sportlern und Sportlerinnen sind auf der Ebene der Gesamtdaten nicht vorhanden. Lediglich 2012 liegt ein signifikanter Unterschied vor, der aufgrund der geringen Stichprobengröße 2012 (n=30) aber nicht eingeordnet werden soll.

Diskussion

Die Längsschnittstudie stellt die Frage in den Mittelpunkt, welche mediale Aufmerksamkeit die Sportler und Sportlerinnen der Olympischen Spielen in der Bildberichterstattung der Printmedien erhalten und ob, bzw. welche geschlechtsgebundene Sichtbarmachung in der Bildauswahl hervorgebracht wird. Mit den Fragen waren zugleich die Annahmen verbunden, dass die Olympiaberichterstattung insbesondere durch die Nachrichtenfaktoren Nationalität sowie durch die Erfolgsorientierung gesteuert wird, und damit im Sinne des „Olympic Games Effect“ (Quin/Wipf/Ohl 2010: 112) zu einer geschlechtergerechteren Bildberichterstattung in Bezug auf die quantitative Sichtbarkeit und die Vielfalt der dargestellten Sportarten führt, als in der eventungebundenen Tagespresse (Bruce 2013; Scott/Kunkel 2016).

Die Ergebnisse unserer Forschung im Längsschnitt über die fünf Olympischen Sommerspiele von 2000 bis 2016 bestätigen zunächst allgemein den nationalen Fokus und die am Erfolg orientierte Selektion von Bildern in der Sportberichterstattung (auch) in Deutschland: 55 % der Fotografien in der Olympiaberichterstattung 2000 bis 2016 in der BILD und FAZ beziehen sich auf deutsche Sportler und Sportlerinnen und der weitaus überwiegende Anteil visualisiert Medaillengewinner und -gewinnerinnen. Parallel dazu zeigen die Daten der Inhaltsanalysen allerdings eine deutliche Ungleichheit in der medialen Repräsentanz von Sportlern und Sportlerinnen. Es erscheinen signifikant weniger Bilder über Sportlerinnen und dieser Gender Gap ist seit 2000 (Sydney) tendenziell sogar größer geworden. Mit Blick auf die Berichterstattung über das deutsche olympische Team lässt sich die Unterrepräsentanz in der Visualisierung von Sportlerinnen noch präziser verdeutlichen, d.h. sie ist sowohl in Relation zur Anzahl von Sportlerinnen im deutschen Team (und zwar mit steigender Tendenz) als auch in Relation zu ihren Medaillenerfolgen erkennbar. Die zentrale Funktion der (Sport-)Berichterstattung, nämlich zu dokumentieren, was sich abgespielt bzw. wer gewonnen hat und bei der Selektion der Ereignisse eine Orientierung am Erfolg der Teilnehmer*innen vorzunehmen, wird hier nicht erfüllt. Erfolgreiche Sportler und Sportlerinnen sind im Wettkampf der Nationen etwas Herausragendes, jeder Erfolg trägt symbolisch und im Ranking der Medaillen zur Sichtbarkeit und Repräsentation der Leistungsfähigkeit eines Landes bei (Bruce 2016). Dennoch finden die Nachrichtenfaktoren von Nationalismus und Erfolg offensichtlich geschlechterdifferenzierend und -hierarchisierend Anwendung. Mit dieser journalistischen Praxis setzen die Medien *visual frames*, die die Wahrnehmung über den Sport und ihre zentralen Akteur*innen prägen und steuern. Mit der Dominanz der Visualisierung von Sportlern perpetuieren sie die Konstruktion von Sport als männliche Domäne.

Der in den meisten empirischen Studien vorgenommene quantitative Abgleich der medialen Repräsentanz (Visualisierung) mit der Realität, bspw. der Relation von Teilnehmer*innnen und Medaillenerfolg, rekurriert innerhalb der Gender Studies auf den Ansatz der Gleichheitsforschung (Lünenborg/Maier 2013) und innerhalb der Medienforschung auf einen abbildtheoretischen Ansatz, d.h. der Annahme, dass die Nachrichtenmedien eine gesellschaftliche ‚Realität' abzubilden haben und Journalist*innen quasi Übermittler*innen dieser abbildbaren Realität seien (Luhmann 1996). Aus sozialkonstruktivistischer Sicht greift dies zu kurz, da individuelle wie kollektive Akteur*innen mit ihren Praktiken an der Herstellung von Gesellschaft und – in diesem spezifischen Kontext – an der Konstruktion einer Geschlechterordnung beteiligt sind. Journalist*innen sind keine Übermittler*innen einer irgendwie gestalteten Realität, sondern gestaltende Vermittler*innen, die über die Auswahl und Anzahl von Bildern unsere Vorstellung von Sport, Sportlern und Sportlerinnen prägen.

Mit Blick auf die Inhalte der Visualisierung zeigt sich in der vorliegenden Längsschnittstudie ebenfalls insgesamt eine geschlechtsgebundene visuelle Berichterstattung. Sie zeigt Sportler signifikant häufiger in sportlicher Aktion, d.h. dem typischen körperlichen Leistungsmodus, und Sportlerinnen entsprechend häufiger ‚nur' im sportlichen Umfeld oder in außersportlichen Situatio-

nen. Dieser Befund bestätigt die im internationalen Forschungsstand oft, aber nicht immer, dokumentierte Entsportlichung (*de-athletization*) von Sportlerinnen durch die Art ihrer Darstellung. Die zunächst (nur) durch den Gender Gap induzierte Wahrnehmung von Sport als männlicher Domäne wird durch diesen *visual frame* des Sportlers in Aktion nochmals deutlich verstärkt. Angesichts der besonderen Authentizität von Bildern und der damit verbundenen hohen Glaubwürdigkeit ihrer Inhalte, suggerieren die Fotografien mit der besonderen Prominenz der körperlichen Aktion und Leistungsfähigkeit von Sportlern einen ontologischen Status, mit dem hierarchische Geschlechterdifferenzen im Sport naturalisiert werden. Sport, oder präziser der Hochleistungssport, wird in der visualisierten medialen Vermittlung der Olympischen Sommerspiele über die vergangenen 16 Jahre nach wie vor – mit kleineren Abweichungen zwischen den fünf Sommerspielen – als natürliche Domäne der Männer vermittelt. Dies impliziert aber nicht, dass er unbedingt als Ort hegemonialer Männlichkeit präsentiert wird. So macht die Analyse der Binnenstruktur der Bildmotive deutlich, dass in der Detaildarstellung sportlicher Aktionen keine geschlechterdifferenzierenden Unterschiede bspw. in Bezug auf Konkurrenz oder aggressive Auseinandersetzungen zu erkennen sind. Wenn Sportler und Sportlerinnen im Kernelement des Sports, also in Aktion, gezeigt werden, dann ohne geschlechtsgebundene Differenzierungen.

Unabweisbar existiert eine symbiotische Verbindung zwischen Sport, Medien und Gesellschaft. Medien reflektieren und steuern Publikumsinteressen, sie beeinflussen durch spezifisches *(visual) framing* in der Darstellung, durch die gewählten Worte und Bilder die Wahrnehmung und Einstellung von Akteur*innen. Empirisch ist die Frage nach konkreten Einflüssen dieser geschlechterdifferenzierenden und -hierarchisierenden Sportberichterstattung jedoch noch unterbelichtet. Eigene Studien zu den Vorbildern von Jugendlichen lassen Effekte zumindest erahnen. So nennen bei einer Studie mit Jugendlichen zwischen 12 und 15 Jahren zwei Drittel der befragten Jungen jeweils einen Sportler als ihr Vorbild, gefolgt von Vater und Mutter. Bei Mädchen rangieren Sportler und Sportlerinnen als Vorbild erst nach einer Vielzahl anderer Personen und Persönlichkeiten auf den hinteren Plätzen (Rulofs/Hartmann-Tews 2006; Jung 2017). Die mediale Vermittlung von Sport kann Jugendlichen die Möglichkeiten der Identifikation eröffnen oder auch verschließen. Hier lässt sich womöglich auch gut einordnen, dass bei den Heranwachsenden nach wie vor mehr Jungen und junge Männer sportlich aktiv sind als Mädchen und junge Frauen. Eine Konstellation, die sich im höheren Alter, vor dem Hintergrund eines relativ stabilen (körperbezogenen) Selbstkonzepts und veränderter Motivstruktur bzgl. sportlicher Aktivitäten, umkehrt und mehr ältere Frauen als ältere Männer sportlich aktiv sind (Hartmann-Tews/Hoppe 2018). Eine andere Frage ist, ob bzw. inwieweit in Zukunft angesichts der Vervielfältigung der Medienlandschaft durch die Digitalisierung eine Berichterstattung mit ähnlicher oder gleicher Wertschätzung und Aufmerksamkeit für Sportler und Sportlerinnen erwartbar ist. Die wenigen aktuellen Studien über webbasierte Nachrichtenmedien und die Repräsentanz von Sportlern und Sportlerinnen in der Berichterstattung über die Olympischen Spiele weisen bei Antworten auf diese Frage keine einheitlichen

Befunde auf (bspw. Eagleman/Burch/Vooris 2014; Jones 2010). Untersuchungen zu Sport Blogs aus den USA weisen ebenfalls nicht auf eine Enthierarchisierung der sportbezogenen Geschlechterordnung hin, sondern vielmehr auf eine verstärkte Sexualisierung von Sportlerinnen (Clavio/Eagleman 2011).

Aus soziologischer Perspektive muss sich allerdings eine Forschung, die die soziale Konstruktion von Geschlechtern in den Medien bzw. der Sportberichterstattung analysiert und hierbei mit der Zweigeschlechtlichkeit operiert, fragen lassen, ob diese Kategorisierung (noch) angemessen ist, da Strukturen dokumentiert werden, die Geschlechterverhältnisse zu verewigen scheinen und sie gewissermaßen ontologisieren. Diesem kritischen Einwand steht die Faktizität des Untersuchungsgegenstands gegenüber – die visuelle Rahmung der Sportberichterstattung über die Olympischen Spiele. Der Wettkampfsport ist aktuell (noch) binär aufgestellt und auch die Aufteilung der Wettkämpfe bei den Olympischen Spielen basieren auf einer binären Einteilung. Das analytische Instrument muss diesem Anliegen Rechnung tragen. In Anlehnung an Bourdieu (2005) sind wir der Auffassung, dass die Angst, man ratifiziere die Wirklichkeit, nicht dazu führen kann, Ungleichheitsstrukturen nicht zu benennen und negative Effekte von Systemhandeln zu überspielen. Genau dies, die subtile soziale Konstruktion von Unterschieden durch Auswahl an Bildinhalten und -motiven zu dechiffrieren, ist Anliegen des Beitrags.

Als Ausblick auf weitere empirische Untersuchungen im Rahmen der *Gender Media Studies* lassen sich allerdings auch Forschungsdesigns denken, die unmittelbar den Umgang der Medien mit geschlechtlicher Vielfalt im Sport analysieren, wobei Fallanalysen zu Caster Semenya und/oder Balian Buschbaum ertragreich sein können. Zudem lassen sich im Rahmen der Selbstdarstellung von Athlet*innen in sozialen Medien (Instagram, Twitter, etc.) komplexe Muster der geschlechtlichen bzw. geschlechtstypischen Inszenierung identifizieren, die darüber hinaus durch die inhärente Feedbackkultur einen Rückschluss auf die Perspektive der Rezipierenden zulassen.

Korrespondenzadressen

Prof. Dr. Ilse Hartmann-Tews
Deutsche Sporthochschule Köln; Institut für Soziologie und Genderforschung
Am Sportpark Müngersdorf 6, 50933 Köln;
+49 221 4982 3770
I.Hartmann@dshs-koeln.de

Diana Emberger, Dipl. Soz. Päd.
Deutsche Sporthochschule Köln; Institut für Soziologie und Genderforschung
Am Sportpark Müngersdorf 6, 50933 Köln;
+49 221 4982 2540
D.Emberger@dshs-koeln.de

Dr. Birgit Braumüller
Deutsche Sporthochschule Köln; Institut für Soziologie und Genderforschung
Am Sportpark Müngersdorf 6, 50933 Köln;
+49 221 4982 2570
B.Braumueller@dshs-koeln.de

Anmerkungen

1 Alle Personenbezeichnungen im Text sind geschlechtersensibel mit dem Gender*Sternchen markiert. Abgesehen von Sportlern und Sportlerinnen, sobald sich der Fokus auf die binäre Systemlogik des Hochleistungssports richtet und/oder das Abbild durch die mediale Repräsentation besprochen wird.

2 Die Bild-Zeitung ist die auflagenstärkste Tageszeitung in Deutschland und hatte 2000/2016 eine Verbreitung von 4,3/1,6 Exemplaren; die FAZ ist neben der Süddeutschen Zeitung die zweitgrößte Tageszeitung und hatte 2000/2016 eine Verbreitung von 436.413/267.328 Exemplaren (IVW 2016).

3 2000 sind je zwei Ausgaben (Bild/FAZ) weniger vorhanden, da in der Nachberichterstattung nur drei Tage berücksichtigt wurden und ein Feiertag ohne Printausgaben in dem Zeitraum der Olympischen Sommerspiele lag.

4 Ausgewählte Ergebnisse der Bild- und Bildunterschriftenanalyse aus einer Vorläuferstudie, deren Stichprobe die Jahre 2004, 2008 und 2012 umfasst, sind in Braumüller et al. (2016) veröffentlicht.

5 Univariate (Chi^2-Anpassungstest) und bivariate Analysen (Kreuztabellen, U-Test, Kruskal-Wallis Test) mit Chi^2-Signifikanzprüfung (Pearson/exakter Test nach Fisher) und Korrelationswerten (Phi, Cramer V).

6 Notiert als G (Geschlechtereffekt für Gesamtdaten) und G2000, G2004, G2008, G2012, G2016 (Geschlechtereffekte pro Zeitpunkt).

7 Notiert als Z (Zeiteffekt für Gesamtdaten), Z♀ (Zeiteffekt für Sportlerinnen), Z♂ (Zeiteffekt für Sportler).

8 Aufgrund der fehlenden Normalverteilung der Variable Bildgröße wurden die Effekte mittels nicht-parametrischer Verfahren (Geschlecht: U-Test; Zeit: Kruskal-Wallis-Test) berechnet.

9 Die Zuordnung der Sportarten folgt stringent der offiziellen IOC-Kategorisierung: Turnsport: Kunstturnen/ Rhythmische Sportgymnastik/Trampolinturnen; Reitsport: Springreiten/Dressur/Vielseitigkeitsreiten; Schwimmsport: Schwimmen/Wasserspringen/Wasserball/ Synchronschwimmen; Radsport: Straße/ Bahn/BMX/ Mountainbike; Volleyball: Hallenvolleyball/Beachvolleyball.

10 Die Kategorie ‚sportliche Situation' wurde über die fünf Zeitpunkte hinweg nicht systematisch gleich, d.h. mit denselben inhaltsanalytischen Kategorien, erhoben und kann deshalb nicht ausgewertet werden.

Literatur

Athenstaedt, Ursula/Alfermann, Dorothee (2011): Geschlechterrollen und ihre Folgen. Eine sozialpsychologische Betrachtung. Stuttgart: Kohlhammer.

Bachmann, Andrea (1999): „Wie eine Katze schmiegt sie sich an, an die Hochsprunglatte" – Sportberichterstattung im geschlechtsspezifischen Diskurs. In: Kuhn, H. (Hrsg.): Die bewegte Frau. Forum für aktuelle Themen in der Frauenforschung (nicht nur) im Sport 4, S. 2-15.

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Braumüller, Birgit/Emberger, Diana/Rulofs, Bettina/Hartmann-Tews, Ilse (2016): Geschlechterverhältnisse und sportliche Leistung in den Printmedien. Eine Bildanalyse der Olympischen Sommerspiele 2004 in Athen – 2008 in Peking – 2012 in London. In: Hebbel-Seeger, A./Horky, T./Schulke, H. J. (Hrsg.): Sport als Bühne. Mediatisierung von Sport und Sportgroßveranstaltungen. 15. Hamburger Kongress für Sport, Ökonomie und Medien 2015. Aachen: Meyer und Meyer, S. 82-109.

Bruce, Toni (2013): Reflections on communication and sport: On women and feminities. In: Communication & Sport 1, 1-2, S. 125-137.

Bruce, Toni (2016): New Rules for New Times: Sportswomen and Media Representation in the Third Wave. In: Sex Roles, 74, S. 361-376.

Buysee, Jo-Ann/Wolter, Sarah (2013): Gender representation in 2010 NCAA Division I media guides: The battle for equity was only temporarily won. In: Journal of Issues in Intercollegiate Athletics, 6, S. 6-21.

Clavio, Galen/Eagleman, Andrea (2011): Gender and sexually suggestive images in sports blogs. Journal of Sport Management, 25, S. 295-304.

Delorme, Nicolas (2014): Were women really underrepresented in media coverage of Summer Olympic Games (1984-2008)? An invitation to open a methodological discussion regarding sex equity in sports media. In: Mass Communication and Society 17, 1, S. 121-147.

Delorme, Nicolas/Testard, Nadege (2015): Sex equity in French newspaper photographs: A content analysis of 2012 Olympic Games by L´Equipe. In: European Journal of Sport Science 15, 5, S. 1-7.

Duncan, Margaret-Carlisle (1990): Sports photographs and sexual difference. Images of women and men in the 1984 and 1988 Olympic Games. In: Sociology of Sport Journal 7, 1, S. 22-43.

Eagleman, Andrea/Burch, Lauren M./Vooris, Ryan (2014): A Unified Version of London 2012: New-Media Coverage of Gender, Nationality, and Sport for Olympics Consumers in Six Countries. Journal of Sport Management 28, S. 457-470.

Eitzen, David-Stanley/Baca Zinn, Maxine (1989): The de-athleticization of woman: The naming and gender marking of collegiate sport teams. In: Sociology of Sport Journal 6, 4, S. 362-370.

Fink, Janet (2015): Female athletes, women's sport, and the sport media commercial complex: Have we really "come a long way, baby"? In: Sport Management Review 18, 3, S. 331-342.

Geise, Stephanie/Lobinger, Katharina/Brantner, Cornelia (2013): Fractured Paradigm? Theorien, Konzepte und Methoden der visuellen Framingforschung: Ergebnisse einer systematischen Literaturschau. In: Geise, St./Lobinger, K. (Hrsg.): Visual Framing. Perspektiven und Herausforderungen der Visuellen Kommunikationsforschung. Herbert von Halem Verlag: Köln, S. 42-76.

Godoy-Pressland, Amy/Griggs, Gerald (2014): The photographic representation of female athletes in the British print media during the London 2012

Olympic Games. In: Sport in Society 17, 6, S. 808-823.

Hartmann-Tews, Ilse/Hoppe, Theresa (2018): Körperliche Aktivitäten und Sport im Alter. In: Granacher, U./ Mechling, H./Voelcker-Rehage, C. (Hrsg): Handbuch Bewegungs- und Sportgerontologie. Schorndorf: Hofmann, S. 150-160.

Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (2003): Sport in den Medien – ein Feld semiotischer Markierung von Geschlecht? In: Hartmann-Tews, I./Gieß-Stüber, P./Klein, M.-L./Kleindienst-Cachay, C./Petry, K. (Hrsg.): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport. Opladen: Leske + Budrich, S. 30-69.

Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (2010): The Olympic Games 2004 in German newspapers – a gender-equitable coverage? In: Bruce, T./Hovden, J./Markula, P. (Hrsg.): Sportswomen at the Olympics – A global content analysis of newspaper coverage. Rotterdam: Sense Publishers, S. 115-126.

Hedenborg, Susanna (2013): The Olympic Games in London 2012 from a Swedish media perspective. In: The International Journal of the History of Sport 30, 7, S. 789-804.

Hellborg, Anna M./Hedenborg, Susanna (2015): The rocker and the heroine gendered media representations of equestrian sports at the 2012 Olympics. In: Sports in Society 18, 2, S. 248-261.

Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, 4, S. 668-692.

Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (Sonderheft 41), S. 208-236.

Houghton, Emily J./Pieper, Lindsay P./ Smith, Maureen M. (2017): Women in the 2016 Olympic and Paralympic Games: An analysis of participation, leadership, and media coverage. New York: Women's Sports Foundation.

Hovden, Jorid/Bruce, Toni/Markula, Pirkko (2010): The big picture: Data comparisons and implications. In: Dies. (Hrsg.): Sportswomen at the Olympics. A global content analysis of newspaper coverage. Rotterdam: Sense Publishers, S. 289-304.

Hovden, Jorid/Hindenes, Aina (2010): Norway: Gender in Olympic newspaper coverage – towards a stability or change? In: Bruce, T./Hovden, J./Markula, P. (Hrsg.): Sportswoman at the Olympics: A global content analysis of newspaper coverage. Rotterdam: Sense Publishers, S. 47-60.

Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern (IVW) (2016): Auflagenzahlen. < http://www.ivw.eu/print/ausweisung> (Zugriff: 07.12.2018).

Iportale GmbH (2012): Olympia-Lexikon. London 2012. <http://www.olympia-lexikon.de/London_2012> (Zugriff am 07.12.2018).

Jones, Dianne (2010): Women's sports coverage: online images of the 2008 Olympic Games. Australian Journalism Review 32, 2, S. 89-102.

Jung, Carina (2017): Die Bedeutung sportmedialer Vorbilder für Jugendliche im Zeitalter der Digitalisierung – eine empirische Fragebogenerhebung. DSHS Köln: Schriftliche Hausarbeit im Rahmen der Staatsprüfung für das Lehramt (unveröff.).

King, Christopher (2007): Media portrayals of male and female athletes. A text and picture analysis of British newspaper coverage of the Olympic Games since 1948. In: International Review for the Sociology of Sport 42, 2, S. 187-199.

Klein, Marie-Luise (1986): Frauensport in der Tagespresse. Eine Untersuchung zur sprachlichen und bildlichen Präsentation von Frauen in der Sportberichterstattung. Bochum: Brockmeyer.

Kunz, Kevin (2016): Das Spiel der Anderen – die Entwicklung der Berichterstattung zu Frauenfußball-Großturnieren seit der WM 2011 in Deutschland. In: Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 22, 1, S. 49-63.

Lee, Judy (1992): Media portrayals of male and female olympic athletes. Analyses of newspaper accounts of the 1984 and the 1988 summer games. In: International Review for the Sociology of Sport 27, 3, S. 197-222.

Loosen, Wiebke (1998): Die Medienrealität des Sports – Evaluation und Analyse der Printberichterstattung. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien (2. erweiterte Auflage). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Lünenborg, Margreth/Röser, Jutta (2012): Ungleich mächtig. Das Gendering von Führungspersonen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft in der Medienkommunikation. Bielefeld: transcript.

Lünenborg, Margreth/Maier, Tanja (2013): Gender Media Studies. Eine Einführung. Konstanz: UTB.

Markula, Pirkko/Bruce, Toni/Hovden, Jorid (2010): Key themes in the research on media coverage of women's sport. In: Dies. (Hrsg.): Sportswomen at the Olympics – A global content analysis of newspaper coverage. Rotterdam: Sense Publishers, S. 1-18.

Packer, Claire/Geh, D.J./Goulden, Q.W./Jordan, A.M./Withers, G.K./Wagstaff, A.J./Bellwood, R.A./Binmore, C./Webster, C.L. (2014): No lasting legacy: No change in reporting of women´s sports in the British print media with the London 2012 Olympics and Paralympics. In: Journal of Public Health 37, 1, S. 50-56.

Pfister, Gertrud (1987): Women in the Olympics (1952-1980): An analysis of German newspapers. In: Jackson, R./Mc Phail, T. (Hrsg.): The Olympic movement and mass media conference. Calgary: Hurford, S. 27-33.

Quin, Gregory/Wipf, Elodie/Ohl, Fabien (2010): France: Media coverage of the Athens Olympic Games by the french press: The Olympic Games effect in L'Équipe and Le Monde. In: Bruce, T./Hovden, J./Markula, P. (Eds.): Sportswomen at the Olympics: A global content analysis of newspaper coverage. Rotterdam: Sense Publishers, S. 103-114.

Rulofs, Bettina (2003): Konstruktion von Geschlechterdifferenzen in der Sportpresse? Eine Analyse der Berichterstattung zur Leichtathletik WM 1999. Butzbach: Afra-Verlag.

Rulofs, Bettina/Hartmann-Tews, Ilse (2017): Mediale Präsentation von Sportler_innen in der Presse – Ein Überblick zu den Befunden inhaltsanalytischer Studie. In: Sobiech, G./Günther, S. (Hrsg.): Sport & Gender. (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung: Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS Verlag, S. 61-74.

Rulofs, Bettina/Hartmann-Tews, Ilse (2006): Sportlerinnen und Sportler in den Medien – Vorbild für Mädchen und Jungen? In: Thiel, A./Meier, H./Digel, H. (Hrsg.): Der Sportlehrerberuf im Wandel. Hamburg: Czwalina, S. 73-83.

Scott, Olan/Kunkel, Thilo (2016): Using self-categorization theory to uncover the framing of the 2008 Beijing Olympic Games: A cross-cultural comparison of two national newspapers. In: Journal of Sports Media 11, 1, S. 123-144.

Shields, Sharon/Gilbert, Liz/Shen, Xuenjun/Said, Hamdan (2004): A look at print media coverage across four olympiads. In: Women in Sport and Physical Activity Journal 13, 2, S. 87-99.

Sports Reference (2016): Summer Games Index. <https://www.sports-reference.com/olympics/summer/> (Zugriff am 07.12.2018).

Stichweh, Rudolf (1990): Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code. In: Sportwissenschaft 20, 4, S. 373-389.

Urquhart, Jim/Crossman, Jane (1999): The globe and mail coverage of the Winter Olympic Games. A cold place for women athletes. In: Journal of Sport & Social Issues 23, 2, S. 193-202.

Vincent, John/Imwold, Charles/Masemann, Vandra/Johnson, James (2002): A comparison of selected 'serious' and 'popular' British, Canadian, and United States newspaper coverage of female and male athletes competing in the centennial Olympic Games. Did female athletes receive equitable coverage in the 'Games of Women'? In: International Review for the Sociology of Sport 37, 3-4, S. 319-335.

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 25: 49-63

Corinna Schmechel

Zwischenräume – die Sportumkleide als Raum praktischer Geschlechterpolitik im Sport

Zusammenfassung: In diesem Beitrag werden Praktiken der konventionellen zweigeschlechtlichen Umkleideorganisation in ihrer Relevanz für die Sportpartizipation von LGBTI*-Personen hervorgehoben, um anschließend alternative Praktiken zu diskutieren. Es werden exemplarische Umkleide-Strukturpraktiken queerer Sportkontexte beschrieben, um aus einer emotions- und raumsoziologischen Perspektive deren Potentiale und Grenzen für Fragen der In- und Exklusion aufzuzeigen.

Schlagwörter: Umkleide; Zweigeschlechtlichkeit; queere Räume; Raumsoziologie; Emotionssoziologie.

Intervening space – the changing room as a space of practical gender politics in sports

Abstract: This paper first presents conventional binary-gendered changing rooms as highly relevant for the participation of LGBTI* in sports in order to then discuss alternative practices. The changing room practices of exemplary queer sports spaces will serve to illustrate the potential and limitations of investigating questions of in- and exclusion from a perspective informed by a sociology of emotion and a sociology of space.

Keywords: changing room; gender-binary; queer spaces; sociology of space; sociology of emotion.

Einleitung

Sport stellt sich als eine gesellschaftliche Sphäre dar, in welcher Zweigeschlechtlichkeit als grundlegendes Ordnungsprinzip unhintergehbar erscheint. Von Trainingspraktiken, Team- und Ligastrukturen bis zu sogenannten ‚Geschlechtstests' wird unter dem Gebot der Fairness ein biologistisches binäres Geschlechterkonzept verteidigt. In diesem Sinne sind immanente und explizite Barrieren und Ausschlüsse im Sport sehr zentral. All das ist bereits bekannt und mitunter auch umstritten. In den folgenden Ausführungen wird eine weitere Materialisierung von Zweigeschlechtlichkeit thematisiert, welche sich nicht nur im wettkampforientierten Sport findet, sondern vom Reha- bis Hochleistungssport sämtliche Sportpraktiken durchzieht und dennoch in sportsoziologischen und anderen sozialwissenschaftlichen Betrachtungen des Sports wenig Beachtung findet: Es geht um Praktiken der Umkleideorganisation. Diese werden in ihrer Relevanz für die Sportpartizipation von LGBTI*-Personen hervorgehoben,

© 2019 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.03

um anschließend alternative Modelle der all-gender-Umkleiden, basierend auf ethnografisch erhobenen Daten, aus einer emotions- und raumsoziologischen Perspektive zu beschreiben und Potentiale und Grenzen für Fragen der In- und Exklusion aufzuzeigen.

Vor dem Betreten der meisten Sporträume (Turnhallen, Fitnessstudios, …) liegt die Nutzung der Umkleidekabinen. Diese sind für den Charakter eines Sportraumes ebenso zentral wie das Training selbst (siehe dazu das Kapitel „The Locker Room" bei Alvarez 2008). Nach Roberta Sassatelli sind Umkleiden „liminal spaces" (Sassatelli 2014: 50ff.) also Übergangsbereiche, die Räume und Praktiken des Sports von anderen abgrenzen und in welchen sich die Teilnehmenden entsprechend transformieren (z.B. durch den Wechsel von Kleidung, aber auch eine Art inneren ‚Einstellungswechsel'). In ihrer Schwellengestalt sind sie damit u.a. auch Räume von Unsicherheit und Verletzlichkeit. Die architektonischen und organisatorischen Gegebenheiten machen sie zu Orten, welche weder ganz öffentlich noch ganz privat sind (Alberth 2016a), sondern eine recht private und vulnerable Praxis – sich zu entkleiden – in einem nur mäßig geschützten, halb-öffentlichen Raum erfordern. Denn obwohl es Türen gibt, die die Umkleide vom Rest der Institution trennen, obliegt es nicht der Kontrolle des oder der Einzelnen, wer wann den Raum betritt, da die Türen von diesen in der Regel nicht abgeschlossen werden können. Ferner befinden sich in der Umkleide auch fremde oder nur flüchtig bekannte Andere – sie nötigen also dazu, den eigenen Körper fremden Blicken auszusetzen, eine Form von Intimität mit weitgehend fremden Menschen zu teilen. Nicht wenige unangenehme bis gewaltvolle Erfahrungen aus dem Schul-, sowie dem Vereins- oder z.B. Fitnessstudiosport ereignen sich hier (siehe bspw. Alvarez 2008: 248-251). Dies gilt insbesondere für Menschen, deren Körper bestehenden Körperkonzepten in Bezug auf Geschlechtlichkeit nicht entsprechen, denn schon vor dem Eintritt in die Umkleidekabinen selbst steht üblicherweise eine rigide geschlechtliche Einteilung durch die geschaffene Notwendigkeit entweder in die Männer- oder die Frauen-Umkleide zu gehen – die Raumorganisation produziert zweigeschlechtliche Eindeutigkeit. Allerdings ist diese fragil und vulnerabel. So ist für Individuen mit Eintritt in eine der beiden Umkleiden nicht sichergestellt, dass sie auch entsprechend als Frau oder Mann anerkannt werden. Für Menschen mit geschlechtlich uneindeutigem Erscheinungsbild sind Umkleiden, ähnlich wie öffentliche Toiletten[1], immer wieder auch Orte, in denen sie abgewiesen und angegangen werden, weil sie in den Augen Anderer ‚falsch' sind. Binär strukturierte Umkleiden zwingen diese Individuen also nicht nur zu einer akuten praktischen Einordnung in ein Zweigeschlechtersystem, indem eine von zwei möglichen Umkleiden gewählt werden muss. Sie erfordern auch ein optisches Entsprechen eines von zwei Geschlechtern[2], um so der allgemeinen Unsicherheit – grundsätzlich könnte jederzeit eine ‚falsche' Person eintreten und die homosoziale Intimität stören – zu begegnen. Diese gleichgeschlechtliche Intimität kann einen homoerotischen Reiz des Raumes ausmachen, wie Erick Alvarez (2008) in seiner Studie zur schwulen Gym-Kultur darstellt. Sie führt in heteronormativen Kontexten mitunter gerade deshalb auch zu homophoben Abwehraggressionen

(Degele 2014, siehe auch Gregory 2007, Pronger 1990). So ist die Umkleide für LGBTI* im Sport ein zentraler Nicht-Partizipationsgrund oder Stressfaktor.

Feld und Forschung

In folgenden Ausführungen wird eine Praktik der Umkleideorganisation vorgestellt, welche genau auf diese Problematik reagiert und in diesem Sinne als Form alltagspraktischer Sportpolitik zu verstehen ist: die all-gender-Umkleide, also eine Form der Umkleideorganisation, welche explizit auf eine Teilung in Männer und Frauen verzichtet. Die empirischen Ergebnisse, auf die ich mich beziehen werde, entstammen alle meiner ethnografischen Forschung in queeren Fitnessgruppen, welche aus raum- und emotionssoziologischer Perspektive die konkreten Raumgestaltungspraktiken und Verhandlungen um Körpernormen untersuchte.[3] Die Einordnung als ‚queer' erfolgt über die Selbstbezeichnung in Werbematerialien oder durch Teilnehmende. Gemeinhin ist mit ‚queer' ein Widerspruch zur gesellschaftlich vorherrschenden heteronormativen Zweigeschlechterordnung gemeint, oft aber auch eine grundlegende Ablehnung körpergebundener Identitätszuschreibungen über Kategorien von Geschlecht und Sexualität hinaus. Die inhaltliche Definition des Begriffs und entsprechende praktische Auslegungen sind sowohl im akademischen, wie im subkulturell-politischen und damit auch im Forschungsfeld variabel und umkämpft (Jagose 2001; Butler 2014: 310ff.). Ich verstehe den Begriff mit Laclau (2002) als eine Art Platzhalter oder leeren Signifikanten. Kämpfe und Aushandlungen über seine ‚Füllung' und praktische Ausgestaltung stellen einen Teil des Untersuchungsinteresses dar. Denn entsprechend des sozialkonstruktivistischen Ansatzes der Arbeit wird die Queerness des Feldes als Produkt kollektiver Herstellungsprozesse gesehen.

Die Arbeit orientiert sich am Begriff des ‚relationalen Raumes' nach Martina Löw (2015). Löw versteht Raum als (An)Ordnung sozialer Güter und (menschlicher wie nicht-menschlicher) Körper an Orten, welche durch Praktiken der Platzierung sowie durch Syntheseleistungen (also Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse, welche die platzierten Elemente zu einem Raum verknüpfen) permanent als Raum hergestellt wird. Eine Umkleide ist demnach nur dann eine Umkleide, wenn Menschen hier entsprechende Praktiken (wie sich umzukleiden) vollziehen, die durch bestimmte Güter, wie Spinde oder Kleiderhaken, befördert werden. Damit soll aber nicht das Bild eines stets beliebig variierbaren Raumes geschaffen werden.[4] Zum einen können sich Räume institutionalisieren, d.h. als (An)Ordung über einzelne Konstitutionsprozesse hinaus wirksam bleiben und normierte Platzierungs- und Syntheseleistungen hervorbringen. Zum anderen betont Löw (2015: 191) die Abhängigkeit der Raumkonstitutionsprozesse von symbolischen und materiellen Faktoren.

Die Möglichkeit, Raum zu schaffen und zu gestalten, hängt stark von Zugang zu materiellen Ressourcen ab. Platt gesagt: Wer nicht über soziale Güter verfügt, kann diese auch nicht platzieren; ohne Zugang zu einer Sporthalle wird es schwierig, ein Training zu gestalten, ohne Zutritt kann ein Raum weder

angeeignet noch gestaltet werden. Doch auch der Prozess der Synthetisierung vollzieht sich nicht losgelöst von gesellschaftlichen Strukturen. Im Gegenteil: Da das Wahrnehmen und Empfinden eines jeden Menschen zum einen durch individuelle biografische Ereignisse, aber auch kollektiv habituell durch die jeweilige gesellschaftliche Einbindung geprägt werden, ist ein Raum niemals für alle Anwesenden gleich. Wie wir einen Raum wahrnehmen und dessen Atmosphäre empfinden, kann sich also mitunter deutlich von der Wahrnehmung anderer anwesender Personen unterscheiden. Es gibt somit nicht *die* Atmosphäre eines Raumes, sondern so viele Atmosphären wie es in einem Raum versammelte Menschen gibt (Löw 2015: 208). An diesem Punkt kommen unweigerlich affekt- bzw. emotionstheoretische Ansätze ins Spiel. Es wird deutlich, dass auch die affektive und emotionale[5] Charakterisierung von Räumen grundsätzlich kontingent ist, bspw. wenn eine „Turnhallenphobie" und ein „Schulsporttrauma" (in vivo) sich für Teilnehmende in die Empfindung der Trainingshalle als „Schutzraum/Safe(r) Space" (in vivo) wandelt. In diesem Sinne werden die beobachteten Räumen auch als Transformationsräume (vgl. Spahn et al. 2018: 17; Baumann in Spahn et al: 151[6]) konzipiert. Die Anbietenden und Teilnehmenden streben eine Transformation des emotionalen Bezugs auf Sport-Praktiken und -Räume sowie auf den eigenen Körper an, was sich bspw. an vielen Formulierungen, die den eben zitierten ähneln, in Werbematerialien und Interviews zeigt[7]. Diese Prozesse der affektiv besetzten Verräumlichungen (Kajetzke/Schroer 2015) werden als eingebunden und geformt durch Diskurse und bedingt durch materielle Gegebenheiten, wie der An- oder Abwesenheit bestimmter Anderer[8], als „gefühlsräumliche Prozesse, die weder unabhängig von sozio-kulturellen Strukturen ablaufen noch in diesen aufgehen" (Gammerl/Herrn 2015: 8) gesehen.

Die Feldforschung bestand aus teilnehmenden Beobachtungen in drei Gruppen, die sich über zwei Jahre erstreckten. Dazu kamen Beobachtungen bei einem queeren Fitnesswettbewerb, und vierzehn begleitende problemzentrierte Interviews mit Teilnehmenden bzw. auch zwei explizit Nicht-Teilnehmenden der betrachteten Sporträume, sowie eine Auswertung von Werbematerial internationaler queerer Fitnesskontexte zur Erschließung szenespezifischer Diskurse. Der Forschungsprozess verlief im Sinne der Grounded-Theory-Methodologie zirkulär (Glaser/Strauss 1998), d.h. Datenerhebung und Auswertung folgten nicht in abgetrennten Phasen aufeinander, sondern abwechselnd und z.T. überlappend. Die Spannung zwischen Nähe und Distanz zum Gegenstand ist damit im Forschungsansatz bereits angelegt, geht es doch darum, zugleich verstehensgenerierende Nähe und Vertrautheit aufzubauen und analytische Distanz zu wahren (Berg/Milmeister 2011: 184). Meine eigene Zugehörigkeit zur queeren Szene war mindestens erleichternd für den Feldzugang als Forscherin. Sie schaffte eine Vertrauensbasis und Offenheit mir gegenüber und auch über die Grenzen soziostruktureller ‚Entfernungen' (bspw. durch Geschlecht, sozioökonomische Situation oder Herkunft) hinweg ‚Nähe'. Vor diesem Hintergrund war es besonders wichtig, die Perspektive der Beobachtung zweiter Ordnung beizubehalten und sich nicht in der Perspektive der Teilnehmenden zu verlieren. Das beginnt schon bei der Selbstbezeichnung der Beforschten als ‚queer' und der damit verknüpften Abgrenzung zum ‚Mainstream'. Die Herausforderung

besteht nun darin, diese Bezeichnungen ernst zu nehmen und ihren Inhalt, ihre Bedeutung für die Akteur_Innen[9] im Feld zu verstehen und sie gleichzeitig als zu reflektierende „semiotische Technologien“ (Haraway 1995: 78) wahrzunehmen, welche stets auch performative Wirkung haben. Die Zugehörigkeit und Affinität zur queeren Szene kann also weder als rein hinderlicher noch rein vorteilhafter Faktor gesehen werden, sondern wird in der Arbeit immer wieder situationsbezogen und kontextuell reflektiert.

In einem Feld, welches sich maßgeblich über körperbezogene Praktiken und Diskurse konstituiert, und eingedenk der Tatsache, dass jede Ethnografie immer auch eine Intervention ins beforschte Feld darstellt, ist zudem die körperliche Erscheinung der forschenden Person ein Faktor, dessen Bedeutung reflektiert werden musste. Dabei spielt die Forscher_Innen-Körperlichkeit nicht nur auf der Ebene der Verkörperung nach außen eine entscheidende Rolle, sondern auch als Wahrnehmungs- und Erkenntniswerkzeug. Das eigene Spüren von Irritationen, Ängsten, Wut, Scham oder auch Freude, Spaß und Ehrgeiz im Feld kann eine wichtige Erkenntnisquelle sein, die Beobachtung lenken oder der Analyse gewinnbringende Hinweise geben (siehe z.B. Brümmer 2015; Faust/Heissenberger 2016; Wacquant 2003).

Die Umkleide als riskant erlebter Raum

Die untersuchten Sportangebote richten sich teilweise ausschließlich an FrauenLesbenTrans*Inter (im Folgenden FLTI*)[10], teilweise an LesBiSchwule und Trans* sowie Inter*Menschen[11], oder auch an „queers and friends“, also damit explizit auch an ‚befreundete‘ heterosexuelle und cis-geschlechtliche Menschen. Grundsätzlich liegt damit ein Schwerpunkt der Zielgruppen auch auf Menschen, welche in öffentlichen Umkleiden besonders vulnerabel sind. Viele Trans*Menschen stellt z.B. die Aufgabe, sich in einem quasi-öffentlichen Raum umzuziehen und sich damit potentiell unfreiwillig zu outen, vor strategische Herausforderungen, welche durch viele und minutiös durchdachte Praktiken gemanagt werden: von der richtigen Zeit- und genauen Platzwahl in der Umkleide, der möglichst abgewandten Haltung bis zur spezifischen Unterwäschewahl[12] (vgl. „risk-management-tactics“ in Umkleiden bei Sassatelli 2014: 51; zum Management von Intimität und Anonymität siehe Alberth 2016b).

Queere Umkleidepolitiken

Dass Umkleiden damit ein sehr relevanter Aspekt für das Sport-Erleben von trans*- und inter*geschlechtlichen Menschen und damit auch für die Konstruktion eines queeren Sportraumes sind (Caudwell 2012; Carter/Baliko 2017; Elling-Machartzki 2015), wird auch an der Thematisierung in den Werbetexten deutlich, wenn es beispielsweise heißt: “Hell, we don‘t even gender our bathrooms. Those suckers are gender neutral too.“ (The Queer Gym) oder „Wir haben eine Umkleide für all gender und eine Umkleide für alle, die nicht in die

‚all gender-Umkleide' möchten. Es gibt aber auch die Möglichkeit, sich allein umzuziehen." (Selbstdarstellung einer Gruppe im Rahmen der Ausstellung *contesting/contexting SPORT 2016*[13])

Die Tatsache, dass die Organisation der Umkleiden überhaupt Thema eines Werbe- oder Infotextes über das Sportangebot ist, unterscheidet diese Gruppen von vielen anderen Sportangeboten und deutet auf eine hohe Sensibilität für die Probleme von trans*und inter*geschlechtlich verorteten Menschen in Sportkontexten hin. Alltägliche Selbstverständlichkeiten wie die Existenz von Männer- und Frauenumkleiden werden hier entselbstverständlicht.

Die Produktion queerer Sporträume über die Umkleidepraxis funktioniert dabei allerdings keinesfalls einheitlich institutionalisiert. Das möchte ich anhand einer Feldnotiz darlegen, welche bei einem queeren Fitnessevent entstanden ist, das von einem schwullesbischen Sportverein (Selbstbezeichnung) organisiert wurde:

> Es gibt eine Art Empfangsschalter, […]. Nach der Registrierung wird mir gezeigt, in welche Umkleide ich gehen soll. Ich bin tatsächlich kurz etwas irritiert. Hier gibt es also Männer- und Frauen-Umkleiden (wenn auch Männer* und Frauen*, dazu später mehr). Während ich in der Frauen* Umkleide bin, kommt auch eine Person herein, scheint irritiert, fragt mich, ob das die Männerumkleide sei und geht wieder raus. Ich höre durch die Tür, wie ihm draußen erklärt wird, dass die sonst gültige Verteilung der geschlechtlichen Umkleiden heute umgedreht wurde, da die ‚eigentliche' Frauenumkleide größer sei. Das heißt also, es wurde mit mehr männlichen Teilnehmenden gerechnet, weswegen diesen die größere – ‚eigentlich Frauen' – Umkleide zugeteilt wurde.
>
> […]
>
> Mir persönlich erscheint das widersprüchlich zur Selbstbezeichnung als queer. Bei einem Gespräch mit einem der Organisatoren darüber, dass es in ‚meinen' sonstigen Beobachtungsräumen keine zwei-gender-Umkleiden gibt, verweist er darauf, dass er auch erst irritiert gewesen sei, dann aber gekuckt habe: „is aber mit Sternchen". Auch führt er an, dass ja eine der Forderungen von Trans*Menschen sei, als ihr Geschlecht, als Mann oder Frau, ernstgenommen zu werden. (Beobachtung 08.04.2017)

Zunächst einmal ist es bemerkenswert, dass ich nach zwei Jahren im Feld queerer Fitnesskultur eine normative Perspektive entwickelt habe, aus welcher ich die Alltagspraxis der allermeisten Sporträume, eine Männer- und Frauenumkleide zu haben, als irritierend empfinde. Das liegt zunächst daran, dass das Event explizit als queer beworben wird. Hier scheint der Begriff die Verortung in einem vorrangig schwul-lesbischen Verein zu meinen, zudem vielleicht den eigenen Anspruch, auch trans* und inter* Personen willkommen zu heißen, indem die Geschlechterbezeichnungen mit * versehen werden. Auch lässt sich aus den Gesprächen durchaus ein grundsätzliches Wissen um die Lebensrealität trans*geschlechtlicher Menschen erkennen. Die Aussage des Mitorganisators, er

sei auch erst überrascht gewesen, habe dann aber gesehen, dass die Geschlechtsbezeichnungen mit * versehen sind, macht ein Bewusstsein für die allgemeine ‚Umkleideproblematik' deutlich, bietet jedoch auch eine schnelle Lösung: Der Asterisk (*) scheint hier eine Öffnung der sonst zu rigiden Kategorien darzustellen und somit den Zuordnungszwang aufzuheben[14]. Die Tatsache, dass die Menschen am Anmeldeschalter mich in eine bestimmte Umkleide geschickt, mich also ungefragt zu den Frauen* sortiert haben, stellt allerdings ein Handlungsmuster dar (Menschen eine Geschlechtsidentität zuzuschreiben), welches andere queere Kontexte explizit ablehnen. Oben beschriebene Situation, in der ein Teilnehmer in die ‚falsche' Umkleide kommt, wäre in diesen Kontexten nicht möglich.[15] Diese Beobachtung zeigt, dass die Definitionen dessen, was ein queeres Fitness-Event auszeichnet, divers sind und mit der Bezeichnung einer Veranstaltung als ‚queer' verschiedene Erwartungen verknüpft werden. Das verweist auf die unterschiedliche ‚Füllungen' des Begriffes queer in verschiedenen (Sub)Communities. Während Einige darunter vorrangig eine andere Bezeichnung für homo- und bisexuell verstehen und die Realitäten und Bedürfnisse nicht-binär-geschlechtlicher und trans*geschlechtlicher Personen entsprechend marginal bleiben, sehen Andere genau hierin die Relevanz von queer als eben gerade nicht lesbisch, bisexuell oder schwul und damit in binärer Geschlechterlogik verhaftet (Carter/Baliko 2017). Die Organisation der Umkleiden ist hierfür ein zentraler Ausdruck.

Wie gestalten sich dagegen also die all-gender-Umkleiden in anderen Trainingsräumen und welche Widersprüche und Konflikte entstehen hier?

All-gender – no shame?

Architektonisch sind in den genutzten Schulsporthallen stets zwei, bisweilen plus Lehrer_In/Trainer_In-Raum drei, Umkleidemöglichkeiten verfügbar. Diese werden in allen Gruppen, die ich besucht habe, auf die gleiche Weise genutzt: Wie auch im zitierten Selbstbeschreibungstext wird eine all-gender-Umkleide in der Regel von allen Teilnehmer_Innen gemeinsam, die übrigen Umkleideräume in seltenen Fällen von Einzelnen genutzt. Es schien nirgendwo einen konkreten Plan für das Problem zu geben, welches entstünde, wenn mehrere Menschen gleichzeitig die Allein-Umzieh-Umkleide nutzen wollten, was aber auch während meiner Beobachtungszeit nie auftrat. So kommen in diesen Kontexten Körper in einer Umkleide und z.T. unter einer Dusche zusammen, welche in gängigen Sporträumen getrennte Umkleiden und Duschen nutzen würden. Zudem werden Körper auf eine alltägliche und damit normalisierende Weise sichtbar, welche vorherrschenden Konzepten von Geschlechtskörpern nicht entsprechen.

Die Umkleideräume selbst haben, anders als die bei Sassatelli (2014) und Alberth (2016 a, 2016b) beschriebenen Umkleiden in Fitnessstudios, keine Spinde und sind auch sonst durch keine Artefakte in Unter-Räume aufgeteilt. Damit verfügen sie über deutlich weniger innenarchitektonische Möglichkeiten zu den oben bereits eingeführten *risk-management-tactics* (Sassatelli 2014: 51) wie dem Aufsuchen uneinsichtiger Winkel oder dem Verstecken des Körpers

hinter Spindtüren. Die Umkleiden hier sind einfache Räume, an deren Wänden entlang Bänke und Kleiderhaken platziert sind. Es kann sich also schwerlich den Blicken der anderen Anwesenden entzogen werden; eine recht große Offenheit den anderen Anwesenden gegenüber wird durch die architektonischen Gegebenheiten erforderlich. Einzig die Praktik des Sich-Abwendens (siehe Alberth 2016b) also des Platzierens des eigenen Körpers mit dem Gesicht zur Wand, ermöglicht es sich abzuschotten. Gleichzeitig beinhaltet diese Praktik einen gewissen Kontrollverlust über die Blicke der anderen. Zwar kann der Blick auf die Vorderseite des eigenen Körpers damit verhindert oder zumindest stark eingeschränkt werden, umso weniger hat die praktizierende Person dafür die Blicke der anderen ‚im Blick'. Den eigenen Körper zur Wand statt in die Raummitte zu wenden, erscheint mir jenseits des praktischen Nutzens vor allem als Symbolisierung eines Wunsches nach Intimität, als Aufforderung an die anderen Anwesenden: ‚Bitte schaut mich nicht an!' Während meiner Beobachtungen in den all-gender-Umkleiden verschiedener Gruppen wurde die Praktik des Sich-zur-Wand-Wendens unterschiedlich genutzt. So gibt es Gruppen, in denen diese Praktik nur sehr vereinzelt, in der Regel von neuen Teilnehmer_Innen, vollzogen wird, während mehrheitlich eine Körperorientierung zur Mitte des Raumes vorherrscht. *Risk-management-tactics* zum Verbergen von Körpern, die gesellschaftlich vorherrschenden (Geschlechts)Körpernormen nicht entsprechen, finden nicht statt. In einer anderen Gruppe hingegen ist es vorherrschende Praxis, den Akt des Kleiderwechsels schnell und dem Raum abgewandt zu vollziehen und für diese kurze Zeitspanne aus der gemeinsamen Orientierung auf die Raummitte ‚auszusteigen'[16]. Der Umgang mit Vulnerabilität und Scham, welcher auch in einer all-gender-Umkleide nötig ist, ist also kontingent und wie ich folgend zeigen möchte, ein Gegenstand, an welchem sich ebenso Normative entwickeln können.

So war die Praxis der Gemeinschaftsumkleide auch Thema im Interview mit Ben. Er erzählt mir, dass alle Neuankömmlinge stets darauf hingewiesen werden, dass sie auch die offizielle ‚Frauenumkleide' nutzen können. Das werde aber meist höchstens einmal in Anspruch genommen, danach kämen alle in die gemeinsame Umkleide. Ben begründet dies mit der sozialen Funktion des Raumes. Da sich alle so wohlfühlten, hätte niemand Lust sich nach dem Training zum Umziehen zu trennen. Er findet es in anderen Kontexten oft schade, dass nach dem Training diese Möglichkeit des Austauschs und Kennenlernens durch die Geschlechtertrennung von Umkleiden beschränkt wird. Für ihn besteht eine Kritik an ‚Mainstream'-Fitness neben der Zweigeschlechternorm auch zentral in der Individualisierung in und durch diese Form des Sports. Er sieht es daher als wichtigen Charakterzug ‚alternativer' Konzepte an, etwas Anderes zu praktizieren. All-gender-Umkleiden seien daher ein Mittel, nicht nur den Zwang zu geschlechtlicher Eindeutigkeit abzuwenden, sondern auch um größtmögliche Gruppenzugehörigkeit zu gewinnen, da sich viel soziales Geschehen in der Umkleide abspiele. Auch wenn er sieht, dass einige, „vor allem Frauen", davon manchmal zuerst „überfordert" seien. Das sei aber „alles Gewohnheit". Hier wird die normative Setzung der Gemeinschaftsumkleide deutlich, wenn das Unwohl-Fühlen mit dieser als eine abzutrainierende Angewohnheit konzipiert

wird, die dem Ideal der Gemeinschaftlichkeit entgegensteht. Damit wird auch eine emotionale Normativität geschaffen, aus der heraus ein Zugehörigkeitsgefühl erwartet und forciert wird (zu emotionsbezogener Normativität queerer Kontexte siehe Ahmed 2014b, Kapitel 7) sowie Unwohlseinsgefühle marginalisiert werden.

Finn, welche_r in ebendieser Gruppe trainiert, sieht die Umkleidepolitik nicht ganz so euphorisch wie Ben. Im Interview mit Finn wird klar, dass die Intimität, die durch das gemeinsame Umziehen entsteht, auch in diesem Kontext Unsicherheit schafft. Ein gegenseitiger Austausch auch über gruppenspezifische Schwerpunkte, wie in diesem Fall über geschlechtliche Transitionsprozesse, wird mitunter als Belästigung und Überschreitung von Grenzen der Privatsphäre empfunden:

> Also ich bin da noch nie was gefragt worden konkret in der Situation. Es wurde sich wenn dann in nem Gespräch und da waren dann alle Leute schon angezogen halt was gefragt so: Ja sag mal ähh weiß ich nicht, (10) ja zur Körperbehaarung. Natürlich is das dann auch n bisschen unangenehm, weil mensch merkt dann: Ok die Person hat mich angekuckt in Bezug auf meine Körperbehaarung und fragt mich was dazu. Also ich stell so‘ne Fragen hoffentlich nie. Ähm aber ja is unangenehm. Aber manche Leute sind da richtig auch neugierig, weil die irgendwie glaub ich die krasseste Zeit in ihrem Leben haben. Also da sind so eins zwei sind glaub ich echt so, die zählen glaub ich echt immer Barthaare an anderen Menschen. Und ich find das super unangenehm. (Interview Finn)

Finn beschreibt hier die Erfahrung, von Anderen auf etwas angesprochen zu werden, was diese in der Umkleide an Finns Körper bemerkt haben. Konkret geht es um Körperbehaarung, welche durch die Einnahme von Testosteron mitunter deutlich zunimmt. Der Charakter der Gruppe als eine, in der relativ viele Personen gerade eine FtM[17]-Transition durchlaufen oder diese bereits abgeschlossen haben, bietet für Einige einen Raum sich über diese spezifische Erfahrung untereinander auszutauschen und eben auch andere in ihrem Veränderungsprozess beobachten zu können. Für Andere, wie hier Finn, stellt dies eine Verletzung der eigenen Verhaltensstandards dar („Ich stell so‘ne Fragen hoffentlich nie.“) und führt zu Gefühlen der Bedrängnis (was daran deutlich wird, dass die Situation mehrmals als „unangenehm“ bezeichnet wird).[18]

Ben und Finn stehen damit für zwei Perspektiven auf den und im selben Raum. Auch bei gleichzeitiger Anwesenheit erleben sie die all-gender-Umkleide unterschiedlich, ist sie für beide mit unterschiedlichen Gefühlen und Assoziationen verknüpft – Gemeinschaftlichkeit, Austausch und Gruppenzugehörigkeit gegenüber Scham und Bedrängnis. Letztlich können beide Erlebensweisen als zwei Seiten derselben Medaille betrachtet werden: die Vergemeinschaftung, die Ben positiv betont, basiert letztlich auch in seinen eigenen Schilderungen darauf, durch „Gewohnheit“ anfängliche „Überforderung“ mit der Situation zu überwinden – die gewünschten Empfindungen also erst durch die wiederholte Praxis zu ‚lernen‘ – und so zwingt sich die Gemeinschaftlichkeit mitunter auch als negative Grenzerfahrung auf, wie Finns Ausführungen zeigen. Hier lassen

sich im Material Tendenzen der Etablierung von Gefühlsregimen (Maihofer 2014) oder Gefühlsnormen (Hochschild 1979; 1990) ausmachen, also Normativen darüber, was wann wo von wem (nicht) gefühlt werden sollte. Im Rahmen eines Community-Buildings im Feld über (suggerierte) geteilte Erfahrungen und Einstellungen, wird auch eine bestimmte emotionale Einstellung – Zugehörigkeitsgefühle und damit einhergehende Aufgeschlossenheit gegenüber den anderen Teilnehmenden – erwartet, welche sich wiederum in der Bereitschaft zur gemeinsamen all-gender-Umkleidepraktik materialisieren sollte. Ein anonymes und zu anderen Teilnehmenden distanziertes Verhalten, das z.B. in kommerziellen Fitnessstudios möglich ist und durch Anonymität und Distanz auch einen gewissen Schutz gewähren kann, ist hier nicht vorgesehen.

Fazit

Durch die Spacing-Praktiken der all-gender-Umkleiden, also der Platzierung diverser Körper in einem Raum und unter einer Dusche, wird statt Zweigeschlechtlichkeit queere Gemeinschaftlichkeit produziert – was nicht mit einer Abwesenheit sozialer Normen und Zwangsmomente verwechselt werden soll. Die Vision einer Welt ohne dichotome Geschlechtergrenzen wird konkret ausgelebt in der egalitären Umkleidepraxis. Damit wird vielen Hemmnissen und Stress- wie Angstfaktoren trans*- und inter*geschlechtlicher Menschen im Sport begegnet. Es entwickeln sich hierin aber, soziologisch wenig überraschend, spezifische Normative. So kann es ebenfalls zu großem sozialem Druck kommen, wenn der Zwang zwar nicht darin besteht, sich einem Geschlecht eindeutig und erkennbar zuzuordnen, aber darin, sich der egalitären Gemeinschaftspraxis unterzuordnen. Das wird von den Anbietenden im Feld mitunter auch reflektiert und daher explizit auch die Möglichkeit zur Einzelumkleide erwähnt. Dabei sei dahingestellt, ob nicht der soziale Druck, der entsteht, sollte eine Person als einzige sich der Gruppenumkleide entziehen, dennoch davon abhält diese Option zu nutzen, oder gegebenenfalls die soziale Integration in die Gruppe dadurch beinträchtig wird. Wie die Interviewpassagen zeigen, empfinden nicht alle die all-gender-Umkleide gleich. Vielmehr ist die Gemeinschaftsumkleide auch hier ein Erfahrungsraum für unangenehme Gefühle von Scham, Peinlichkeit oder Bedrängnis. Wenn mit Löw (2015: 210ff.) davon auszugehen ist, dass es auch eine Frage des Habitus ist, wie Räume empfunden werden, könnte der Fokus weiterer Analysen und Forschungen auf der Frage nach Faktoren liegen, die die jeweiligen Wahrnehmungsweisen begünstigen. In diesem speziellen Kontext bspw. könnten diverse Sozialisationsfaktoren, aber auch die Nähe des eigenen Körpers zu vorherrschenden Schönheitsidealen und die soziale Einbindung in die Gruppe ausschlaggebend sein.

Nicht zuletzt durch Einführung eines dritten positiven Geschlechtseintrages im deutschen Personenstandsgesetz zeigt sich die Notwendigkeit, die binäre Umkleideorganisation als zentralen Faktor der Ermöglichung oder Einschränkung geschlechtlicher Vielfalt im Sport anzuerkennen und vermehrt in die Reflexion von Sportorganisation und Sportpolitik einzubeziehen. Die populäre

Praktik einer zweigeschlechtlich getrennten Umkleideorganisation ist eine, welche den Lebensrealitäten vieler Menschen nicht entspricht und Diskriminierungen hervorbringt. Das vorgestellte Material zeigt jedoch ebenso, dass das Auflösen zweigeschlechtlicher Organisationstrukturen die Umkleide nicht automatisch von ihrem Charakter als Raum ungleich verteilter Vulnerabilität und Scham befreien kann. Vielmehr wird deutlich, dass sich an diesem Ort diverse und intersektionale Erfahrungsräume kreuzen, die rein über die Kategorie Geschlecht nicht erfasst werden können.

Korrespondenzadresse

Corinna Schmechel
Servicestelle LehreLernen/Hochschuldidaktische Weiterbildung, FSU Jena
Carl-Zeiss-Platz 1, 07743 Jena
Corinna.schmechel@posteo.de

Anmerkungen

1 Siehe z.B. Browne (2004), welche sich mit Erfahrungen von Frauen auseinandersetzt, die für Männer gehalten werden und Attacken in öffentlichen Toiletten ausgesetzt sind.

2 Und das auch im weitestgehend entkleideten Zustand.

3 Es handelt sich um eine Dissertationsarbeit, welche durch das Promotionsprogramm „Kulturen der Partizipation" der Carl-von-Ossietzky-Universität von 2015-2018 gefördert wurde.

4 Der relationale sollte also nicht mit dem relativistischen Raum verwechselt werden. Das relationale Raumverständnis versucht zwischen absolutistischem Raumdeterminismus und relativistischem Raumvoluntarismus (Schroer 2012: 175) zu vermitteln und Raum weder als immer gleichen und quasi vor-sozialen Container noch als beliebig und rein imaginär jenseits materieller Gegebenheiten zu denken (siehe dazu auch Löw 2015: 191f.).

5 Ich verwende in Anlehnung an Sara Ahmed (2014a: 192 bzw. Fn 6) Affekt im Sinne einer unmittelbaren Empfindung und Emotion/Gefühl als eine gesellschaftlich vermittelte Empfindungsweise, eine Konzeptualisierung von Empfindungen als bspw. Wut, Trauer, Scham oder Verliebtheit. Dabei handelt es sich um eine analytische Trennung, welche sich nicht in praxi beobachten lässt, da Affekte in ihrem Erscheinen und Empfunden-Werden stets bereits vergesellschaftet sind (vgl. Maihofer 2014).

6 Hier ist von Transitionsräumen die Rede. Der Begriff der Transition bezeichnet einen Prozess, in welchem von einem klar definierten Startpunkt oder Ausgangszustand A zu einem anderen definierten Punkt oder Zustand B gewechselt wird. Der Begriff der Transformation beschreibt einen offenen Prozess der Veränderung und Umformung von Bestehendem und wird daher hier bevorzugt, da schon rein methodisch die beobachten affektiven Veränderungen im Selbstbezug sowie in der Affizierung von Räumen und Praktiken schwerlich in klar abgrenzbaren Zustandsbeschreibungen definiert werden können.

7 Exemplarisch verdichtete Beispiele für dieses verbreitete Narrativ finden sich z.B. in einem Erfahrungsbericht auf Seite eines US-amerikanischen Studios: <https://thequeergym.com/john/> (Zugriff: 01.03.2018) oder auch in einem ebenfalls US-amerikanischen Video eines anderen Anbieters: <http://buffbutch.com/queering-fitness-101/> (Zugriff: 01.03.2018).

8 Im konkreten Feld ist vor allem die An- bzw. Abwesenheit von cis-Männern (also solchen, die seit ihrer Geburt als Jungen bzw. Männer leben; Cis-Geschlechtlichkeit bedeutet Nicht-Trans*geschlecht lichkeit) ein Thema, siehe Schmechel (2018).

9 Der _ soll auch Lebensweisen sprachlich miteinschließen, welche sich jenseits oder zwischen männlicher und weiblicher Selbstverortung bewegen. Das große Binnen-I soll die Existenz von weiblichen Subjektformen betonen und verhindern, dass diese durch eine ‚_innen'-Schreibweise lediglich zum Anhängsel an den meist männlichen Wortstamm mutieren.

10 Der Asterisk (*) verdeutlicht, dass die Lebensrealitäten unter dem Begriff ‚Trans' (auch auf körperlicher Ebene) vielfältig sind und von chirurgisch und hormon-unterstütztem unauffälligem Passing (Durchgehen) über gewollt oder ungewollt uneindeutigem Auftreten bis zu nahezu permanenten Erfahrungen, ‚fehlgegendert' zu werden, reichen. Beim Begriff ‚Inter' symbolisiert der Asterisk die vielfältigen Diagnosen von Varianten der Geschlechtsentwicklung, die unklaren Diagnostiken und Selbst-

bezeichnungen von Menschen, deren körperliche Merkmale nicht die erwarteten Eigenschaften aufweisen, die unter dem Sammelbegriff subsummiert werden können.

11 Anzumerken ist, dass im Feld trotz Einladung von Inter*Menschen z.B. durch das I* in Selbst-/Zielgruppenbeschreibungen explizite Inter*-Perspektiven in Diskursen und Repräsentationen eher marginal sind.

12 So nimmt beispielsweise Lukas, ein Transmann, welcher an sich ein sehr gutes Passing genießt und sich in seinem ‚Mainstream'- Gym auch wohl fühlt, die Unterhose mit in die Duschkabine und trägt auch speziell zum Sport nur weite Boxershorts, damit in der Umkleide keine ‚fehlende Beule' auffällt.

13 <https://archiv.ngbk.de/projekte/contesting-contexting-sport-2016/> (Zugriff: 17.05.2019).

14 Nach Aussage eines transmännlichen Teilnehmers im Feldgespräch, ist mit dem * am Türschild noch nicht automatisch das Sicherheitsgefühl vermittelt, tatsächlich in entsprechender Umkleide bspw. als Mann mit Vagina unter der Dusche sicher vor irritierten Blicken oder Kommentaren zu sein.

15 Erst später fällt mir auf, dass seine Frage, ob das hier die Männerumkleide sei, mir implizit offen gelassen hat, mit Ja zu antworten und mich damit selbst als Mann (*) zu definieren.

16 Aus der Selbstbeobachtung heraus lässt sich dabei feststellen, dass die vollzogenen Praxen quasi ‚ansteckend' sind. In einem Raum, in welchem der Großteil der anderen Anwesenden sich zum Kleiderwechsel von der Gruppe abwendet, entwickle auch ich das Bedürfnis mich abzuwenden, welches in einer anderen Umkleidenkonstellation, in welcher Usus ist, sich auch halb- oder unbekleidet einander zuzuwenden, nicht auftritt.

17 Female-to-Male/Frau-zu-Mann.

18 Doch werden diese Erfahrungen in der Schilderung auch stets wieder relativiert durch eine Kontextualisierung in „nicht konkret in der Situation", sondern erst zu einem Zeitpunkt, an dem auch Finn wieder bekleidet und die direkte Vulnerabilität durch das Exponiert-Sein vorüber ist. Auch betont Finn, dass solche Erfahrungen insgesamt „sehr wenig" vorkämen.

Literatur

Ahmed, Sara (2014as): Kollektive Gefühle oder die Eindrücke, die andere hinterlassen. In: Angelika B./Binswanger, Ch./Häberlein, J./Nay, Y./Zimmermann, A. (Hrsg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien: Zaglossus, S. 183-214.

Ahmed, Sara (2014b): The cultural politics of emotion. New York: Routledge.

Alberth, Lars (2016a): Die Männerumkleide – ein inversives Panoptikon. In: Reuter, J./Berli, O. (Hrsg.): Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur. Wiesbaden: Springer VS, S. 63-73.

Alberth, Lars (2016b): Den Körper abwenden und cool bleiben. Zur Herstellung emotionaler Neutralität in der Männerumkleide von Fitnessstudios. In: Faust, F./Heissenberger, S. (Hrsg.): Emotionen im Spiel. Beiträge zu einer Ethnologie des Sports. Berliner Blätter, Heft 7, Berlin: Panama-Verlag, S. 49-60.

Alvarez, Erick (2008): Muscle boys. Gay gym culture. New York: Routledge.

Baumann, Denise (2018): (Un-)Mögliche Körper. Weight-Watchers-Treffen und Fat-Acceptance-Bewegung als Räume praktischer Transition. In: Spahn, L./Scholle, J./Maurer, S./Wuttig, B. (Hrsg.): Verkörperte Heterotopien. Zur Materialität und [Un-]Ordnung ganz anderer Räume. Bielefeld: transcript, S. 141-154.

Berg, Charles/Milmeister, Marianne (2011): Im Dialog mit den Daten das eigene Erzählen der Geschichte finden: Über die Kodierverfahren der Grounded-Theory-Methodologie. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Grounded theory reader. Wiesbaden: VS, S. 303-332. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_14.

Browne, Kath (2007): Genderism and the Bathroom Problem. (re)materialising sexed sites, (re)creating sexed bodies. In: Gender, Place & Culture 11, 3, S. 331-346. https://doi.org/10.1080/0966369042000258668.

Brümmer, Kristina (2015): Mitspielfähigkeit. Sportliches Training als formative Praxis. Bielefeld: transcript.

Butler, Judith (2014): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Carter, Claire/Baliko, Krista (2017): 'These are not my people'. Queer sport spaces and the complexities of community. In: Leisure Studies, S. 1-12. https://doi.org/10.1080/02614367.2017.1315164.

Caudwell, Jayne (2012): [Transgender] young men. Gendered subjectivities and the physically active body. In: Sport, Education and Society 19, 4, S. 398-414. https://doi.org/10.1080/13573322.2012.672320.

Degele, Nina (2014): „Ich dusch nur mit dem Arsch zur Wand": Verletzungsmacht und Verletzungsoffenheit als simultane Konstruktion von Heteronormativität. In: Waine, A./Naglo, K. (Hrsg.): On and Off the Field. Fußballkultur in England und Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, S. 85-104. https://doi.org/10.1007/978-3-658-00133-9_5.

Elling-Machartzki, Agnes (2015): Extraordinary body-self narratives. Sport and physical activity in the lives of transgender people. In: Leisure Studies 36, 2, S. 256-268. https://doi.org/10.1080/02614367.2015.1128474.

Faust, Friederike/Heissenberger, Stefan (2016): Eine Frage des Trainings. Methodische Überlegungen zum Forscher_innenkörper als Erkenntnissubjekt. In: Amelang, K../Bergmann, S./Binder, B./Vogel, A-C./Wagener-Böck, N. (Hrsg.): Körpertechnologien. Ethnografische und gendertheoretische Perspektiven. Berlin: Panama Verlag, S. 68-83.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1998): Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.

Gregory, Michele Rene (2011): "The faggot clause": the embodiment of ho-

mophobia in the corporate locker room. In: Equal Div and Incl: An Int J 30, 8, S. 651-667. https://doi.org/10.1108/02610151111183180.

Haraway, Donna (1995): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Haraway, D./Hammer, C. (Hrsg.): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/M.: Campus, S. 73-97.

Hochschild, Arlie Russell (1990): Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt/M. u.a.: Campus.

Hochschild, Arlie Russell (1979): Emotion work, feeling rules, and social structure. In: The American journal of sociology 85, 3, S. 551-575. https://doi.org/10.1086/227049.

Jagose, Annamarie (2001): Queer Theory. Eine Einführung. Berlin: Querverlag.

Kajetzke, Laura/Schroer, Markus (2015): Die Praxis des Verräumlichens. Eine soziologische Perspektive. In: Europa regional, 21.2013, 1-2, S. 9-22.

Laclau, Ernesto (2002): Emanzipation und Differenz. Wien: Turia und Kant.

Löw, Martina (2015): Raumsoziologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Maihofer, Andrea (2014): Sara Ahmed: Kollektive Gefühle – Elemente des westlichen hegemonialen Gefühlsregimes. In: Baier, A./Binswanger, C./Häberlein, J./Nay, Y. E./Zimmermann, A. (Hrsg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien: Zaglossus, S. 253-272.

Pronger, Brian (1990): The Arena of Masculinity. Sports, Homosexuality and the Meaning of Sex. Toronto: Summerhill Press.

Sassatelli, Roberta (2014): Fitness culture. Gyms and the commercialisation of discipline and fun. New York: Palgrave Macmillan.

Schmechel, Corinna (2018): ‚Andere' Körper in ‚Anderen' Räumen? Zur Bedeutung von Körpern für die Konstruktion von Raum. In: Spahn, L./Scholle, J./Maurer, S./Wuttig, B. (Hrsg.): Verkörperte Heterotopien. Zur Materialität und [Un-]Ordnung ganz anderer Räume. Bielefeld: transcript, S. 155-168. https://doi.org/10.14361/9783839438732-012.

Spahn, Lea/Scholle, Jasmin/Maurer, Susanne/Wuttig, Bettina (Hrsg.) (2018): Verkörperte Heterotopien. Zur Materialität und [Un-]Ordnung ganz anderer Räume. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839438732.

Schroer, Markus (2012): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

The Queer Gym (2018), abrufbar unter <https://thequeergym.com/versus/> (Zugriff am 01.03.2018).

Wacquant, Loïc J. D. (2003): Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto. Konstanz: Universitätsverlag.

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 25: 65-82

Judith von der Heyde

Hegemonialisierte Weiblichkeit

Eine Konzeptualisierung von Weiblichkeit in der Männerdomäne

Zusammenfassung: Dieser Beitrag geht der Frage nach, ob das Konzept hegemonialer Männlichkeit von Connell (1999) auf Weiblichkeit anwendbar ist. Eine praxistheoretische Herangehensweise an Geschlecht und Hegemonie kann dabei ihr Verhältnis zueinander analysierbar machen. Weiblichkeit ist nicht hegemonial, aber sie kann sich hegemonialisieren, wenn Frauen hegemoniale Praktiken anwenden und diese mit ihrer Weiblichkeitspraxis vereinbar sind. Das ist vor allem dann möglich, wenn der Kontext, in dem sie handeln, ein von Hegemonie geprägter ist. Bezugnehmend auf eine ethnographische Studie, die zwei Frauen in einer sonst aus männlichen Mitgliedern bestehenden Gruppe von Fußballfans fokussiert, wird dieser Beitrag die hegemonialisierte Weiblichkeit theoretisieren.

Schlagwörter: doing gender; Praxistheorie; Geschlechterverhältnis; hegemoniale Männlichkeit; Weiblichkeit.

Hegemonized Femininity – Conceptualizing Femininity in a Male Domain

Abstract: This article examines whether Connell's concept of hegemonic masculinity (1999) is applicable to femininity. A Practice theoretical approach to gender and hegemony can make the relationship between gender and hegemony analyzable. Femininity is not hegemonic, but it can hegemonize if women use hegemonic practices that are compatible with their femininity practices. This is especially possible if the context in which they act is one of hegemony. Referring to an ethnographic study focusing on two women in an otherwise all-male group of footballfans, this article will theorize hegemonized femininity.

Keywords: doing gender; Practice Theory; Gender relation; Hegemonic Masculinity; Womanhood.

Einleitung

Mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit hat Connell (1999) eine Möglichkeit entwickelt, Männlichkeiten gesellschaftsrelevant zu differenzieren. Zwar lässt sich mit Meuser auch von einem Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit sprechen, denn hegemoniale Männlichkeit ist als „historisch-bewegliche Relation" zu verstehen (Meuser 2010; vgl. Connell 1999). Dennoch wird das theoretische Konzept selbst noch immer rezipiert und genutzt (vgl. Meuser 2010). Obwohl Geschlechtlichkeit immer relational gedacht wird, liegt ein ähnliches Konzept für Weiblichkeiten und/oder Frau-Sein bisher interessanter Weise nicht vor. „We consider that research on hegemonic masculinity now needs to give much closer attention to the practices of women and to the

© 2019 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.04

historical interplay of femininities and masculinities“ (Connell/Messerschmidt 2005: 848). Das Zitat von Connell und Messerschmidt ernstnehmend, möchte ich in diesem Beitrag mithilfe eines empirischen Blicks auf Fußball und seine Fans, als eine sogenannte Männerdomäne und den Frauen, also den weiblichen Fans in dieser, diskutieren, welche Möglichkeiten das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit selbst für die Konzeption von Weiblichkeit(en) bietet, und darstellen, dass sich Weiblichkeit intrageschlechtlich differenziert und hierarchisiert.

Fußball und seine Fankulturen lassen sich vor allem im europäischen Diskurs als Ort männlicher Praxis verstehen (vgl. Pfister et al. 2001; Sülzle 2011; von der Heyde 2018a)[1], obwohl Frauen selbst Teil davon waren, in dem sie ebenfalls als Zuschauerinnen und Fans zu den Fußballspielen gehen und am Geschehen interessiert waren und sind (vgl. Selmer 2004). Das hat nicht zuletzt auch mit einem tradierten Bild von verräumlichter Geschlechtlichkeit (vgl. Yüksel 2017) zu tun, wenn Frauen gesellschaftlich eher das Innen resp. das Private, also das Häusliche zugeordnet wird, Männern hingegen die Öffentlichkeit (vgl. Lefebvre 1991) und damit verbundene Zugänge zu freizeitlichen Aktivitäten (vgl. Pope 2012). Fußball, auch Fußballfankultur, kann also als Geltungsbereich männlicher Herrschaft (Bourdieu 1997) oder einer männlichen Hegemonie (Connell 1999; Hearn 2013) gesehen werden. Die Betrachtung der Frauen, die dennoch Teil dieser Männerdomäne sind, und das ist zentral für diesen Aufsatz, kann dazu beitragen, Weiblichkeit nicht nur intrageschlechtlich auszudifferenzieren, sondern ebenfalls die Relationalität von Weiblichkeit und Männlichkeit weiter auszuformulieren. Dabei wird sichtbar, welche Bedeutung Weiblichkeit für Männlichkeit hat und umgekehrt und wie genau sich Geschlecht innerhalb männlicher Herrschaft konstruiert.

Mithilfe eines praxistheoretischen Blicks auf Geschlecht mache ich im Folgenden deutlich, wie Weiblichkeit im Verhältnis zu einer hegemonialen Ordnung von Männlichkeit gedacht werden kann, ohne sie bloß als bedeutsames Anderes oder das betonte Gegenüber zu begreifen. Dafür werde ich das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit von Connell skizzieren. Darauffolgend möchte ich den hier genutzten Begriff von Praxis einführen und ihn für die Geschlechterforschung nutzbar machen. Anschließend werde ich anhand der Ergebnisse aus meiner ethnographischen Forschung diskutieren, ob das Konzept Hegemonialer Männlichkeit für Geschlechterpraktiken insbesondere Weiblichkeitspraxis denkbar und konzeptionierbar ist.

Hegemoniale Männlichkeit und Weiblichkeit

Das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit von Connell (u.a. 1999) ist eines der meistgenutzten Theorieangebote, um Männlichkeit zu fassen. Der Terminus der Hegemonie geht auf Gramsci zurück und „bezieht sich auf die gesellschaftliche Dynamik, mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält“ (Connell 1999: 98). Bedeutsam dabei ist die Akzeptanz der Hegemonie durch die Beherrschten bzw. untergeordneten Gruppen, die auch dadurch entsteht, dass die hegemoniale Gruppe

Zugeständnisse macht und die eigenen Ideen als allgemeingültig transportiert (vgl. Demirović 2008).

Basales Moment der Hegemonialen Männlichkeit ist die intrageschlechtliche Hierarchie verschiedener nach Wertigkeiten gestaffelter Männlichkeiten, die sowohl auf körperlicher, interaktionistischer Ebene als auch auf struktureller Ebene entsteht und wirksam wird (vgl. Connell 1999: 92). Das Konzept verweist auf eine intersektionale Ordnung, denn der Anteil an der männlichen Hegemonie nimmt je nach Intersektion ab: Die Privilegien sind an Weiß-, Heterosexuell- und Gutsituiert-Sein gebunden. Alle unterstehenden Männlichkeiten messen sich daran und werden dementsprechend diskriminiert. Die komplizenhafte Männlichkeit ist von den wenigsten Intersektionen betroffen und daher weniger diskriminierungserfahren als die marginalisierte und die untergeordnete Männlichkeit. Bei Connell sind dies men of color und nicht heterosexuelle Männer. Diese Marginalisierung und Unterordnung kann aber, so meine Annahme, kontextabhängig variieren, changiert aber stets innerhalb der gesellschaftlichen Privilegienherrschaft (weiß, heterosexuell und gutsituiert). Hegemonie und die ihr anhängigen Unterordnungen sind insofern kontextabhängig, als dass je nach Gruppe und geforderten Praktiken und Handlungsfeldern andere Männlichkeitspraxen anerkannt werden und gefordert sind (um den jeweiligen Kontext, hier die Männerdomäne Fußballfans) aufrecht zu erhalten. Dennoch profitieren alle Männlichkeiten von ihrer Geschlechtszugehörigkeit und der Hegemonie der Männlichkeit. Neben der intrageschlechtlichen Hierarchisierung legitimiert die hegemoniale Männlichkeit die dominante Position von Männlichkeit gegenüber Weiblichkeit und festigt diese[2]. Letzterer bleibt nur eine untergeordnete Position, die als Gegenpart zur Männlichkeit deren Vorherrschaft bestätigt und betont. Diese „emphasized femininity“ (Connell 1987) ist bedeutsam für die männliche Dominanz. Sie betont das Geschlechterverhältnis und verweist auf die strukturelle Determination von Zweigeschlechtlichkeit, dabei wird sie jedoch von Männlichkeit aus gedacht. Somit bleibt Weiblichkeit randständig und untergeordnet. Während Männlichkeiten über Zugänge zu Macht – insbesondere ökonomischer Macht – hierarchisiert sind (uns zwar als hegemoniale, komplizenhafte, untergeordnete und marginalisierte Männlichkeit), gibt es nach diesem Schema keine Weiblichkeiten, die hegemonial gedacht werden können. „All forms of femininity in this society are constructed in the context of the overall subordination of women to men. For this reason, there is no femininity that holds among women the position held by hegemonic masculinity among men” (Schippers 2007: 187).

Eine zentrale Figur in der Argumentation von Connell ist die patriarchale Dividende. Aufgrund vergeschlechtlichter Arbeitsteilungen, der Produktionsbeziehungen und der damit verbundenen wirtschaftlichen Konsequenzen ist Kapital in der Gesellschaft ungleich zwischen Männern und Frauen verteilt. „Ein kapitalistisches Wirtschaftssystem, das aufgrund geschlechtlicher Arbeitsteilung funktioniert, bringt zwangsläufig auch einen geschlechtsbezogenen Akkumulationsprozess mit sich“ (Connell 1999: 95). Die Verteilung von Kapital und die damit verbundenen beruflichen Positionen und Eigentümer sind damit „Teil der sozialen Konstruktion von Männlichkeit“ (ebd.). Männer profitieren

qua ihrer Geschlechtszugehörigkeit von dieser Dividende. Die wenigsten Männer gehören der hegemonialen Männlichkeit an, aber als Männlichkeitsmuster ist sie geschlechtsbestimmend. Die komplizenhafte Männlichkeit kommt der hegemonialen am nächsten, sie profitiert am stärksten von der Vorherrschaft von Männlichkeit, weil sie am meisten von der patriarchalen Dividende profitiert. Mit der Figur der patriarchalen Dividende macht Connell sichtbar, welche Bedeutung Gender als Differenzlinie hat. Sie liegt quer zu den anderen und ist immer mit diesen verflochten. Weiblichkeit kommt also zunächst nur die Rolle zu, Männlichkeit in ihrer Hegemonie zu stützen; wie ihr Verhältnis zur patriarchalen Dividende ist, bleibt damit noch unklar. Hegemonie selbst ist immer zunächst mit Männlichkeit verbunden.

Ich gehe nun davon aus, dass auch Weiblichkeit in sich differenziert und heterogen ist und es nicht bloß eine Form von Weiblichkeit gibt, die eine untergeordnete Gechlechtlichkeit darstellt. Im Konzept der hegemonialen Männlichkeit verbleibt Weiblichkeit immer als relational zu Männlichkeit. Das ist insofern problematisch, als dass undenkbar bleibt, dass Weiblichkeit(en) überhaupt Ergebnisse von vergeschlechtlichten Praktiken ist(sind) und somit auch unabhängig von Konzeptionen von Männlichkeit(en) gedacht werden können. Wobei hier nicht gemeint ist, dass Weiblichkeit und Männlichkeit ohne einander existieren, lediglich, dass die Fokussierung auf Männlichkeit und seine Ausdifferenzierung Weiblichkeit schon qua Theorie diskiminiert. In welcher Form sich auch Weiblichkeiten ausdifferenzieren und wie diese in ein Konzept passen, das bereits intersektional zumindest Männlichkeit beschreiben kann und deutlich macht, dass Männlichkeit elementar von der kapitalistischen Ordnung abhängt, wird im Folgenden zu bearbeiten sein. Gleichzeitig bleibt zu fragen, inwiefern sich auch hier Hegemonien, Herrschaftsverhältnisse oder Unterordnungen finden lassen. Von *hegemonic femininity* selbst wird zumeist dann gesprochen, wenn von einer vorherrschenden, gebotenen und idealisierten Weiblichkeit die Rede ist (vgl. z.B. Krane 2001; Marwick 2010). Das Konzept wird also eher additiv zur Hegemonialen Männlichkeit verwendet, ohne einen Zusammenhang oder ein Verhältnis analytisch fruchtbar zu machen. Problematischerweise wird bei der Frage danach, ob hegemoniale Weiblichkeit konzeptionierbar ist, zu häufig Geschlecht als starre Kategorie gedacht. Sichtweisen, die danach fragen, ob hegemoniale Weiblichkeiten sich Praxen hegemonialer Männlichkeit aneignen (vgl. Stückler 2013) oder ‚männliche' Praxen ‚beiden' Geschlechtern zur Verfügung stehen (vgl. Grenz 2018), verweisen darauf, dass Männlichkeit/Männer und Weiblichkeit/Frauen nicht konstruktivistisch prozesshaft verstanden werden, sondern als feste Kategorien, die zum einen eine bestimmte Eindeutigkeit aufweisen und zum anderen als bereits fertige vorhandene Schablonen übernommen werden können.

Einige Studien zur Differenzierung von Weiblichkeiten liegen bisher vor. Schippers verweist auf die Studie von Pyke und Johnson (2003), in der die Forscher*innen das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nutzen, um ihre Ergebnisse zur Weiblichkeiten von asia-amerikanischen Frauen zu theoretisieren. Sie rekonstruieren „white women as hegemonic femininity and those attributed to Asian women as a subordinated femininity" (Schippers 2007: 88).

Problematisch an dieser eindimensionalen Hierarchisierung ist, dass dadurch der Blick auf Hierarchisierungen innerhalb der Differenzlinien Gender, Race oder Class versperrt ist. Diese werden selbst zu Kategorien und dadurch feststehende und geschlossene Konzepte. Darüber hinaus lässt sich durch diese eindimensionale Kategorisierung nicht herausarbeiten, inwiefern Männlichkeit davon profitiert oder welchen Einfluss dies auf das Geschlechterverhältnis hat (vgl. Schippers 2007: 89). Darüber hinaus ist hier ebenso wie bei Connell unklar, ob die benannte Hegemonie kontextuell variieren kann, es scheint eine etwas unbestimmte Allgemeingültigkeit von Hegemonie vorzuliegen.

Auch in der Studie von Ussher (1997) wird Weiblichkeit intern kategorisiert. Zwar hat Ussher dabei zunächst keine Machtstrukturen im Blick, sondern rekonstruiert nur die Ausgestaltung von Frau-Sein. Dennoch kann sie zeigen, dass Weiblichkeiten relational zu Männlichkeiten sind, genauso wie sie sich intrageschlechtlich differenzieren. Ussher rekonstruiert vier verschiedene Performanzen von Weiblichkeit. Das *being girl* ist die archetypische Performanz von Weiblichkeit, „when a woman wants to be rather than merely do femininity" (Ussher 1997: 445). Im Gegensatz dazu ist das „doing girl" (ebd.) eher eine aktive Maskerade, die Frauen reflexhaft nutzen, um sich geschlechtszugehörig zu präsentieren. Dabei wissen sie aber stets, dass es „playing a part" (Ussher 1997: 450) ist. „Resisting girl" wird angewandt, um Teilaspekte traditioneller Weiblichkeit abzulehnen, aber dennoch weiterhin weibliche Praktiken zur Verfügung zu haben, um Frau zu bleiben (vgl. Ussher 1997: 455). Die vierte Form der Performanz ist die „subverting femininity". Sie ist beschrieben als „knowingly play with gender as a performance, twisting, imitating and parodying traditional scripts of (or indeed masculinity) in a very public, polished display" (Ussher 1997: 458). Ussher hat die Performanzen von Frauen im Blick, arbeitet dabei aber keine Hierarchisierungen oder Hegemonien heraus.

Die beiden Beispiele von Pyke/Johnson (2003) und Ussher (1997) zeigen jeweils mit verschiedenen Zugängen, dass Weiblichkeiten intrageschlechtlich differenziert sind. Beide können aber nicht deutlich machen, wie Weiblichkeiten machtvoll oder gar hierarchisch geordnet sind und wie sie sich zu Männlichkeit(en) verhalten. Zum einen werden verschiedene Differenzlinien zu starr als Kategorien verwendet, wodurch die eigentlichen Herstellungsmechanismen von Hierarchie oder auch Hegemonie nicht in den Blick geraten können. Zum andern verbleibt z.B. Ussher zu sehr innerhalb der Kategorie Weiblichkeit und kann daher nicht explizieren, welche Rolle sie innerhalb der zweigeschlechtlichen Ordnung innehat bzw. haben kann. Diese Desiderata möchte ich in diesem Beitrag aufgreifen und im Folgenden analytisch betrachten, wie Weiblichkeit hegemonial und insbesondere wie sie relational zu einer hegemonialen Ordnung von Männlichkeit gedacht werden kann, ohne sie bloß als bedeutsames Anderes zu begreifen. Dafür nehme ich den Herstellungsprozess selbst in den Blick, um direkt beim Entstehen von Geschlechtlichkeit ebenfalls die Konstruktion von Hierarchie oder gar Hegemonie beschreiben zu können. Die Frauen im Sample meiner Studie sind Teil einer sogenannten Männerdomäne und müssen sich zu einer männlichen Herrschaft verhalten. Der Blick auf ihre Praktiken ermöglicht es, sowohl die Relationalität von Geschlecht(lichkeit) selbst als auch ihr Verhält-

nis zu Hegemonie zu rekonstruieren und herauszuarbeiten, ob es vielleicht eine Feldspezifik von Hegemonie (vgl. Scholz 2010) geben kann.

Praxistheoretischer Blick auf Geschlecht

Inwiefern auch Weiblichkeitskonstruktionen als hegemonial denkbar sind, möchte ich mithilfe eines spezifischen Blicks auf Geschlecht verfolgen. Ich gehe davon aus, dass Geschlecht als Praxis sichtbar werden kann, wenn wir uns die Praktiken einzelner Akteur*innen anschauen. Insbesondere in Männerdomänen bleibt Geschlechtlichkeit das fraglos Gegebene (Meuser 2006). Angelehnt an das Konzept des *doing gender* von West/Zimmermann (1987) und die ethnomethodologischen Überlegungen von Garfinkel (1967) zu Geschlecht, möchte ich die These dieser beiden theoretischen Ausgangspunkte, dass Geschlecht seinen Ursprung in der Interaktion hat, radikalisieren und im Folgenden die einzelnen Teile des Tuns in den Blick nehmen, um an die kleinsten Teile dieses Tuns, nämlich Praktiken, anknüpfen zu können. Der Fokus auf Praktiken und deren Deskription bietet die Möglichkeiten, zu rekonstruieren, wann wie und wo Männlichkeit und Weiblichkeit entstehen, warum und wie sie bedeutsam werden und insbesondere, an welche anderen Praktiken sie gebunden sind. Dadurch kann ich aufzeigen, wie sich Hegemonie – als Ergebnis hegemonialer Praxis – mit Geschlecht verbindet, sodass der Herstellungsprozess hegemonialer Weiblichkeit(en) nachvollziehbar werden kann.

Die Grundlage meiner Überlegungen bildet ein spezifisches Konzept von Praxisordnung. Ich gehe davon aus, dass Praktiken die kleinste Einheit sozialer Ordnung darstellen. Praktiken liegen immer außen und sind deshalb sind erfahr- und erkennbar und bilden das Grundgerüst aller Interaktion. Sie sind erkenn- und verstehbar und verweisen auf bestimmte Wissensbestände, ohne dass man diese bewusst abrufen müsste. Praktiken sind eine „körperlich-leibliche Mobilisierbarkeit von Wissen“ (Reckwitz 2003: 290) und sind „stets von innen und außen interpretierbar und gleichzeitig unmittelbar verstehbar“ (von der Heyde 2018a: 46). Praktiken stehen nie allein, sondern verbinden sich mittels Praxiswissen mit anderen Praktiken. Das Ergebnis ist Praxis. Diese wiederum kann sich aufgrund der Beschaffenheit von Praktiken ebenfalls mit anderen Praxen verbinden. So bilden sich Praxisnetzwerke. Die größte Einheit dieser Ordnung ist der Praxiskomplex.[3] Im Hinblick auf Gender kann beim Praxiskomplex vom *doing gender* gesprochen werden. Denn erst wenn bestimmte Praktiken ganz spezifisch zusammen verkörpert werden, werden sie als vergeschlechtlicht sichtbar und derart überhaupt gedeutet. Ich möchte den Praxisbegriff hier grundlegender definieren als Connell. Bei ihr sind soziale Praxen kollektive Muster, die eng in Verbindung stehen mit Mustern struktureller Ordnung. Daher ist ihr Konzept von Praxis, auch in ihrem Verständnis von *doing gender*, nicht auf die individuelle Ebene der Praktiken übertragbar. Für die Forschung kann aber der Fokus auf Praktiken hilfreich sein, weil diese ein Beobachtungsschema darstellen, „das formale Muster, ways of doing, identifiziert“ (Hirschauer 2014: 60). Dadurch werden Geschlecht und Geschlechtlichkeit nicht zunächst gesucht und

gefunden – was die Gefahr der Reifizierung in sich birgt (vgl. Degele/Schirmer 2004) – sondern „das Beobachten und Theoretisieren von Praktiken kann […] zeigen, wie im *doing* Sinn liegt und wie dadurch Wirklichkeit konstruiert wird" (von der Heyde 2018a: 47). Dadurch lässt sich rekonstruieren wie, womit und in welchen Relationen Geschlecht hergestellt wird.

Davon ausgehend, dass Weiblichkeit nicht nur ausdifferenzierbar ist, sondern dass diese verschiedenen Weiblichkeiten vielleicht auch hierarchisiert sind und sich zu Männlichkeiten relational verhalten (müssen), kann der Fokus auf Praktiken den Blick auf die kleinen sozialen Einheiten legen, in denen die Weichen für ebensolche Verhältnisse und Differenzierungen gestellt werden. Dafür muss zunächst die strukturelle Ebene hegemonialer Männlichkeit ausgeklammert werden, sie wird sonst zu deterministisch an die Daten angelegt. Erst nachdem Weiblichkeit und ihre praktische Herstellung rekonstruiert wurden, können wir uns wieder den Konzepten von Hegemonie und hegemonialer Männlichkeit widmen. Um auch hier Reifizierung von Hegemonie, und insbesondere in der Verknüpfung von Hegemonie und Männlichkeit, zu vermeiden, muss diese vom Entstehungsprozess aus gedacht werden. Hegemonie als Praxis zu begreifen und den Prozess dieser Herstellung in den analytischen Mittelpunkt zu stellen, bietet die Möglichkeit, Hegemonie erst *mit* dem Entstehen von Gender in den Fokus zu nehmen. Dadurch können die Praktiken der hegemonialen Gruppe genauso im Entstehen rekonstruiert werden, wie diejenigen der beherrschten Gruppe. Erst dadurch ist es möglich Hegemonie als solche – losgelöst von Männlichkeit – zu beschreiben und zu verstehen. Denn analytisch gewendet kann dadurch eine Konzentration auf Sozialität aus Sicht von Praktiken, als Konstrukteurinnen von Hegemonie und Geschlecht resp. Zweigeschlechtlichkeit Hinweise darauf geben, wie Hegemonie entsteht und wie sie sich mit Geschlechtlichkeit verknüpft und umgekehrt, wie Männlichkeit und Weiblichkeit entstehen und wie diese mit Hegemonie zusammenhängen könnten.

Weiblichkeit und kontextabhängige Hegemonie

Die Ausführungen dieses Beitrags bauen auf meine Dissertationsstudie auf (von der Heyde 2018a), für welche eine Gruppe junger Fußballfans, sogenannte Ultras[4], die zum Erhebungszeitraum mehrheitlich aus männlichen Mitgliedern bestand, 13 Monate lang begleitet wurde. Ausgangspunkt der ethnographischen Beobachtungen waren zwei weibliche Mitglieder der Gruppe und die Rekonstruktion ihrer Praktiken sowie die eigenen Praktiken der Forscherin selbst im Feld. Das Datenmaterial, das für die Studie berücksichtigt wurde, umfasst 23 ethnographische Protokolle (vgl. Breidenstein et al. 2013) und zwei problemzentrierte Interviews, wobei die gesamte Beobachtungszeit inklusive der ethnographischen Erfahrungen in die Auswertung dieser Daten eingeflossen ist. Mithilfe der Grounded Theory Methodology nach Strauß und Corbin (1996) wurde das Material iterativ offen und axial kodiert. Am Ende des Kodierprozesses konnte eine Grounded Theory des *doing female ultra* herausgearbeitet werden. Ein

Moment dieses *doing female ultra* ist eine besondere Praxis von Weiblichkeit, die ich in der Arbeit als hegemonialisierende Weiblichkeit[5] kategorisiert habe.

Im Rahmen besagter Dissertation konnte ich in Ansätzen zeigen, dass die Weiblichkeitskonstruktionen der weiblichen Ultras in ihrer Gruppe auf intrageschlechtliche Differenzierungen und Hierarchien verweisen, welche sich als relational zu Zweigeschlechtlichkeit und Männlichkeit beschreiben lassen (vgl. von der Heyde 2018a). Dies möchte ich im Folgenden weiter ausführen. Dafür nutze ich verschiedene Materialauszüge zur Illustration meiner theoretischen Überlegungen.[6] Das in diesem Beitrag genutzte Datenmaterial besteht aus Auszügen ethnographischer Protokolle und Interviewpassagen, beide Datengattungen werden hier genutzt, um meine theoretischen Schlussfolgerungen zur hegemonialisierenden vergeschlechtlichten Praxis zu erläutern. Dabei bilden die Interviewpassagen keine Praktiken jenseits der Sprechpraxis ab, sie verweisen aber auf das Handeln der jungen Frauen und unterstreichen meine Beobachtungen ihrer und meiner Praxis im Feld. In die Interpretationen für diesen Beitrag fließen ebenfalls Ergebnisse und weiterführende Überlegungen der Dissertation ein.

Weiblichkeitspraxis in der Ultrakultur

Die Praxis der jungen Frauen innerhalb der Männerdomäne Ultrakultur zeichnet sich durch ein *doing female ultra*[7] (von der Heyde 2018a) aus. Für die jungen Frauen bietet ein *doing ultra* den Kontext (vgl. Strauß/Corbin 1996), in dem sie handeln, also auch den Kontext, in dem sie ihre Geschlechtszugehörigkeit praktizieren. Dabei ist nicht von einem Nacheinander, sondern von einer reziproken Gleichzeitigkeit auszugehen. Das erklärt sich mit Bezug auf Praktiken, welche sich immer verbinden und in Zeit und Raum stehen, zugleich sind sie aber auch davon abhängig und können selbst nicht gleichzeitig hervorgebracht werden, dennoch ist in der vollzogenen Wirklichkeit vieles gleichzeitig erkenn- und erfahrbar: Die Frauen sind als solche und als Ultras sichtbar (und je nach Kontext auch als Studentinnen, Schülerinnen o.ä.). Praktiken sind also verschiedentlich erkenn- und deutbar und daher gleichzeitig für verschiedene Deutungen sinnvoll. Es ist demnach davon auszugehen, dass es Praktiken und vor allem Praxisnetzwerke geben muss, die beides können: Weiblichkeit und Ultrakultur hervorbringen. Diese kontextabhängige Gleichzeitigkeit des hervorgebrachten Sinns kann als *Praxisarrangements* rekonstruiert werden (vgl. von der Heyde 2018a). Denn die jungen Frauen sind nicht Frauen und Ultras, sondern sie sind weibliche Ultras, sie arrangieren Weiblichkeitspraxis mit Ultrapraxis und bringen dadurch mehr als ‚nur' Geschlechtszugehörigkeit oder Ultra-Sein hervor.

Demnach konstituiert sich Geschlecht kontextabhängig, sodass auch die Ausdifferenzierung von Weiblichkeiten innerhalb des Kontexts gesehen werden muss. Das *doing ultra* bietet zunächst allen Mitgliedern die Möglichkeit, sich als Ultra zu verkörpern. Eine hegemoniale Differenzierungspraxis beispielsweise gehört zu einem *doing ultra* dazu. Sie setzt sich aus Praktiken zusammen, welche die Ultras von anderen Fußballfans differenzieren und sich diesen gegen-

über hegemonialisieren, wenn sie zum Beispiel andere Fans als ‚Menschenmüll' bezeichnen (vgl. von der Heyde 2018a: 196). Gleichzeitig wird ihnen ebenfalls von anderen Fans eine gewisse Vormachtstellung und Hegemonie im Stadion zugestanden (vgl. Winands 2015). Diese Möglichkeit der hegemonialen Differenzierung gibt es für die weiblichen Mitglieder genauso.

> *Während wir gemeinsam zum Stadion gehen, versuchen Alice, Kati und ich relativ weit vorn zu gehen, man will den Anschluss an die Ultras halten und nicht zwischen den Normalos gehen. Kati sagt mehrmals, dass sie den Asi-Faktor der Gruppe extrem finde. Alice stimmt ihr zu und meint, sie fände die Stimmung extrem anstrengend und echt asozial. (Protokollauszug; von der Heyde 2018: 197)*

Die beiden Frauen zeigen hier eine Hierarchisierungspraxis gegenüber den anderen Fans. Die „Normalos" werden hier als „asozial" betitelt, gleichzeitig legitimieren sie hier ihren Anschluss an die Ultragruppe. Die Ultras in dieser Gruppe wollen nicht mit anderen Fans zusammen wahrgenommen werden. Ihnen ist der Diskurs um Fußballfans als laute, grölende randalierende Horde (vgl. Kathöfer/Kotthaus 2013) durchaus bewusst. Davon wollen sie sich distanzieren und gleichzeitig ihre Sonderstellung innerhalb der Fanszene festigen. Solches Praxiswissen von Ultras lässt auch die weiblichen Mitglieder partizipieren.[8]

Intrageschlechtlich lassen sich ähnliche Praktiken ausmachen. Die Praktiken für das *doing ultra*, hier die Hierarchisierung, beziehen sich ebenfalls auf Praktiken ihres *doing gender*. Die weiblichen Ultras konstruieren andere Weiblichkeiten, indem sie sich hegemonial von ihnen differenzieren. Zu solchen *peripheren Weiblichkeiten* gehören Frauen, die es nicht schaffen, angemessen Ultra zu sein und solche, die Weiblichkeitspraxen an den Tag legen, die auch jenseits des Kontexts der Ultrakultur nicht als angemessene Weiblichkeit verhandelt werden. Peripher sind diese Weiblichkeiten, weil sie erstens in der Ultragruppe keine Anerkennung erfahren und auch keine Mitglieder werden können und zweitens, weil sie den weiblichen Ultras dazu dienen, sich selbst als kompetente Ultras zu konstruieren.

> *Doch es gibt schon in regelmäßigen Abständen Mädchen, die so Mädchenmädchen sind. Wie soll man das jetzt sagen? Also die so also Mädchenmädchen ist für mich so übertrieben. (Interview_Alice; von der Heyde 2018: 267)*

> *Das zeige auch ein bisschen das Problem mit dieser Sorte Mädchen. Mal sind sie da, mal sind sie weg. (Protokollauszug)*

Sogenannte „Mädchenmädchen" verkörpern für Alice eine periphere Weiblichkeit, die nicht kompatibel ist mit Ultrakultur und immer gefährlich nah zwischen Stereotypen wie ‚Tussie' oder ‚Schlampe' changiert. Diese Weiblichkeiten haben keine Möglichkeit, Ultrakultur adäquat zu verkörpern, weil die Praktiken, die für diese Weiblichkeit nötig sind, nicht mit einem *doing ultra* kompatibel sind. Das wird besonders deutlich, wenn Alice weiter über diese Mädchen sagt:

> *Das fängt schon an, wenn du zum Bahnhof kommst, fallen diese Mädchen auf, aufgrund dessen, dass sie nicht einen Rucksack […] bei sich tragen, sondern eine Handtasche. Wo man denkt: Gut, das kann man machen, wenn man unterwegs ist, nach [Stadt]. Aber auch nach [Stadt] könnte man sich vielleicht noch ne große Wasserflasche mitnehmen, also das ist ja ein klein bisschen schlecht.* (Interview_Alice; von der Heyde 2018: 267)

Diese Frauen, die der peripheren Weiblichkeit zuzuordnen sind, verhalten sich nicht ultrakompetent. Dadurch repräsentieren sie für Alice eine anderen Weiblichkeit, sie dienen ihr hier zum Vergleich mit sich selbst, denn sie weiß, dass zu Auswärtsfahrten bestimmte Artefakte gehören. Die peripheren Weiblichkeiten verkörpern eine solche kompetente Praxis nicht. Darüber hinaus lassen sich auch Frauen als peripher bezeichnen, die einer solchen, von Alice sehr stereotyp skizzierten, Weiblichkeit gänzlich entgegenstehen. Auch sie dienen den weiblichen Ultras dazu, die eigene Weiblichkeit herzustellen.

> *Während wir zu dritt herumstehen, gucken Kati und Alice gleichzeitig Richtung Eingang bzw. Sicherheitskontrolle. Ich folge ihrem Blick: Dort steht eine große Frau mit blond gefärbten Haaren und einem Zopf. Unter diesem Zopf erkennt man, dass die untere Seite der Haare schwarz gefärbt sind. Sie trägt einen Lonsdale Pullover, eine Jeans und Turnschuhe. Alice sagt: „Was soll man von solchen Frauen halten?" Kati: „Die hat ein Kind, Mann! das arme Kind. […] boah, guck sie dir an, voll das Mannsweib." Alice: „Nee, ehrlich mal Judith, was hältst du von solchen Frauen? Die sind doch seltsam oder übel, oder erschreckend..." Ich: „Meinst du das jetzt aufgrund ihrer Kleidung oder ihrer allgemeinen äußeren Erscheinung?" Alice: „Es ist wohl eher eine Kombination aus beidem."* (Protokollauszug)

Die weiblichen Ultras nutzen die periphere Weiblichkeit des „Mannsweibs" hier, um sich selbst davon zu unterscheiden und sich gegenseitig zu vergewissern, dass sie beide selbst nicht so sind. Diese aktive gemeinsame Differenzierung kann hier als hegemonialisierende Praxis gelesen werden. Das Mannsweib und das Mädchenmädchen sind somit zwei Pole der peripheren Weiblichkeit.

Patriarchale Dividende vs. Feminitätsbürde

Die weiblichen Ultras hierarchisieren sich nicht nur intrageschlechtlich, sie positionieren sich hier ebenfalls gegen eine *emphasized femininity*. Eine Weiblichkeit, die nur dafür existiert, die Hegemonie der Männer (vgl. Hearn 2013) oder auch die hegemoniale Männlichkeit zu stützen. Die Ultras selbst nutzen Differenzierungspraktiken mithilfe der Konstruktion peripherer Weiblichkeiten, indem sie auch bestehende Weiblichkeitsdiskurse oder Gendergebote (vgl. von der Heyde 2018a; Degele 2004) nutzen, um andere Weiblichkeiten am Beispiel anderer Frauen zu differenzieren (z.B. das Mannsweib). Gleichzeitig hegemonialisieren sie dadurch Weiblichkeit, indem sie die Hegemonialisierungspraxis des Kontexts der Ultrakultur nutzen, um ihre eigene Weiblichkeit herauszustellen.

Hierbei berufen sie sich stets auf die eigene Kompetenz Ultra verkörpern zu können.

Währenddessen verweist diese Konstruktion peripherer Weiblichkeit darauf, dass Weiblichkeitspraxis auch (kontextabhängige) Stolpersteine und Gefahren birgt, weil sie sich zu Männlichkeit verhalten, da sie sich in einem Kontinuum von Weiblichkeit bewegen bzw. dieses präsentieren. Hier wird ein spezifischer Mechanismus sichtbar, der diametral zur hegemonialen Männlichkeit funktioniert. Diesen Mechanismus nenne ich *Feminitätsbürde*. Diese funktioniert folgendermaßen: Wenn alle Männer allein qua Geschlechtszugehörigkeit mehr oder weniger von der patriarchalen Dividende profitieren, werden alle Frauen von einer solchen Feminitätsbürde mal mehr, mal weniger berührt bzw. in Mitleidenschaft gezogen. Die Frauen in dieser Gruppe nutzen diesen Mechanismus für sich und verhalten sich dazu, dass Männlichkeit hier die Norm darstellt. Sie schaffen es, an der Männerdomäne teilzuhaben, indem sie sich kontextbezogen kompetent verkörpern. Dazu gehört auch die Konstruktion peripherer Weiblichkeiten. Im Kontext der Männerdomäne profitieren die jungen Frauen von der vorherrschenden Ultrapraxis: Für die Frauen ist die Hegemonie als Praxis – also die Hegemonialisierung – zunächst zugänglich, weil sie kontextabhängig gefordert ist und sie zu Ultras macht. Diese Praxis der Frauen zeigt ebenfalls auf, dass und inwiefern Geschlecht relational ist. Sie verhalten sich nicht nur zu Männlichkeit, sondern insgesamt zur zweigeschlechtlichen Ordnung. Das Konzept der Feminitätsbürde macht dies deutlich, indem es zeigt, dass die Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit zueinander in Beziehung stehen und dass ihre Ordnungslogik jeweils ähnlich gilt.

Hegemonialisierte Weiblichkeit

Die Praxis der weiblichen Ultras verweist demnach auf das Verhältnis zweier aufeinander bezogener Geschlechter. Denn die jungen Frauen bekommen Anerkennung dafür, dass sie angemessen mit der Feminitätsbürde umzugehen wissen und sich im Weiblichkeitskontinuum zwischen dem ‚Mannsweib' und der ‚Tussie' verkörpern. Sie nutzen Ultrapraktiken, um sich als Teil der Gruppe zu generieren und sich zu vergemeinschaften, gleichzeitig verkörpern sie sich als Frau und spielen dadurch im Verhältnis der Geschlechter eine bedeutende Rolle. Sie erkennen die Hegemonie der Männer an, denn *„der Prototyp Ultra ist und bleibt ein Mann, ist ja auch logisch irgendwie" (Protokollauszug; von der Heyde 2018a*), wodurch überhaupt erst die Hegemonie zu einer solchen wird (vgl. Demirović 2008). Dabei adressieren sie als Frauen diesen männlichen Ultra nicht (nur) sexuell, wie das periphere Weiblichkeiten täten. Dennoch muss ihre Weiblichkeitspraxis auch als solche im Sinne der zweigeschlechtlichen Ordnung erkennbar sein. Die weiblichen Ultras bekommen Anerkennung, weil sie es als Frauen in die Männerdomäne geschafft haben, hier wichtige Aufgaben übernehmen, anerkannte Mitglieder sind und gleichzeitig als attraktive junge Frauen wahrgenommen werden (vgl. von der Heyde 2018a: 257ff.). Erst die richtige Verbindung von *doing gender* und *doing ultra* als Praxisarrangement

ermöglicht ihnen diese Sichtbarkeit dauerhaft. Dadurch können sie am besten mit der Feminitätsbürde umgehen und sind somit hegemonialisierend.

Weiblichkeit kann sich kontextabhängig, hier in der Männerdomäne, hegemonialisieren, weil es scheinbar eine Feldspezifik von Hegemonie gibt, wenn nämlich für die angemessene Ultrapraxis Hegemonialisierung vorgesehen ist. Gleichzeitig können Frauen an ebendiesen kontextabhängigen Hegemonien partizipieren, weil Gender selbst kontextabhängig hergestellt wird und immer relational ist.

Erst mit Blick auf die Praktiken kann das sichtbar werden, weil dadurch die Verwicklung von Hegemonie und Männlichkeit gelöst wird und zunächst nur die Praktiken der Akteur*innen in den Vordergrund rücken. Frauen können auch hegemoniale Praktiken verkörpern. Dabei steht die *hegemonialisierte Weiblichkeit* dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit aber nicht entgegen, sondern ergänzt sie, und macht deutlich, dass Geschlecht relational ist. Weiblichkeiten können nicht ohne Männlichkeiten gedacht werden (und umgekehrt), ganz besonders dann nicht, wenn sie sich in einem Kontext bewegen, der männlichkeitszentriert funktioniert, denn Männerdomänen können nur solche sein, wenn sie sich zweigeschlechtlich verorten. Das kann zum einen in homosozialen Männerbünden gipfeln, wenn Frauen durch rigorosen Ausschluss wichtig werden, aber eben auch Möglichkeiten eröffnen, Frauen an den Feldpraktiken und gleichzeitig an den hegemonialen Praktiken teilhaben zu lassen.

Darüber hinaus bedeutet dies umgekehrt, dass das *doing ultra* als Männerdomäne Weiblichkeitspraxis ermöglicht, ohne den Status Männerdomäne zu verlieren, und umgekehrt, Weiblichkeitspraxis ermöglicht gleichsam ein *doing ultra*, ohne dass die Frauen ihren Weiblichkeitsstatus verlieren. Geschlecht ist demnach doppelt relational: Es steht zum einen im Verhältnis zum Kontext, in dem es hervorgebracht wird, und es bleibt zum anderen auch im zweigeschlechtlichen Sinne relational. Damit ist zwar, zumindest wie das Beispiel der Ultrapraxis zeigt, die Hegemonie der Männlichkeit nicht gebrochen, denn

> die Tatsache der Hegemonie setzt zweifellos voraus, daß den Interessen und Tendenzen der Gruppierungen, über welche die Hegemonie ausgeübt werden soll, Rechnung getragen wird, daß sich ein gewisses Gleichgewicht des Kompromisses herausbildet, daß also die führende Gruppe Opfer korporativ-ökonomischer Art bringt, aber es besteht kein Zweifel, daß solche Opfer und ein solcher Kompromiß nicht das Wesentliche betreffen können (Gramsci 1996: 1567).

Die hegemonialisierte Weiblichkeit könnte aber bedeuten, dass Weiblichkeit für Männlichkeit – auch für das Konzept hegemonialer Männlichkeit – eine bedeutendere Rolle spielt, als bloß untergeordnet und/oder betonend zu sein. Hierfür ist wieder die Kontextbedingtheit bedeutsam, denn je nach Qualität der Ultrakompetenz stehen hegemonialisierte Weiblichkeiten über inkompetenten und somit untergeordneten Männlichkeiten und hier explizit inkompetenten männlichen Fußballfans.

Abschluss

Fußball und insbesondere Ultrakultur als Männerdomäne bietet hier den Rahmen, in dem Herstellungsprozesse von Geschlecht(lichkeit) stattfinden. Ihre ultraspezifischen Praktiken bieten den Anlass, sich mit den Geschlechterverhältnissen innerhalb eines solchen männlichkeitszentrierten Rahmens zu beschäftigen. Mit dem theoretischen Ausgangspunkt der hegemonialen Männlichkeit nach Connell (1999) konnte dieser Beitrag diskutieren, ob auch für Weiblichkeiten Hegemonien zugänglich sind und welche Rolle sie im Geschlechterverhältnis übernehmen (können). Mithilfe des praxistheoretischen Blicks ist es möglich, die Verquickung von Männlichkeit und Hegemonie zu lösen, die Entstehung von Hegemonien und die damit verbundene Bedeutung der Praktiken für die Konstruktion von Geschlecht zu rekonstruieren. Dadurch werden die hierarchischen Konstruktionsmechanismen zweigeschlechtlicher Ordnung sichtbar und bieten Perspektiven auf mögliche Veränderungen derselben: nämlich dann, wenn deutlich wird, dass die jungen Frauen durchaus an der Spitze der Gruppe agieren können und somit an allen Gruppenbereichen teilhaben können, weil sie die Regeln des Spiels verstehen und eben Ultra und Frau-Sein gleichzeitig und adäquat in der zweigeschlechtlichen Ordnung verkörpern. Wenn Hegemonie auch das Ergebnis hegemonialer Praxis ist, kann sichtbar gemacht werden, dass sie keine geschlechtliche Praxis ist, sondern erst geschlechtlich wirksam wird, durch Verschränkungen mit anderen Praktiken. Weiblichkeit kann sich hegemonialisieren, wenn Frauen hegemoniale (Feld)Praktiken anwenden und diese mit ihrer Weiblichkeitspraxis vereinbar sind. Das ist vor allem dann möglich, wenn der Kontext, in dem sie handeln, ein von Hegemonie geprägter ist. Gleichzeitig bedeutet es, dass Geschlecht und Hegemonie zusammen hervorgebracht werden, wenn diese kontextbedingt gefordert ist. Dadurch bietet ihnen der Kontext Ultrakultur Praktiken an, um mit der Feminitätsbürde umzugehen und an der feldspezifischen Hegemonie zu partizipieren.

Für das Geschlechterverhältnis und das Konzept der hegemonialen Männlichkeit bedeuten diese Ausführungen, dass Geschlechterbeziehungen, anders als Connell behauptet, nicht nur auf struktureller Ebene angesiedelt sind, denn auch die Geschlechterpraxis konstruiert Verhältnisse und Beziehungen von Geschlecht. Das Konzept Hegemonialer Männlichkeit klammert daher das Geschlechterverhältnis noch zu sehr aus und denkt vom Ergebnis her. Der hegemonialen Männlichkeit stehen in einem zweigeschlechtlichen Verhältnis nicht untergeordnete Weiblichkeiten oder *emphasized femininities* gegenüber, sondern hegemonialisierte Weiblichkeiten. Sie gehören zum relationalen Verhältnis der Geschlechterordnung genauso dazu. Der Blick auf die Feminintätsbürde als Gegenstück zur patriarchalen Dividende macht besonders deutlich, dass Männlichkeit und Weiblichkeit nicht nur unter dem Aspekt der Differenz betrachtet werden dürfen, sondern dass sie in ein Verhältnis eingebettet sind.

Zusammenfassend ist das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nicht unmittelbar auf Weiblichkeit übertragbar, weil Geschlechter relational zueinander stehen und dementsprechend konstruiert werden. Das hat für die Theoretisierung von Geschlecht und Hegemonie zur Folge, dass allein die Konzeption

von Männlichkeiten nicht ausreicht, um Aussagen über das Geschlechterverhältnis zu treffen. Erst der Blick auf Differenzierungen von Weiblichkeit und der damit verbundene Blick auf Zweigeschlechtlichkeit machen deutlich, wie relational auch Hegemonialisierungspraktiken sind. Die Feminitätsbürde ist das konzeptionelle Gegenstück zur patriarchalen Dividende und macht ebendies besonders deutlich.

In diesem Beitrag wurde vor allem die Kontextabhängigkeit von Geschlechterkonstruktionen stark gemacht und mithilfe des Bicks auf die Weiblichkeitskonstruktionen herausgearbeitet. Gleiches würde ebenfalls für Männlichkeiten und ihren Konzeptionen gelten, konnte hier aber nicht ausführlich dargestellt werden. Dabei unterscheidet sich die hier gewählte Sichtweise von der Connells, welche die beschriebene Hegemonie als allgemeingesellschaftliche gültig zu beschreiben scheint. Im Hinblick auf den Sport bleibt für diesen Beitrag zu fragen, ob vielleicht in anderen, angrenzenden Bereichen, Gender als Verhältnis und/oder als Praxis ähnlich rekonstruiert werden kann. Gender, so hat sich gezeigt, wird im Alltag mit anderen alltäglichen Praktiken zusammen hergestellt und muss sich daher mit anderen Herstellungsprozessen verweben.

Korrespondenzadresse

Dr. phil. Judith von der Heyde
Universität Osnabrück, Institut für Erziehungswissenschaft
Heger Tor Wall 9, 49074 Osnabrück
judith.vonderheyde@uni-osnabrueck.de

Anmerkungen

1 Dieses betrifft sowohl die Sportart selbst, was sichtbar wird, wenn Fußball plötzlich zum ‚Frauenfußball' wird. Dies betrifft ebenfalls die politischen und ökonomischen Aspekte der Sportart, wenn zum Beispiel eine Frau, die für den Vorstand eines Clubs in der Männerbundesliga kandidiert, im Interview mit einer großen deutschen Tageszeitung am 11.1.2018 gefragt wird, was sie denn ‚als Frau' von Fußball verstehe. Quelle: <bild.de https://www.bild.de/sport/fussball/mainz-05/ich-will-erste-bundesliga-chefin-werden-54446626.bild.html> (Zugriff 15.05.2019).

2 Hearn (2013) spricht sogar von der Hegemonie der Männer und verweist darauf, dass der Blick auf Männlichkeiten allein Gefahr birgt, Männer zu naturalisieren. Darüber hinaus macht er mit seinem Konzept deutlich, dass Männer die gesellschaftliche Dominanz besitzen. Durch diesen Blickwinkel wird Hegemonie als soziale Kategorie sichtbarer, weil sie an die Person, an ihren Körper gebunden ist. Gleichzeitig wird dadurch aber auch auf ein besonderes Problem der Beschreibungen und Deutung der Konstruktionsprozesse von Geschlecht durch die Geschlechterforschung sichtbar: von Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en) wird automatisch und nahezu reflexhaft auf Männer und Frauen geschlossen, wodurch sich Ausgangs- und Endpunkt miteinander vermischen und die Analyse verkürzt wird. Auch in den theoretischen und empirischen Analysen dieses Beitrags ist der Weg von Weiblichkeit zum Frau-Sein nicht explizit ausformuliert. Ich möchte aber an dieser Stelle darauf hinweisen, dass die hier eingenommene Position praxistheoretischer Sichtweisen auf Geschlechtlichkeit dieses leisten kann. Denn alle Praktiken, die ausgeführt werden, werden erst in besonderem Zusammenspiel zu geschlechtlichen Praktiken (vgl. von der Heyde 2019).

3 Diese Praxisordnung habe ich bereits an anderer Stelle ausführlich vorgestellt (von der Heyde 2018a: 46; von der Heyde 2018b; vgl. auch: vgl. Schatzki 2016: 33).

4 Ich verzichte aus Platzgründen an dieser Stelle darauf, noch weiter auf die Ultrakultur, deren Entstehungsgeschichte und das doing ultra einzugehen. Zur Konstitution von Ultrakultur siehe Kathöfer /Kotthaus 2013, zu ihrer Geschichte Gabler 2011, zur Ultrakultur als Subkultur Duttler/Haigis 2016 und zur Ultrapraxis und doing ultra von der Heyde 2018a.

5 Im Sinne Strauß/Corbins stellt sie eine Konsequenz des Phänomens (doing female ultra) dar (vgl. Strauß/Corbin 1996; von der Heyde 2018a).

6 In der Dissertation selbst war das Vorgehen aufgrund der Grounded Theory Methodology ein anderes: Die Theorie mittlerer Reichweite wurde aus den Daten entwickelt und ließ sich vollständig an diese zurückbinden.

7 Zentrale Aspekte dieses doing ultra sind Mobilität, Support, hegemoniale Differenzierung und individualisierte Gemeinschaft (vgl. von der Heyde 2018a). Mobilität verweist als Kategorie darauf, dass das doing ultra sowohl unterwegs stattfindet als auch eine Praxis ist, die körperlich anspruchsvoll ist, Support hingegen auf das zentrale Thema der jugendkulturellen Szene, nämlich die bedingungslose Unterstützung des Teams (wozu wiederum auch die Mobilität gehört). Hegemoniale Differenzierung verweist auf die hierarchisierende Praxis der Ultras, sich selbst für bessere Fans zu halten als andere Fans im Stadion, und abschließend deutet die individualisierte Gemeinschaft darauf hin, dass Ultrakultur sich sowohl durch die

Vergemeinschaftung der Mitglieder, als auch durch eine sehr individualisierte Ausgestaltung dieser auszeichnet.

8 Die Möglichkeiten der Partizipation, die Praxismöglichkeiten für die weiblichen Mitglieder sind noch durchaus vielfältiger. Aufgrund des Fokus dieses Beitrags beschränke ich mir hier auf diesen Teil der Ultrapraxis (vgl. von der Heyde 2018a).

Literatur

Bourdieu, Pierre (1997): Männliche Herrschaft. In: Dölling, I./ Krais, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 153-217.

Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/ Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz: UVK.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Connell, Robert W. (1987): Gender and power. Society, the person, and sexual politics. Stanford: University Press.

Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Wiesbaden: VS. https://doi.org/10.1007/978-3-663-09604-7.

Connell, Raewyn W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Re-thinking the Concept. In: Gender & Society 19,6, S. 829-859. https://doi.org/10.1177/0891243205278639.

Degele, Nina (2004): Sich schön machen. Wiesbaden: VS. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80567-6.

Degele, Nina/Schirmer, Dominique (2004): Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung. In: Buchen, S./Helfferich, C./ Maier, M. S. (Hrsg.): Gender methodologisch. Wiesbaden: VS, S. 107-122. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80587-4_8.

Demirović, Alex (2008): Neoliberalismus und Hegemonie. In: Butterwegge C./ Lösch B./Ptak R. (Hrsg.): Neoliberalismus. Wiesbaden: VS, S. 17-33. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90899-1_2.

Duttler, Gabriel/Haigis, Boris (Hrsg.) (2016): Ultras. Eine Fankultur im Spannungsfeld unterschiedlicher Subkulturen. Bielefeld: transcript.

Gabler, Jonas (2011): Die Ultras. Fußballfans und Fußballkulturen in Deutschland. Köln: PapyRossa.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.

Gramsci, Antonio (1996): Gefängnishefte. Band 7. Hrsg. von Wolfgang Fritz Haug/ Klaus Bochmann, Berlin/Hamburg: Argument-Verlag.

Grenz, Frauke (2018): „Das muß ihr als Frau erstmal eine oder einer nachmachen!“ Sind Angela Merkel und Ségolène Royal Beispiele für hegemoniale Weiblichkeit? In: Antje Langer, A./Mahs, C./Rendtorff, B. (Hrsg.): Weiblichkeit – Ansätze zur Theoretisierung Opladen: Budrich, S. 69-83. https://doi.org/10.3224/jfgfe.v14i1.05.

Hearn, Jeff (2013): Vernachlässigte Intersektionalitäten in der Männerforschung: Alter(n), Virtualität, Transnationalität. In: Lutz, H./Herrera Viva, M./Supik, L. (Hrsg.): Fokus Intersektionalität. Wiesbaden: VS Verlag, S. 105-124. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19550-6_6.

von der Heyde, Judith (2018a): Doing Gender als Ultra – Doing Ultra als Frau. Weiblichkeitspraxis in der Ultrakultur. Eine Ethnographie. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.

von der Heyde, Judith (2018b): „Du arrangierst dich halt“ – Weiblichkeitspraxis im männlichen Raum. In: Onnen, C./

Rode-Breymann, S. (Hrsg.): Zum Selbstverständnis der Gender Studies. Technik – Raum – Bildung. Opladen: Budrich, S. 135-154.

von der Heyde, Judith (2019 i.E.): Geschlecht als Gegenstand praxeographischer Forschung: Gender ist praktisch. In: Kubandt, M/Schütz, J. (Hrsg.): „Gerne Geschlecht?!" – Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Budrich.

Hirschauer, Stefan (2014): Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie. In: Schäfer, H. (Hrsg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: transcript, S. 43-67.

Kathöfer, Sven/ Kotthaus, Jochem (Hrsg.): Block X – Unter Ultras. Ergebnisse einer Studie über die Lebenswelt Ultra in Westdeutschland. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Krane, Vikki (2001): We Can Be Athletic and Feminine, But Do We Want To? Challenging Hegemonic Femininity in Women's Sport. In: Quest 53, 1, S. 115-133. https://doi.org/10.1080/00336297.2001.10491733.

Lefevbre, Henri (1991): The Production of Space. USA: Blackwell.

Marwick, Alice (2010): There's a Beautiful Girl Under All of This: Performing Hegemonic Femininity in Reality Television. In: Critical Studies in Media Communication 27, 3, S. 251-266. https://doi.org/10.1080/15295030903583515.

Meuser, Michael (2006): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: VS.

Meuser, Michael (2010): Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. In: Erwägen Wissen Ethik 21, 3, S. 325-336.

Pfister, Gertrud/Fasting, Kari/Scraton, Sheila/Bunuel, Ana (2001): Frauensport im internationalen Vergleich. Erfahrungen und erste Ergebnisse aus einem empirischen Forschungsprojekt. In: Heinemann, K./Braun, S. (Hrsg.): Sport und Gesellschaften. Schorndorf: Hofmann, S. 229-256.

Pope, Stacey (2012): "The Love of My Life". The Meaning and Importance of Sport for Female Fans. In: Journal of Sport & Social Issues 37, 2, S. 1-20.

Pyke, Karen D./Johnson, Denise L. (2003). Asian American women and racialized femininities: 'Doing' gender across cultural worlds. In: Gender and Society 17, 1, S. 33-53. https://doi.org/10.1177/0891243202238977.

Schippers, Mimi (2007): Recovering the feminine other. Masculinity, femininity, and gender hegemony. In: Theory and Society 36,1, S. 85-102. https://doi.org/10.1007/s11186-007-9022-4.

Schatzki, Theodore R. (2016): Praxistheorie als flache Ontologie. In: Schäfer, H. (Hrsg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: transcript, S. 29-44. https://doi.org/10.14361/9783839424049-002.

Scholz, Sylka (2010): Hegemoniale Weiblichkeit? Hegemoniale Weiblichkeit! In: Erwägen Wissen Ethik 2010/3, S. 396-398.

Selmer, Nicole (2004): Watching the boys play. Frauen als Fußballfans. Kassel: Agon-Sportverlag.

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim/Basel: Beltz.

Stückler, Andreas (2013): Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung. In: GENDER 2013/3, S. 114-130.

Sülzle, Almut (2011): Fußball, Frauen, Männlichkeiten. Eine ethnographische Studie im Fanblock. Frankfurt/M.: Campus.

West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender &

Society 1, 2, S. 125-151. https://doi.org/10.1177/0891243287001002002.
Winands, Martin (2015): Interaktionen von Fußballfans. Wiesbaden: VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-09080-7.

Katrina Karkazis/Rebecca M. Jordan-Young

The Powers of Testosterone: Obscuring Race and Regional Bias in the Regulation of Women Athletes*

Abstract: Using strategies from critical race studies and feminist studies of science, medicine, and the body, we examine the covert operation of race and region in a regulation restricting the natural levels of testosterone in women athletes. Sport organizations claim the rule promotes fair competition and benefits the health of women athletes. Intersectional and postcolonial analyses have shown that "gender challenges" of specific women athletes engage racialized judgments about sex atypicality that emerged in the context of Western colonialism and are at the heart of Western modernity. Here, we introduce the concept of "T talk" to refer to the web of direct claims and indirect associations that circulate around testosterone as a material substance and a multivalent cultural symbol. In the case we discuss, T talk naturalizes the idea of sport as a masculine domain while deflecting attention from the racial politics of intrasex competition. Using regulation documents, scientific publications, media coverage, in-depth interviews, and sport officials' public presentations, we show how this supposedly neutral and scientific regulation targets women of color from the Global South. Contrary to claims that the rule is beneficent, both racialization and medically-authorized harms are inherent to the regulation.

Keywords: health; hyperandrogenism; racialization; sex and gender; science; sport; T talk; violence.

Die Macht des Testosterons: Wie die Regulierung weiblicher Athletinnen *race* und regionale Voreingenommenheit verschleiert

Zusammenfassung: Mit Strategien, mit denen auch die critical race studies sowie feministische Analysen an Wissenschaft, Medizin und Körper herantreten, untersuchen wir mit Blick auf die verdeckte Anwendung der Kategorien *race* und Region die Regulierung, welche die natürliche Menge an Testosteron bei weiblichen Sportlerinnen beschränkt. Sportorganisationen postulieren, diese Regelungen förderten den fairen Wettkampf und die Gesundheit von Sportlerinnen. Intersektionale und postkoloniale Analysen zeigen, dass die ‚Infragestellung' des Geschlechts bestimmter Sportlerinnen mit rassifizierten Urteilen über Geschlechts-Atypizität verknüpft sind, welche im Kontext des westlichen Kolonialismus entstanden und zentral für die westliche Moderne sind. Hier führen wir das Konzept des „*T Talks*" ein, um auf das Netz von direkten Forderungen und indirekten Assoziationen zu verweisen, welches um Testosteron als materielle Substanz und multivalentes kulturelles Symbol zirkuliert. Im hier untersuchten Fall dient *T Talk* der Naturalisierung der Vorstellung von Sport als männlicher Domäne und lenkt damit von der rassialisierten Politik des intrageschlechtlichen Wettkampfes ab. Anhand von Regeldokumenten, wissenschaftlichen Publikationen, Medienberichterstattung, ausführlichen Interviews sowie öffentlicher Äußerungen von Sportfunktionären zeigen wir, wie diese vermeintlich neutrale und wissenschaftliche Regulierung sich besonders gegen Women of Color aus dem Globalen Süden richtet. Entgegen der Behauptung, dass die Regelung vorteilhaft sei, gehen sowohl Rassifizierung als auch medizinisch autorisierte Nachteile mit ihr einher.

Schlagwörter: Gesundheit; Hyperandrogenismus; Rassifizierung; sex und gender; Wissenschaft; Sport; *T Talk*; Gewalt.

*Feminist Formations 30, 2 (2018), pp. 1-39. © 2018 Feminist Formations. Reprinted with permission of Johns Hopkins University Press. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.05

Prelude 1: Olympic Summer Games, Rio de Janeiro, 2016

Long after the last competitor left Rio, a decidedly un-Olympic image haunted our memories.[1] At the finish line of the women's 800-meter final, South African runner Caster Semenya extends her arms to fellow competitors Melissa Bishop of Canada and Lynsey Sharp of Great Britain, who are locked in a tight embrace. Semenya has just won the gold; Sharp has placed sixth and Bishop has taken fourth. The two disregard Semenya's gesture, remaining closed in one another's arms.

The photo was a sad endnote to a vitriolic media uproar that had raged intermittently for years and especially during the month leading up to the race, sounding unfairly on Semenya's right to compete. For the seven years since the International Association of Athletics Federations (IAAF) broke their own confidentiality policy and confirmed it was investigating her under its ad hoc "gender verification" policy, Semenya has endured relentless hostility and a deluge of cruel harassment from both traditional and online media. Of the investigation, she has said, "I have been subjected to unwarranted and invasive scrutiny of the most intimate and private details of my being" (Associated Press 2010). In intervening years, the extraordinary scrutiny from journalists and the public has persisted. A security team was reportedly provided for her in Rio due to concerns the hostility might turn violent (Brook 2016). South Africa as a nation pushed back with #handsoffcaster and a petition to stop bullying created by "People against racist bullies" (Amandla Awethu 2016).

Semenya is the world's most scrutinized and violated athlete despite having done nothing wrong. She has neither doped nor cheated. She also had the support of the Court of Arbitration for Sport (CAS), the world's highest adjudicating body for sport (CAS 2015). A year earlier, CAS slapped a two-year suspension on the IAAF regulation that, along with an analogous regulation adopted by the International Olympic Committee (IOC), places a ceiling on a woman athlete's natural testosterone (T) level (IAAF 2011; IOC 2012).[2] IAAF and IOC officials claim that high T is a "male" trait, that T is the "main reason" men generally outperform women in tests of strength and speed, and that women with high T (whom they call "hyperandrogenic") therefore have an "unfair" advantage over their competitors.[3] Under the regulation, if a woman athlete's natural T level is deemed by the IAAF to give her "unfair" advantage, she must lower it through surgery or drugs, or forego competing forever.

But when teenaged Indian sprinter Dutee Chand challenged the same IAAF regulation in 2015, the arbitrators at CAS ruled in her favor. They found that the IAAF had failed to demonstrate that the policy was scientifically justified. The IAAF had not provided sufficient evidence that female athletes with T levels in the "male range" have a performance advantage over their peers with lower T levels that is comparable to the 10-12 percent advantage that men typically have over women. The arbitrators suspended the regulation for two years, allowing the IAAF this period to return to CAS with sufficient scientific evidence, or else the policy would be void.

Semenya was first targeted in fall 2009, fifteen months before this T regulation took effect. The agreement between Semenya and the IAAF that allowed her to return to competition in 2010 has never been released. Nevertheless, the ire of those unhappy with the suspension of the regulations has been focused squarely on Semenya. She is the athlete they single out as supposedly proving not only the need for a regulation, but T's unparalleled role in athletic performance (e.g., McRae 2016; O'Sullivan 2016). Observers have attributed her athleticism to a single molecule – testosterone – as though it alone earned her the gold, undermining at once her skill, preparation, and achievement.

In writing of Semenya, we risk repeating the problems raised so eloquently by Neville Hoad and Keguro Macharia including our own "participat[ion] in an ongoing spectacularization" (Macharia 2009). Hoad questions

> broaching the topic at all. Caught in a double demand to resist spectacularizing Semenya in the long and intractable representational history of racialized and sexualized African bodies, and a participation in a LGBTQ praxis of freedom that wants to render visible and celebrate gender variance (here the speed, grace, power and beautiful butchness of Semenya), finding an ethical entry into the question of Caster Semenya becomes difficult. (2010: 398)

Feeling this double bind, in an earlier piece, we included a discussion of Semenya that soon thereafter filled us with deep regret for our complicity in this spectacularization (Karkazis et al. 2012). Among other harms, we made repeated references to her "case" – a distancing, medicalizing and, ultimately, dehumanizing way to refer to her. In this paper, we felt that no mention of her might serve as a cultural lobotomy that was equally distancing. We thus decided to do so in a way that resists the dominant story with counternarratives, details, and context that seek to underscore the human(s) at the core of this regulation without recapitulating harm and without erasing what is ugly and painful here that requires daylight.

On the eve of the 2016 Summer Olympics, IAAF president Sebastian Coe announced that the organization would challenge the suspension of the regulation (Guardian Sport 2016), repeating this avowal just before the 800meter finals with a timing that seemed specifically aimed to cast doubt on Semenya's right to compete. "We were surprised by the CAS decision, and I think the IOC was too," Coe said after a meeting of the IAAF Council. "We are looking again at this issue and will be talking to CAS at some time over the next year" (Rowbottom 2016). Coe immediately followed this statement with a half-hearted reminder that "these are human beings," likely knowing that his comments would throw into question not only Semenya's participation but possibly others' too. With a tinderbox left smoldering, one breath of accusation was all that was needed to reignite the "debate." As if determined to maintain a veil of suspicion over these athletes, Coe subsequently made similar pronouncements during both the 2017 Asian Athletics Championships held in Chand's hometown of Bhubaneswar, India and the 2017 World Championships in Athletics held in London.

It is no surprise, then, that athletes such as Sharp, who have also worked hard and sacrificed for their sport, seemed to feel frustrated and usurped even though they were not. Or that in their anger, grace failed them. Poland's Joanna Jozwik, who finished fifth between Bishop and Sharp, bitterly called into question the three black medalists, saying, "I'm glad I'm the first European, the second white." It is impossible to miss the optics of this controversy – the three black women from sub-Saharan Africa ebullient on the podium and the three white Global North women feeling they should be there instead. These polarized perspectives reflect the racial politics that shape the T regulation and its asymmetrical burdens and benefits.

Prelude 2: Marseilles, France, IAAF Specialist Reference Center

The scrutiny aimed at Semenya was achingly personal for her, but not unique. Other women from the Global South have also been subject to physical and psychological invasions under this regulation. In 2013, doctors affiliated with the IAAF published a report that gives insight into what happens when women are investigated under this regulation.

Four young women, aged 18-21 and from "rural and mountainous regions of developing countries," were identified through various means as having high T, and were each sent to the IAAF-approved specialist reference center in southern France for a workup to see whether they have an intersex variation (Fénichel et al. 2013).[4] A large, multidisciplinary team of clinicians conducted extensive investigations aimed at assessing sex-linked biology, beginning with endocrine, karyotype, and genetic analyses. They also inspected the women's breasts, genitals, body hair patterns, internal reproductive organs, and basic body morphology in detail, and interviewed them as to gender identity, behavior, and sexuality. From these exams, the doctors determined that these women had testes and high functional testosterone levels. By using the term "functional," the authors signal that the women's bodily tissues respond to T and thus that they do not have a diagnosis that renders them completely insensitive to the hormone. Although the doctors acknowledged that leaving the women's testes intact "carries no health risk," they also told the women that gonadectomy would "allow them to continue elite sport in the female category." But the medical team aimed for more than lowering T. The doctors' "proposed" the surgical and medical interventions long practiced for gender normalization of people with atypical sex-linked biology (intersex), including "a partial clitoridectomy with a bilateral gonadectomy, followed by a deferred feminizing vaginoplasty and estrogen replacement therapy" (Fénichel et al. 2013: E1057).

The genital surgeries described in the report suggest that something beyond T and athletic performance motivates the regulation, and indicate that it is not just compliance with the T regulation that drives the interventions. Martin Ritzén, a pediatric endocrinologist specializing in children with atypical sex-linked biology, who was a key architect of the IAAF regulation, was reportedly "furious" about the genital surgeries, declaring that they were "against the rules

of the IAAF" (de Visser 2013).[5] Although the report on the four women was coauthored by Stéphane Bermon of the IAAF medical commission, it's publication nevertheless angered other IAAF officials. Interviewed for a Dutch newspaper, an unnamed IAAF official said of the publication, "This is a flagrant violation of professional secrecy" (de Visser 2013), indicating that the IAAF had violated its own "principle" of "respect for confidentiality in the medical process and the need to avoid public exposure of young females with hyperandrogenism who may be psychologically vulnerable" (IAAF 2011: 1). An IAAF official interviewed by Lisa Bavington in 2013 called the publication "unfortunate" and said that he did not know about its existence "until it was too late for the authors to withdraw the paper," adding that "[s]o far, you seem to be the only one to pick up this issue, and I hope that no media will try to identify them" (2016: 154).

The paper violates the athletes' privacy and confidentiality and should not have been published. It sheds light, however, on an implementation process that is otherwise kept under wraps, and further highlights whom this regulation burdens. Sport authorities, through public talks, publications, and interviews, have consistently indicated that the women investigated for high levels of naturally occurring T are exclusively from the Global South, and all indications are that they are black and brown women.[6] Because race is not a biological category, a biological criterion such as T levels should be race-neutral, applying to women irrespective of ethnoracial categorization. So why is there racial and regional bias in the regulation's effects? How are race and region connected to the problem of "unfair advantage" that this regulation is purportedly designed to prevent?

Framework

We use critical race theories and feminist studies of science, medicine, and the body to examine the covert operation of race and region in the putatively neutral T regulation. Following scholars such as Holloway (2011) and Ticktin (2011), who combine critical race studies with feminist intersectional studies of medicine, we show how this supposedly neutral and scientific regulation targets women of color from the Global South. Contrary to claims that the rule is beneficial, both racialization and medically authorized harms are inherent to the regulation.

We and others have previously demonstrated that the anxieties about "unfair advantage" codified in this regulation and rehearsed through its application are blatant conflicts over the boundaries between women and men (Karkazis et al. 2012; Cooky/Dworkin 2013; Karkazis/Jordan-Young 2015; Henne 2015; Bavington 2016; Browning 2016; Pieper 2016). Sport officials insist that the T regulation is not "sex testing," and some of the public controversy over the regulation has focused on resolving the question of whether it is or is not.[7] Here we are primarily concerned with showing that the regulation is indeed yet another version of "sex testing," accomplished by racializing sex and associating "failures" of dichotomous sex with failures of modernity, characteristic of countries

or regions outside the industrialized West. Other scholars have drawn on intersectional and postcolonial analyses to show how discourses on Semenya's eligibility engage racialized judgments regarding sex atypicality and nonconformity that emerged in the context of Western colonialism and that are at the heart of Western modernity (Nyong'o 2010; Hoad 2010; Munro 2010; Schuhmann 2010; Schultz 2011; Cooky/Dycus/Dworkin 2013; Doyle 2013; Adjepong/Carrington 2014; Magubane 2014).

Many of these scholars have noted that "sex testing" of women athletes has rested on invasive genital and physical inspections that are both hauntingly reminiscent and a continuation of the prurient European gaze directed at black women's bodies. The experience of Saartjie Baartman, a black South African Khoikhoi woman, is the quintessential example of European exploitation and commodification of African women, often enacted under the guise of scientific progress. Brought to Europe in the early 1880s under false pretenses by a British doctor, Baartman was displayed mostly naked and often caged before huge crowds in London and Paris, and in private homes where observers could touch her. In a stunning example of dehumanization, the renowned naturalist Georges Cuvier arranged for Baartman to be studied by zoologists and other scientists, and he pronounced her to be "a link between animals and humans." After her death, her preserved body parts including her genitals remained on display in Paris' Musée de l'Homme until 1974 (SAHO 2017).

Munro traces the inspections of women athletes to a "familiar prurient/Enlightenment will-to-know" which, she notes, works in tandem with racialized ideals about women's bodies to construct women who do not fit the ideal as "pre-modern" and "reinforce a post-imperial sense of the 'natural' global order." Munro argues that in this context "the untamed, 'simple' African body is one that has not yet been streamlined into 'modern' norms" (2010: 391). Locating the problem not in the women's bodies, but in systems that figure their bodies as problematic or unintelligible, Doyle observes, "What makes their stories catastrophic are the terrorizing systems that take the fact of these women's existences – rather than racism, sexism, or homophobia – as a conflict that must be resolved" (2013: 423).[8]

While the racial politics of "sex testing" in sport have been critiqued extensively, the question of how and why black and brown women from the Global South come to be the exclusive targets of the supposedly new, neutral, and scientific T regulation remains unanswered.[9] Scholars calling attention to the racial and regional politics of this regulation have pointed out how historic associations of hegemonic femininity with whiteness continue to bring women of color under particular scrutiny (Karkazis et al. 2012; Cooky/Dworkin 2013; Pieper 2014). Lisa Bavington (2016) has shed light on the racist and nationalist concerns that animated earlier forms of sex-testing and fueled the morphing of sex testing into its current testosterone-based version. Here, we examine in detail the systems this regulation participates in and concretely show how the racialization of gender and national or regional tropes of "the modern West" are operationalized via this regulation.

"T talk" is a term we developed to signal a web of direct claims and indirect associations that circulate around testosterone both as a material substance and as a multivalent cultural symbol. T talk seamlessly weaves together folklore and science, as scientific claims about T seemingly validate cultural beliefs about the structure of masculinity and the "natural" relationship between women and men. T talk includes and goes beyond the "sex hormone" concept, which has been extensively critiqued by biologists and other feminist scholars for both shaping the way that scientific information is gathered and interpreted about T, and also actively blocking the recognition and acceptance of scientific evidence that does not fit the model of "male" and "female" hormones (Oudshoorn 1994; van den Wijngaard 1997; Fausto-Sterling 2000; Nehm/Young 2008). One indication that the sex hormone concept is still powerful is that T is constantly coded as "the male sex hormone," which invites multiple inaccurate assumptions. For example, tagging T as male signals that T is restricted to men and is dangerous or a "foreign substance" in women's bodies, though women also produce T and require it for healthy functioning. Tagging T as a "sex hormone" signals that T's functions are restricted to sex and sex differences, though T is required for a broad range of functions that are common to all humans and are unrelated to reproductive structures and physiology, such as liver function. With the sex hormone concept, T and its "partner" estrogen have been framed as a heteronormative pair: binary, dichotomous, and exclusive, with each "belonging" to one sex or the other. They are viewed as both complementary and antagonistic, locked into an inevitable and natural "war of the sexes."

T talk goes beyond the sex hormone concept in at least two ways. First, as a domain of folklore, T talk is not bound by formal logics or demands for consistency. "T makes men athletically superior to women" feels like a truth, despite the fact that millions of men the world over have vastly more T than do 95 percent of elite women athletes, yet are not as fast or as strong as those women. While we have the semijoking language of "testosterone poisoning" to naturalize bad behavior in men, testosterone is viewed as actually poisonous only to women. "Too much T," medicalized as "hyperandrogenism," is a concept that does not apply to men, whereas women whose T values fall outside the typical range are by default assumed to have a medical problem (even if the woman has no known functional problems).

Second, while T is a synecdoche for masculinity, T can also symbolize biology or nature in general, as well as science and the associated values of precision and objectivity. Because T is coded as natural and in the realm of biology, T talk fundamentally serves scientism, which elevates scientific values, evidence, and authority above all others, even as it paradoxically obviates the need for evidence. Scientism equates scientific knowledge with knowledge itself, especially valorizing the natural sciences. Scientism thus lends added weight and substance to the scientific arguments about the regulation. For example, in the CAS decision, the arbitrators read a 2012 paper in which we criticized the regulation on both ethical and scientific grounds. They judged our analysis of ethical principles (e.g., fairness, eligibility and notions of normal; health treatment and the question of medical need; confidentiality leaks and whisper triggers) not only to

be utterly outside the relevant evidence for judging the regulation, but as outside the purview of "knowledge" itself, calling it "sociological opinion, which does not equate to scientific and clinical knowledge and evidence" (CAS 2015: 134).

Following Stephen Colbert, we might say that T lends truthiness to the rationale for the regulation: unburdened by the factual, the ubiquitous commonsense notion of T as an overwhelming "super substance" not only substitutes for evidence, but makes calling for concrete, empirical details about what T actually does for women athletes seem puzzling or obtuse. In the same 2012 paper that CAS dismissed as irrelevant, we pointed out the lack of reliable and pertinent data to support the regulation's grandiose claims about what high T does to and for women athletes. This paper led to numerous media interviews, many of which were perplexing to us because interviewers had a difficult time grasping, or perhaps believing, that there was so little evidence linking high T to exceptional athleticism. Short of repeating our full critique of the evidence on T and athleticism here, a few key points merit attention. Studies in sports science overwhelmingly confirm that T, while relevant to athleticism, is far from determinative: T levels cannot predict athletic performance; better-performing athletes do not have higher T levels (baseline or pre-competition); individual variability in response to T is enormous. While higher T has been linked to greater strength, speed, and muscle size at the *group* level, at the *individual* level these relationships are inconsistent. Some athletes get little or no benefit from increased levels of T, while others get considerable benefits. These facts fly in the face of received wisdom, while the IAAF's and IOC's claims fit T folklore neatly. As a result, interviewers often had a hard time accepting our arguments, even when they were accompanied by concrete scientific references. As a consequence, several interviewers repeatedly questioned why T is not a good proxy for athleticism.

T talk has both enabled this regulation and has been increasingly elaborated as a post hoc justification for it. T talk obscures the fact that this regulation is still "sex testing." T talk also deflects attention away from the racial politics of intrasex competition in women's sport and diverts attention from structural arrangements and how the regulation under question is about power asymmetries not only between athletes, but between nations. It is difficult to frame the harms of the regulation in terms of T: invasion of athletes' privacy, humiliation, loss of career, and medically unnecessary surgeries must be discussed on other grounds. Thus, in relation to the regulation, T talk succeeds in a range of obfuscations and distortions.

T talk is rarely directly about race or global power relations, which makes this story challenging to tell. The gender politics of this regulation can be read directly from the texts that introduce, explain, and justify it, but identifying its co-occurring politics of race and region requires a different sort of work. Logic and rationality are inadequate guides. Moreover, racial hierarchies are often not explicit nor are they rational and ordered; they are chaotic and camouflaged, but operate foundationally. Thus, we must look to the way that the T regulation and its enforcement alchemizes ideas about gender, race, and "advantage" through sideways moves, indirect logics, resonances, reinforcements, and disavowals,

relying on images and aesthetics as much as words, and on the wide circulation of unspoken tropes of gender, race, and modernity or civilization (barely hidden within references to nation or region), especially as they are entangled.

There is not just one story here, but a linked and enmeshed series of distinct and related narratives. There's a story about T and advantage, a story about health, a story about ethnic and regional variations in hyperandrogenism, among others. One common thread in all these stories is a scientific rationale for and driver of the regulation. Sport officials and other proponents of the regulation insist that it is only and thoroughly a scientific matter, a domain in which only explicit language, direct logic, scientific evidence, and deliberate and intended meanings register as "real." This piece works in a different register – one of affect, of images, of slips in logic, of how stories brush up against each other and generate new meanings. Together, the narratives activate offstage relationships and assumptions that create strong but implicit associations with race, a relationship we've referred to elsewhere as "race as a ghost variable" (Jordan-Young/Karkazis 2017).

Two recent feminist studies (Holloway 2011; Ticktin 2011) offer further insight into how we can understand medically authorized harms of this regulation as the predictable effect of power relations, rather than as "accidental" or "incidental" failures of the regulation that ironically has been promoted as a vehicle for fairness and health. Specific harms are *inherent* to the regulation, which was developed within and amplifies the "matrix of domination" (Collins 1990) that distributes power hierarchically along axes of race, sex/gender, and geopolitical region. In this paper, we show that what happened to the young women described in Prelude 2 is what Karla Holloway (2011) would call a "predictable failure," a concept she uses to analyze medical and legal scenarios where, despite a formal right to privacy, particular people are systematically subject to humiliations and intrusions. These "failures" of privacy are utterly predictable in light of the specific social location of the individuals involved and the material scaffolding that supports the supposedly generalized right to privacy. Privacy is not, then, a general right, but a specific form of privilege that is reserved for those with favored racial, gender, sexual, class, or national status. This regulation makes some women athletes' bodies permanently available for surveillance and public "reading," probing, and coercion. Our analysis of this regulation shows that the concept of "predictable failures" applies to other protections, such as fairness or health, which are constructed around the needs of those who already enjoy privilege.

To understand how the language of medical benevolence is used to justify surveilling and intervening on women athletes who have high T, we also draw on Miriam Ticktin's (2011) critique of humanitarianism, which perversely enables the harsh, anti-immigrant policies of contemporary France. While France generally blocks legal status for refugees, migrant laborers, and other immigrants, humanitarian "exceptions" are extended to those who are recognized as having undergone "exceptional" suffering, which is medicalized. For example, scars may be examined and validated by medical personnel as being consistent with having endured torture; the absence of such scars may make it difficult to be taken

seriously as a refugee from violence. The context of the T regulation is different from the situation Ticktin analyzes in important ways. Notably, women athletes do not actively seek to be seen as "sick," but resist it. Nevertheless, several elements of her analysis serve as a guide for seeing the effects of invoking "care" for the same people who are targeted with special surveillance and intervention, such as the claim that "suffering" is an objective matter to be judged by medical science, the coupling of bodily pathology with cultural pathology, and the way in which what she calls "regimes of care" depend upon a toggling of perspective, such that "suffering victims" are rapidly refigured as dangerous or delinquent.

The T regulation can be understood as similar to other "regimes of care" in that those who are targeted for "care" are "visible as victims . . . and hence in need of help, rescue – not equal rights" (Ticktin 2011: 4-5). As we show, women athletes with high T are not considered to be part of the group of athletes whose need for "fairness" is supposedly served by this regulation. Framing interventions to lower T as medical need activates what Ticktin calls a "moral imperative to act" that justifies practices that can be read as violence done in the name of care. Consequently, "regimes of care end up reproducing inequalities and racial, gendered, and geopolitical hierarchies" (Ticktin 2011: 5).

For our larger project, we draw on regulation documents, scientific publications in which officials describe and defend the regulation, media coverage, and in-depth interviews with policymakers, athletes, and scientists from 2012 through 2016. Our analysis here leans heavily on two presentations made by sport officials about this regulation at the 2012 International Convention on Science, Education and Medicine in Sport (ICSEMIS), the official scientific conference that accompanies the Olympic Games (Ljungqvist 2012; Bermon 2012). We quote extensively from these presentations below; unless a specific document is cited, the quotations in the text are from unpublished recordings of their respective ICSEMIS presentations. Unlike the relatively terse text of the IOC regulation and the IAAF's regulation and explanatory notes, the presentations were expansive, including both images and information about regulation development and implementation that has never been published. Thus, these presentations make the "ghost connections" among the regulation, gender, race, and region explicit in a way that documents alone do not, and show how they exist not in the abstract as formal rules, but how they intersect with material conditions to produce distinctive effects on specific people.

In the sections that follow, we show how, via T talk, sex biology is reshaped from messy distributions into clean dimorphism, which is reintroduced as the natural state of human biology; a racialized aesthetic of gender is made to appear "normal/natural" and biological, not cultural; "sex testing" is disavowed and repackaged as a health intervention "for the good of the athlete"; and the operations of power and harm in the regulation are inverted – the least advantaged are figured as "unfairly advantaged," and the extraordinary harms of interventions are framed as beneficial.

Perfect and Modified Phenotypes: T Is the Key

The T regulation was officially unveiled a week prior to the 2012 London Olympics just four hundred miles north in Glasgow at the ICSEMIS conference. ICSEMIS is an international sport science conference that stemmed from a 2006 agreement between the IOC and the International Federation of Sports Medicine (FIMS) among other organizations to put on "one large multi-disciplinary, professional conference" around the Olympics (ICSEMIS 2016). Designed to bring together international experts "in professional and academic sectors linked to sports science and education," the unveiling of the regulation here, of all places, lent it a scientific air, even if what followed was far from scientific.

One of the two presenters, Stéphane Bermon, a member of the IAAF Medical and Anti-Doping Commission since 2006, has been the IAAF's lead player in developing, promoting, and implementing the regulation. Bermon presented the rationale for banning women with high T, and in his presentation, we saw T talk in action, especially the opening segment that relied on a visual argument about male and female forms.

He began with a slide entitled "Men and Women: Different Phenotypes" consisting of two side-by-side images. On the left was Francisco Goya's late 18th-century masterpiece *La Maja Desnuda*, an idealized Venus of a woman: sensual, curved, nude, her opaline skin lustrous [see figure 1].[10] In contrast to that milky complexion is a small thatch of dark pubic hair. Her cheeks are rosy and her brown hair falls in curly tendrils. She reclines, arms raised behind her head, eyes looking straight at the viewer: she is so luxuriously sedentary, she looks as though she may never move from her velvet divan.

Fig. 1: La Maja Desnuda by Francisco Goya (c. 1797–1800)

The photo on the right could not present a starker contrast. With his oiled, dark brown skin stretched tight over superhumanly developed muscles, Kenneth "Flex" Wheeler smiles at the viewer [see figure 2]. The bodybuilder, whom Arnold Schwarzenegger called "one of the greatest," stands in a "front lat spread," a

banana-colored Speedo just covering his genitals: fists on his narrow waist, arms bent at a right angle, pectorals pushed up and protruding out, elbows pivoting forward, thighs and biceps bulging, with stomach sucked in. Every inch of him is dense, striated, and rippled. A sculpted, comic book hero with approximately zero body fat, Wheeler is the very image of power.

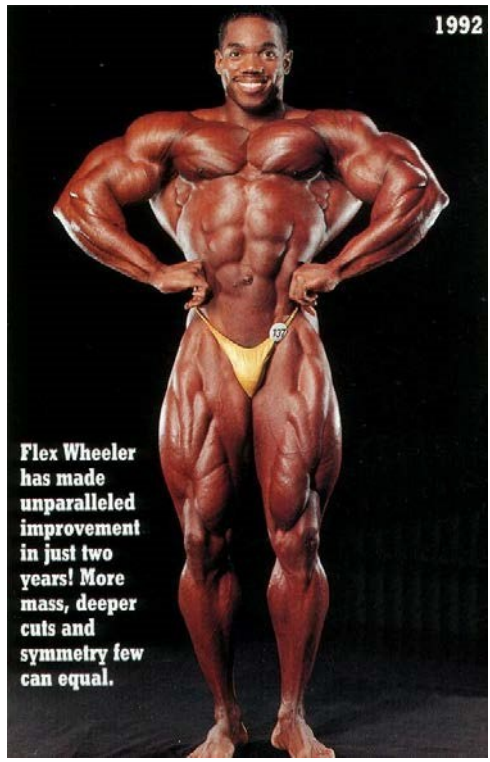


Fig. 2: Flex Wheeler from Joe Weider's Muscle & Fitness (1992)

We do not think we were alone in our surprise when *La Maja Desnuda* was the image Bermon displayed as "the female phenotype" in a talk about elite women athletes, nor that he paired it with that of a twentieth-century 'roided out male bodybuilder. Though Bermon acknowledged that he "took some extreme examples," even alluding to Wheeler's myostatin-inhibiting gene mutation (which allows for nearly unlimited muscle growth), he hewed closely to these two images as evidence of what should be considered "normal male and female."

Meanwhile, the ideal female phenotype Bermon presented was not a woman *per se*, but an artistic interpretation of one. His choice of Wheeler as the archetypal normal male was also ironic given that Wheeler is widely known to have doped for nearly two decades, but hardly surprising since a photo of a pot-bellied man would not have served his visual argument.

Sweeping his own disclaimer aside, Bermon plowed on. "This difference in phenotype of course explains the difference in performances, because as you

know, men are much more slender, tall, and strength [sic] than female and it's very easy to be convinced about that." With a brisk review of sex differentials in various world records in track and field, Bermon offered an explanation for men's consistent dominance: "androgenic levels," which he explained are ten times higher in males than females. "So, you clearly see that what we call normal male and female, we should not have any overlap in testosterone concentration, as well as you do not have any overlap in world best performances, whatever the event considered."

Reference to testosterone is all it took to transform a conversation about stereotyped cultural images into a supposedly scientific presentation. In a series of moves so familiar they can be hard to see, Bermon built up an argument about sexual dimorphism – the idea that the sexes represent two distinct, nonoverlapping forms – and the possibility of reading not just athleticism but T from the body's superficial appearance. If high T is what causes Flex Wheeler's muscles to bulge and strain, low T must be responsible for *La Maja*'s lack of muscular definition, her eroticized softness, her pose that relishes in its own idleness. But what does T have to do with her whiteness?

Bermon did not make the explicit claim that T is what caused Flex's darkness, nor lack of T *La Maja*'s lightness. But insisting that T is what drives the difference in the male and female phenotype, and presenting these as black and white, respectively, nonetheless attaches T to a package of existing associations about race and gender. While Bermon probably did not consciously or deliberately choose the image of a white woman for this presentation, it could hardly have been an accident, either: whiteness is an essential part of the traditional image of ideal femininity in the West. Similarly, the choice of a black male bodybuilder to show the "extreme phenotype" of masculinity ties into longstanding associations of black men with hypermasculinity, and blackness in general with athleticism. Keep these pictures in mind as we follow the rest of Bermon's presentation.

The next section of Bermon's talk was an argument about sex dimorphism. To start, he said that women and men are dimorphic not just in phenotype, but also in sport performance and in T levels. To make this argument, he began with a table comparing women's and men's world records in track and field events, showing that these differed by ten to fifteen percent "in favor of the male of course," and then extending this difference to all other sports. Second, he painted T as the "fundamental" dimorphism, the characteristic that causes both sex-specific phenotypes and sport performances. The message he drove home was that there was a "lack of overlap" in females and males: in testosterone, in sport performances, and in "normal" phenotype. It was the lack of overlap in T, he said, that is "one of the main explanations" for the lack of overlap in "world best performances." This sounds simple, but dimorphism in athletes' T levels is contested, and relies on manipulating which women and men are included in analysis (Healy et al. 2014; Karkazis/Jordan-Young 2015).

From there, Bermon's presentation took an odd turn as he created potent associations between doping and naturally occurring high T. Implicitly referring to the hyper-distinct "male" and "female" phenotypes he had just shown, he said

these phenotypes can be "modified" by "exogenous administration of androgen or anabolic hormones." In other words, doping. As he spoke, he showed a slide featuring the same photo of Flex Wheeler, but this time paired with a female bodybuilder with remarkably bulging and striated muscles under taut skin, her right arm curled for maximum definition of her biceps and upper pecs, her right leg extended to show off her magnificent quadriceps. Compared with *La Maja Desnuda*, this steroid-pumped woman bodybuilder, like Flex, may as well have been not only from a different century and context but of a different species. The visual argument this slide offered was that the normal dimorphism had been breached. Her slicked back, bleached blond hair and light eyes notwithstanding, the overall impression given by her physique and her deeply bronzed skin was not so different from that of Flex.

Bermon's only other comment on this slide was to say that the only time you see "overlap" in women's and men's T levels is in doping and in naturally high T, calling both "hyperandrogenism (HA)." Calling doping "exogenous hyperandrogenism" (meaning high T from an external source) was idiosyncratic in the extreme; the term "hyperandrogenism" is never used for doping. Bermon immediately reiterated this opportunistic usage by heading another slide with the text "Exogenous HA: Doping."

The viewer not only compares the woman bodybuilder to her fellow bodybuilder, Flex, but also to *La Maja*, whose image she has replaced on one half of the slide. The bodybuilder is not only abnormally "masculinized" – pictured as both a hormonal and an aesthetic problem in contrast with *La Maja* – she is a cheat.

Beyond linking naturally high T and doping, Bermon's sequence of slides strategically triggered a series of associations that would resonate through the rest of the presentation. Combining cultural tropes of masculinity, femininity, power, fairness, and race, Bermon set up a link between feminine, natural/honest, weak, and pale, on the one hand, and masculine, unnatural/cheating, powerful, and dark, on the other. There are several senses in which the female bodybuilder is not, like *La Maja*, the "fair" member of the pair. She has "modified" her phenotype with banned substances (unfair), while *La Maja* is the stand-in for the universal, "natural" woman. Neither the body nor the pose of the bodybuilder channel any of the attributes of the "fair sex" that are evident in the feminine *La Maja* (delicacy, availability, softness, sensuality). Finally, the bodybuilder's skin is dark, like Flex, not light, like *La Maja*. The double comparison of the woman bodybuilder to Flex (alike) and to *La Maja* (different) makes an obvious argument about the breach of sexual dimorphism, but it also extends the association of masculinity with dark, muscular power that was invoked by Flex's image in the first place. These slides build up associations by using words and images that have powerful "offstage" meanings. Alone, the images of Flex, *La Maja Desnuda*, and the woman bodybuilder do not constitute an argument about race and hyperandrogenism. But they put in play elements that would be available to increase the resonance of other words and images that followed and that also have racial associations.

The Rebranding of "Sex Testing"

Bermon, the IAAF's point person on the regulation, was followed by Arne Ljungqvist, who has strong ties both to the IAAF and the IOC. He spoke that morning from his position as chair of the IOC Medical Commission, the body long charged with the creation and enforcement of "sex testing" of women Olympians.

Ljungqvist began by giving a brief, editorialized history of "gender verification" in sport. Before we turn to his narrative, it is helpful to know some history. Women's entry into elite sport nearly a century ago was accompanied by regulations variously called gender verification, "sex testing," and other terms, all of which had the same goal: to verify that those in the female category are really women. An early iteration of these eligibility regulations involved physical exams, which garnered intense criticism. Starting in 1967, based on the assumption that chromosomes are adequate proxies for sex, the IOC and the IAAF embraced chromosomal testing as a less intrusive and scientifically objective method (de la Chapelle 1986). Struggles over whether and which chromosomal or genetic tests could distinguish men from women, however, caused decades of infighting among athletes, medical commission members, and even professional medical societies. The main problem with all "sex testing" is not with the tests per se, but with the assumption that any singular marker of sex is adequate to classify people into a two-sex system. Sex is complex, comprising at least five core elements (karyotype, genitals, gonads, hormones, and secondary sex characteristics). None of these are dimorphic; all of them can vary independently of the others. Nor is there an objective way to choose which criterion or criteria "determines" sex: the decisions are made differently in different contexts (e.g., medicine, law, and the social sciences).

The case of Olympian Maria José Martínez-Patiño is crucial to this history; at ICSEMIS, Ljungqvist rehashed the official claim that her story ushered in the end of "sex testing." In the mid-1980s, the IOC disqualified the Spanish hurdler from competitions and withdrew her medals and records because she was "chromosomally male" (Martínez-Patiño 2005). Martínez-Patiño has complete androgen insensitivity syndrome, which is characterized by a 46, XY karyotype and high levels of circulating T, but her tissues are unable to respond to T and other androgens. After "failing" the sex chromatin test owing to XY chromosomes, Martínez-Patiño challenged her exclusion and won (Martínez-Patiño 2005).

Martínez-Patiño's victory needs to be reread not for how it killed "sex testing," but for how it ushered in a focus on T. She and her advocates, including Ljungqvist, successfully argued that her *insensitivity* to T should be the deciding factor in the case. In 1992 and 2000, both the IAAF and the IOC, respectively, cited her challenge as a key rationale in their choice to "abandon" sex testing.

The IAAF and IOC have repeatedly insisted that "sex testing" is over, to the extent that we initially repeated their claim as fact (Karkazis et al. 2012). Ljungqvist's talk at ICESMIS, though, gave the lie to their abandonment narrative. Sport governing bodies, he said, always retained the authority to take "proper measures for the determination of the gender of the competitor" through

ad hoc investigations of targeted athletes. "Sex testing" never stopped; it just was not mandatory for all women. And then he went one important step further: the T regulation "is a still existing regulation to which has now been added some further elements." Female athletes have long been subject to T testing. The central element of the "new" regulation is to make the focus on T transparent. A second element has to do with providing legal cover. Earlier regulations aimed at actually determining athletes' sex, potentially going against athletes' social and legal documents, and left the sports organizations open to legal challenge for exceeding their authority.

Ljungqvist revealed that underneath the T talk, sport regulators are still interested in sex determination. He bemoaned "cases that were doubtful in terms of whether particular athletes were actually men or women." The concern, he said, was "intersex people – of course most of them are women –but what to do with those cases." Toggling between confirmation that governing bodies still engage in "sex testing," and insistence that they do not, he explained that if an athlete's gender is questioned, "the relevant sporting body shall have the authority to take proper measures *for the determination of the gender of the competitor*" (italics KK/AJ-Y). Again, though, he insisted that this new elaboration of the ad hoc rule is "not a sex test or a gender test." The IOC policy likewise notes that "nothing in these Regulations is intended to make any determination of sex" (IOC 2012: 1), revealing the disavowal of "sex testing" to be a legal disclaimer intended to protect sport authorities from challenge rather than a meaningful description of the regulation.

T talk seems to make this disavowal appear more plausible, perhaps because the T criterion appears to be scientific, objective, and narrow. As a singular chemical, T is simpler than sex, and common wisdom holds that T is both sex dimorphic and the driver of athleticism. T talk thus offers scientized cover for a regulation that looks new, but continues many of the same problems as the earlier policies. For example, focusing on T deflects attention from the fact that the current regulation also entails intrusive physical exams such as those that Ljungqvist had just denounced.

T talk is fork tongued: not only does high T supposedly provide an "unfair advantage" to women athletes; it also makes them sick. After framing naturally high T in women as a health problem, Ljungqvist asserted that sport authorities have "a duty within the context of medical ethics" to identify women with high T and direct them into treatment "to protect the health of the athlete." The health justification is embedded in the regulation texts: the IAAF claims the regulation is for "the early prevention of problems associated with hyperandrogenism" (IAAF 2011: 1) and an IOC press release for the regulation reads, "In order to protect the health of the athlete, sport authorities should have the responsibility to make sure that any case of female hyperandrogenism that arises under their jurisdiction receives adequate medical follow-up" (IOC 2011; cf. Karkazis et al. 2012; Karkazis/Jordan-Young 2013; Jordan-Young/Sönksen/Karkazis 2014).

This appeal to medical ethics vacates the power, which is to say the politics, of the situation. Ticktin's critique of humanitarian "regimes of care" as "politics based on care and produced as a moral imperative" is instructive (2011: 16).

Sport authorities appeal to the notion of a sick or "suffering" body, as do humanitarians seeking to provide some refuge within restrictive immigration laws, and in both cases, medical science is the arbiter of suffering. With the regulation, experts operating in the name of medical science can designate bodies as "suffering" and in need of intervention even when this designation runs contrary to subjective experience and desires, and even as they acknowledge that this intervention is medically unnecessary (e.g., Fénichel et al. 2013: E1057).

The idea that high T is dangerous to women is one of the oldest staples of sex hormone ideology (Oudshoorn 1994), a kind of T talk that appears selfevident. But high T in and of itself is not a health problem (Jordan-Young/Sönksen/Karkazis 2014). Moreover, when Ljungqvist and other proponents of the regulation argue that concerns about the risks of high T are behind their efforts to identify women athletes "affected" by hyperandrogenism, they are inverting the story. Health worries about high T are a post hoc justification for continuing concerns about how to "deal" with "ambiguous gender cases." In 2010, just months after targeting Semenya, the IOC organized a medical conference in Miami "to look at the state-of-the-art science and see what we should recommend to sport" for "ambiguous gender cases" (Foxsports 2009). At the time, Ljungqvist said, "The general recommendation is obvious: they should be treated as medical cases in compliance with up-to-date procedures. But we have to be more specific in telling the sports people what that actually means and what they should do" (Wells 2010: 303). While health was supposedly the core focus, the IOC also sought advice on which sex variations among women ostensibly confer athletic advantage. But panelists observed that extensive research on intersex variations would be necessary to map any ostensible "advantages" they might confer, "a complex and perhaps impossible task" (Wells 2010: 306).

T talk offered a bridge between the considerable complexity acknowledged at the Miami meeting and the confident and streamlined assertions that emerged in the regulation itself. In Miami, "None of the presenters attempted to link athleticism with particular disorders or conditions studied, nor did they relate their research directly or indirectly to the issues of athletic advantage of intersex athletes, gender verification policy," or particular athletes (Wells 2010: 305). Later, when the regulation was announced with a narrow focus on T levels, it was taken as obvious that high T provides an athletic advantage to women. Bermon even closed his ICSEMIS presentation by showing a table purporting to parse the clinical conditions associated with high T that do and do not provide athletic "advantage."

In the rebranding of sex testing, high T was doubly framed as both an advantage and a health problem, giving a new health-based rationale for intervention and transforming an issue that had previously caused public relations problems for sport authorities into an unequivocal good. Think back to Prelude 2, in which we describe the four young athletes who were intervened upon in the "specialist reference center" in France. None of those interventions were medically necessary. But as the athletes were told, "gonadectomy would most likely decrease their performance level but allow them to continue elite sport in the female category" (Fénichel et al. 2013: E1057). In Glasgow, Ljungqvist even suggested

that the new regulation benefits women who are specifically disadvantaged: "These cases ... are pretty rare. The competence is not found all over the world." With this sentence, Ljungqvist revealed the geographical focus of his concerns: the Global South. Humanitarian "regimes of care" have routinely figured women and children of the Global South as the prototypical "suffering body," which entails a coupling of bodily pathology with cultural pathology (Ticktin 2011). In the domain we analyze, the cultural pathology implicitly entails incompetent or uncivilized "neglect" of bodies figured as damaged or ill. "The competence is not there," Ljungqvist stated in Glasgow, thereby invoking a progress narrative that links the West with science, modernity, a privileged insight into biological "truth," and the obligation to "perfect" bodies that do not fit aesthetic and cultural norms.[11] This narrative mandates intervention from a supposedly beneficent position, erasing power differentials and echoing colonial rationales for bringing less "developed" people under control.

Breaking the Code of Hyperandrogenism

To understand who the regulation affects, it is crucial to take apart the coded work that is accomplished by the idiosyncratic and strategic way that sport authorities use the word "hyperandrogenism." Hyperandrogenism, defined generally as "excess androgen in women," is a medical concept with no analogue in men. In practice, it nearly always refers to polycystic ovary syndrome (PCOS). PCOS affects up to 20 percent of women worldwide, and "ethnic and racial variation is remarkably low" (Azziz et al. 2016: 16057), so regulation of hyperandrogenism-qua-PCOS should be largely race and region neutral.

Sport authorities have introduced an entirely new usage for the term hyperandrogenism, giving a new twist to T talk. The 2012 Olympic regulation reads, "Intersex female athletes with elevated androgen production give rise to a particular concern in the context of competitive sports, which is referred to as 'female hyperandrogenism.' " Thus, the IOC is concerned specifically with high T in the context of intersex variations. With the latest iteration of the regulation, released in 2018, this was made explicit when the IAAF dropped the language of hyperandrogenism and directly named that their concern is women with intersex variations, what they refer to as "differences of sex development" or DSD. This does not mean that all the women surveilled or investigated under this regulation have intersex variations, especially given the IOC's chillingly broad mandate to surveil gender nonconformity, directing National Olympic Committees to "actively investigate any perceived deviation in sex characteristics" (IOC 2012: 2).

Bermon opportunistically departed from conventional usage of the terms hyperandrogenism and DSD in two ways. First, Bermon paired the image of the woman bodybuilder with a neologism for doping, "exogenous hyperandrogenism," aligning hyperandrogenism with cheating. He immediately followed with a reference to "endogenous hyperandrogenism, what we call DSD." DSD, a medicalized term for intersex, and hyperandrogenism are medically distinct.[12]

None of the medical descriptions of hyperandrogenism that we have found mentions DSD/intersex, nor did the hyperandrogenism clinical guidelines Bermon mentioned (Goodman et al. 2001). Hyperandrogenism typically refers to PCOS, but the regulation has been crafted specifically to *exclude* women with PCOS. Bermon explained that they set the eligibility threshold for naturally occurring T much higher than levels observed in women with PCOS. If any more confirmation were needed indicating that for sport regulators hyperandrogenism is code for intersex, there is the report of the four athletes "treated" at the IAAF reference center describing the focus of the T regulation as "detecting those athletes who are competing unknowingly with a disorder of sex differentiation (DSD)" (Fénichel et al., 2013: E1056).

Three linked claims apparent in the Glasgow presentations collectively explain the racial and geographic effects of the regulation, that is, why it overwhelmingly if not exclusively targets black and brown women from the Global South. First, Bermon claimed there is "huge ethnic and area variation" in prevalence of intersex, with the suggestion that there is higher prevalence in the Global South. Second, he showed a slide claiming to sort intersex variations according to whether they provide "athletic advantage," which he implicitly linked to ethnic and area variation by repeatedly discussing the two points in direct succession, without transition. This created the impression that the people with the most advantage are clustered in the Global South. Third, he repeated Ljungqvist's point that "local expertise" to diagnose and treat intersex variations is not common outside of Western industrialized states:

> [A]s I told you before, a lot of these cases arise in poor countries or developing countries where diagnosis is not done at birth like is the case in Western countries at least. Diagnosis is not done and you realize that you have a 16 or 18 years old very well-performing athlete with an intersex condition who's going to enter into a major championship, and here probably [would be] stopped.

With the "here" in that last sentence, Bermon anchored himself and his listeners in the "rich" and "developed" countries of the Global North, referring in the same breath to both the literal space in which the talk was delivered, and the typical referential space of his audience who, though scant in number, were overwhelmingly from Western industrialized nations. In the context of repeated assertions that "cases" have typically surfaced in poor, developing nations, the vague statement about "ethnic and area variation" is automatically interpreted as meaning that intersex variations are themselves more common in poor regions (Magubane 2014). There is no evidence that this is so. The major point of geographic variation is not in the *prevalence* of intersex, but in medical *responses* to intersex. Specifically, the standard protocol in the Global North has, for more than five decades, been characterized by an urgency to identify and "normalize" people with intersex variations at the earliest possible stage of life, which includes modifying atypical genitals and controlling hormone levels by surgery or pharmacological intervention (Karkazis 2008; Davis 2015). For a variety of reasons that might include cultural differences, general infrastructure, medi-

cal resources, and others, early medical intervention has never been routinized outside the Global North.

The point is not to argue whether women targeted by the regulation "really" have intersex variations or whether there are "really" more women with such variations in the Global South, and it is certainly not an argument about whether anyone "should" identify as intersex. The point is instead to attend to the politics of race and nation that shape the search for and perception of sexual difference. Magubane has demonstrated that the relevant histories go well beyond the racist display of Saartjie Baartman and the pathologization of black women's bodies more generally, and has suggested that we must ask "what role race and imperial history have played in rendering intersex visible or invisible" (2014: 768).

This helps us to decode Bermon's claim in Glasgow that there is "huge ethnic and area variation" in the incidence of intersex. Bermon padded this idea with references to "poor countries or developing countries" and to Africa, Asia, and South America. In the context of Western racial ideology, these ideas in close proximity fill in the mental blank of "ethnic" with brown/black and with race. It is accurate to say that there is ethnic variation in specific kinds of intersex variations, but the ethnic variations in prevalence do not map onto racial categories (e.g., Boudon et al. 1995; Maimoun et al. 2011). Nonetheless, a regulation that is about atypically high T in women, through a variety of *conceptual* associations with race and the explicit *material* focus on regions where women with intersex variations are not routinely subject to early intervention, manifests in targeted concern about black and brown women from the Global South.

Emergence and Emergencies: "A Lot of People Coming from Africa, Asia"

For all the talk of a duty to treat athletes, and concerns about where there is "competence" to do so, the overall framing of the regulation indicates that health talk is highly strategic. T talk does a lot of things, but one of the most important is to keep certain kernels of received wisdom readily available to make the regulation seem rational. These self-evident claims, sometimes implicit but often explicit, include the idea that T is male, and renders women with high T masculine; that women with high T have an "advantage" in sport; and that T is a foreign substance to women, its presence akin to doping and therefore unfair. It's important to read all the different threads concurrently to see how the issue becomes racial and regional. Who has high T? Untreated intersex women. And where are they found? In the Global South. The regulation was released within this assemblage of claims, revealing seemingly abstract, neutral concerns about women with "masculine traits" and "uncommon athletic capacity" to be far from abstract or neutral. This provides an important backdrop for understanding the regulation itself, and who it targets: "Despite the rarity of such cases, their emergence from time to time at the highest level of women's competition in Athletics has proved to be controversial since the individuals concerned often

display masculine traits and have an uncommon athletic capacity in relation to their fellow female competitors" (IAAF 2011: 1).

This brings us to one of the most direct articulations of how concerns about race and region drive this regulation, again from Bermon's talk:

> First, HA, especially DSD, is not so rare in female sports, at least athletics. I say "at least athletics" because as you probably know athletics is a whole world sports, it's not purely the Caucasian sports. We have a lot of people coming from Africa, Asia and we have a lot of these cases coming from these countries. So, of course, there is a kind of recruitment bias, a double one. One because they have an unfair advantage, some of them, so of course they compete better and they reach more easily the higher level. And the other one is I would say an ethnic or local area recruitment bias, because they are undiagnosed at birth, so they are raised with this condition, and they arrive at the highest level with this condition, which is quite seldom in rich countries where they are treated just after birth.[13]

According to Bermon, women from Africa and Asia are "arriving" at the highest level because of unfair advantage owing to not having been "treated." The repetition of the word "bias" and the explicit reference to cheating indicates that their very presence in competition is unfair. The idea that these women "reach more easily the higher level" signals that they have not worked hard, that they have just magically jumped the line. Likewise, Bermon's explanation of "biases" that enable the success of some women is a breathtaking inversion of the biases that work *against* any athlete from the Global South, including challenges of inadequate nutrition, lack of access to specialized equipment and excellent training facilities, and the enormous risk of pouring time and energy into sport instead of more secure income generation. This claim of "unfair advantage" forcefully reverberates with the "racialist logic that presents the black body especially as vitality, as raw force, as athleticism itself" (Doyle 2013: 420).

World-record-holding marathoner Paula Radcliffe, a white runner from the UK, demonstrated the interlocking assumptions driving the targeting of women from the Global South in a recent interview (5 Live Sport 2016). In a quote that resonates with our opening image of the disappointed white runners at the Rio Olympics, Radcliffe said that when "we fully expect no other result than Caster Semenya" winning at the Olympics, "then it's no longer sport." Blind to her own privilege and dominance and the politics that shape them, she said she feared that people would go to "certain villages in South Africa" where she claimed hyperandrogenism is more prevalent and "seek out girls who look like they're going to be able to go out and perform and to run fast." Bavington (2016) drew attention to earlier organizing among white athletes that frame white athletes as deserving of fairness and "protection" from global south athletes who simply "arrive" on the scene with all the goods, and are therefore "advantaged."

In a 2013 defense of the regulation, Bermon and colleagues explained the regulation as grounded in "concerns for fairness for women athletes," and referred to "concerns among women athletes that they should not be compelled to compete against other athletes who may have a massive androgenic advan-

tage" (Bermon et al. 2013: 63). This supposedly universalizing statement about "women athletes" explicitly excludes women with high T from this category and favors a construction of fairness that benefits both women with "typical" T levels and women from the Global North (Jordan-Young/Karkazis 2012; Bavington 2016). T talk obfuscates this bias, but reading the narratives of health, of the lack of medical competence in the Global South, regional and ethnic variations, and advantage together makes this bias impossible to miss, as Bermon again illustrated in Glasgow: "And we have a lack of local suitable testing facilities […] you can easily understand that when such cases arise in Africa, South America, Asia, it's very complicated to get local expertise there. And as they have a very clear advantage, they were pushed to compete at the highest level." He elaborated: "this is a way of cheating."

How, then, would this unfair emergence of women with an "advantage" from high T be prevented? In short, by pushing the investigations down to lower levels of competition. In the 2012 Olympic policy, the National Olympic Committees were mandated to look for "any perceived deviation in sex characteristics" (IOC 2012). The Olympic regulation was modified in 2014 to offload the obligation to investigate women to the specific international federations for individual sports (IOC 2014). The IAAF, in turn, has stipulated that the national athletics federations should enforce the regulations. This multipronged attempt to stop women from competing in international competitions involves a decentralization of tasks and diffusion of responsibility: scrutiny will not look the same in all contexts. For example, while race is a powerful presence in the designation of normative femininity, race might not be especially salient at every local or national level. But the discourses of "advantage" and "sex deviation" that circulate around this regulation make available an enormous array of signs and signals that can be attached to particular bodies in particular circumstances and used strategically.

How exactly is this mandate operationalized? To investigate any perceived deviation, you first have to understand the perceived norm.

Looking at the Clitoris, Seeing "Advantage"

Like his earlier presentation of *La Maja*, Bermon's description of the protocol for investigating suspected hyperandrogenism resonated with broad cultural ideas about the aesthetics of T. Midway through his ICSEMIS presentation, he showed a spreadsheet with what he described as the most frequent types of intersex variations that IAAF sees in investigations, indicating which ones they believe convey advantage in sport, and notably, one they believe does not. Recalling Ljungqvist's discussion of Martínez-Patiño, Bermon said that complete androgen insensitivity syndrome (CAIS), in which women have high T but their bodies do not respond to it,

> is not a problem at all, because as Arne has told you before, there are females with a high level of testosterone but with perfect female, at least external perfect female phenotype. And they have no advantage at all, since they don't have any functional testosterone receptors. By the way, most of the time these are very beautiful females, and you can find them as models.

If the "perfect female phenotype" signals "no advantage at all" (think of Goya's prone and inert *La Maja*), how does a female body display an "advantage" stemming from T? It is difficult to measure androgen receptor function directly, so sport investigations draw on protocols developed by doctors specializing in intersex variations, who infer the function of androgen receptors from the body's surface. The IAAF regulation lists the following indicators of high functional T (2011: 20):

- Deep voice
- Breast atrophy
- Never menstruation (or loss of menses for several months)
- Increased muscle mass
- Body hair of male type (vertex alopecia, >17 years)
- Tanner score low (I / II) [see figure 3]
- F&G score (>6 / ! minimized by the beauty) [sic] [see figure 4]
- No uterus
- Clitoromegaly [larger than typical clitoris]

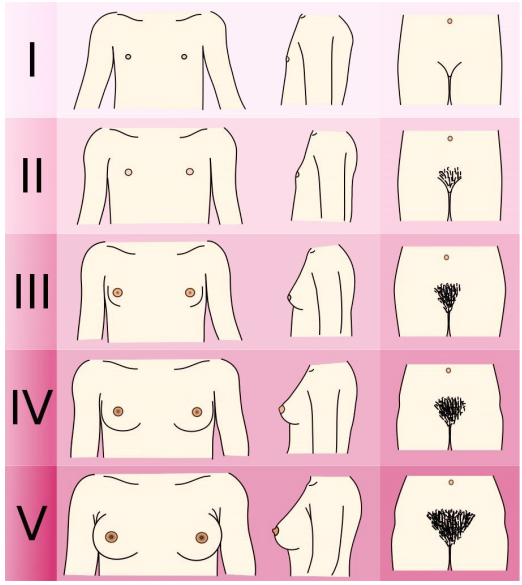


Fig. 3: The Tanner Scale-Female (1969) schematic used to assess pubertal development. Image reproduced with permission from Michal Komorniczak (Poland) under creative commons license (CC BY-SA 3.0).

Many of these features are deeply subjective, drawing on aesthetic judgments about femininity and masculinity; several are also a common result of extreme athletic training in women. It is crucial here to understand that this list is not used alongside some objective medical test for a woman's physical sensitivity to T: it *is* the test.

At ICSEMIS, Bermon stressed one trait above all others as the most important for determining whether an athlete under investigation for high T has unfair advantage: the size of her clitoris. The IAAF investigations follow "three levels of medical assessment": an initial clinical examination, preliminary endocrine assessment, and a full examination and diagnosis. Bermon clarified that a gynecological exam should be included in the first level, emphasizing its importance by using bold font, all caps, and three plus signs. Bermon claimed that clitoral size "gives you very good information about the level of virilization" – that is, whether someone has been "masculinized" by T. The clitoris is the sine qua non for divining so-called advantage.[12]

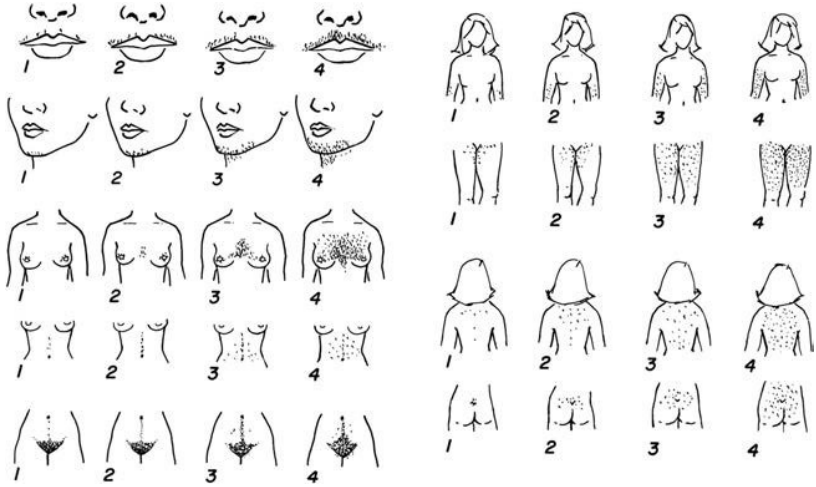


Fig. 4: Ferriman-Gallwey Scale (1961). Reproduced with permission from Martin, Kathryn and Jeffrey Chang. 2008. "Evaluation and Treatment of Hirsutism in Premenopausal Women: An Endocrine Society Clinical Practice Guideline." The Journal of Clinical Endocrinology & Metabolism. © Oxford University Press

Bermon made a series of inferences: a large clitoris indicates both high T and functional receptors; high T and functional receptors indicate athletic advantage. But these indicators have no predictive capabilities regarding athleticism. In his testimony during the CAS hearing, Ljungqvist acknowledged that "it [i]s not possible to quantify the magnitude of athletic advantage enjoyed by a particular athlete based on assessment of physical virilisation" (CAS 2015: 64).

Beyond its use in investigations, the list plays a role in marking some women as suspicious, which brings all women athletes under scrutiny. The IAAF guideline is "scientific" insofar as these are the elements endocrinologists look for when assessing high T in women, but the logics and aesthetics of this list boil

down to common ideas of what T does to women's bodies, and the idea that evidence of high T can be gleaned from the body's surface characteristics. But while this list is used clinically as if it were objective, judgments about masculinity in women vary by historical period, place, racial ideologies, and individual situation. How deep is too deep for a woman's voice, and in which contexts is it considered normal for a woman to speak "roughly" versus cultivating a soft and quiet voice? Is body hair feminine, or is it suspiciously masculine? Measures of the patterns and density of hair growth were developed in the context of racial science, and anthropologists used these as "a principal method of defining race" (Yildiz et al. 2010: 53). The Ferriman-Gallwey scale for assessing a so-called male pattern of body and facial hair (hirsutism) is profoundly subjective, and the literature on hirsutism reveals an ongoing obsession with racial and ethnic variations (see, e.g., Yildiz et al. 2010; Goodman et al. 2001). Several listed traits are also common results of intensive athletic training in women. How small must breasts be to show "atrophy"? Small breasts might be interpreted as the result of high T, rather than a result of the demands and effects of training in a specific sport. How much muscle mass indicates *increased* muscle mass in a woman? Muscle mass is a particularly fraught characteristic for elite women athletes, because even in some sports where larger muscles could benefit performance, some elite women athletes (and notably their coaches) strive to avoid "bulking up" (Dworkin 2001; Krane et al. 2004; Rothenberg 2015). T talk erases the subjectivity from these judgments, certifying the list as scientifically valid, universal effects of high T on women, and thus signs of advantage.

Bermon ended his talk with a slide carrying five take-home messages, one of which was in all caps: "Importance of GYNAECOLOGICAL EXAMINATION: PPHE." In other words, not only is a genital exam the first step in investigating women under the T regulation, but he called for *all women athletes* to have one as part of a preparticipation health exam (PPHE). He called the PPHE "very, very, very important," but noted with regret that it "is not very much popular [*sic*] in poor countries, as you can imagine." With that reference to poor countries, he made the slip from supposedly looking for athletic advantage to claims that the process is in the service of women's health: "It's very easy to detect a labial fusion, clitoral enlargement, or very small vagina, or very short," he said. "Once you detect this, you can help the athlete for diagnosis and treatment." Not twenty minutes before Bermon described these assessments, Arne Ljungqvist had bemoaned the "humiliation" involved in the physical exams of "sex testing," and had assured the audience that "sex testing" was over.

Multiple analyses of the genital inspections associated with "sex testing" in sport have pointed out the resonance of these exams with the historical pathologization of black women's genitals (Nyong'o 2010; Munro 2010; Merck 2010; Jordan-Young/Karkazis 2012; Doyle 2013; Dworkin/Swarr/Cooky 2013; Adjepong/Carrington 2014). Writing about how shifting racial and national contexts affect perceptions of sexual (a)typicality, Magubane has observed that "one thing that South African, US, and European medical texts from the seventeenth century through the twentieth seem to agree on was the fact that malformed or ambiguous genitalia, especially an enlarged clitoris or overdeveloped labia,

were particularly common among women of African descent" (2014: 769). As Adjepong and Carrington note, "Colonial myths around black women's bodies are reproduced even after the formal dismantling of western colonial regimes" (2014: 173). Colonial myths concern "pathological cultures" as well as pathological bodies, recasting violent colonial interventions as "saving" women from their own (violent and misogynist) communities. We see here a double parallel to what Ticktin documents in her critique of humanitarianism, where "both NGOs and the French state give attention to women who are subject to exceptionally violent or exoticized practices, such as excision or modern slavery, but this renders them visible as victims of cultural pathologies and hence in need of help, rescue – not equal rights" (2011: 4-5). In the instance we examine, the exoticized practice is not excision, but *failure* to excise. The women targeted for the "help" of IAAF and IOC medical teams are not thereby included as equals among other women athletes, as the official aim of intervention is to reduce athleticism among the former for the benefit of the latter.

T as the Great Distraction

Returning to that striking image taken minutes after the 800-meter women's final ended, we can understand it within a more complex web of context. The image is more than a representation of multiple discourses circulating around the women on the podium and those at its periphery. It is also a snapshot of particular people with material lives and specific histories and locations in the intersecting orders of privilege and "rights" to winning, to privacy, to respect. In a context in which T alone is deemed to determine advantage and disadvantage, what makes sense and is valued as legitimate in this scene is the sense of injustice expressed acutely by the women who did not win the race. But women investigated for possible high T face harms that are nowhere in the picture: having their identity publicly questioned, their genitals scrutinized, the most private details of their lives subject to "assessment" for masculinity, their careers and livelihoods threatened, and being subject to pressure for medically unnecessary interventions with lifelong consequences. The narrative of harm is inverted: how does the putative advantage conferred by T matter more than concrete and demonstrable harms to people?

The stories emerging from development and implementation of this regulation are "predictable failures," which Holloway describes as "instances where medical issues and information that would usually be seen as intimate, private matters are forced into the public sphere" (2011: back cover). The intrusions are predictable precisely because hierarchies of race, gender, and nation place these women athletes far from power, and the policy-making process instrumentalizes these very hierarchies by constructing "fairness" as an objective phenomenon that could therefore be defined absent consideration of its meaning to women who would be excluded by the regulation. A regulation aimed at ensuring fairness "for all female athletes" fails to take into account the perspective of women directly affected: "None of the female athletes disqualified by prior policies were

invited to attend the meetings that were held to formulate the new policies" (Viloria/Martínez-Patiño 2012: 17). Far from being objective or universal, this regulation mobilizes a version of "fairness" that is a privilege reserved for those with favored racial, gender, sexual, class, or national status. This exclusion from the purview of "fairness" is occluded by magnanimous claims of protecting health. Sport officials opportunistically move between two platforms of justification for the regulation: protecting health and protecting fairness. The women being "protected" in these two different justifications are mutually exclusive. Women with high T are not "visible" in the fairness portion of this regulation except as a threat; the "help" offered requires that they submit to the designation of "ill" despite having no health complaints (Jordan-Young/Sönksen/Karkazis 2014). T talk thus obscures how the regulation benefits those with more power and privilege, making it look like defense against unfairness rather than the exercise of power.

T talk deflects attention from social structures and institutions, attributing the result of competitions completely to individual bodies, as though these bodies have developed, trained, and ultimately competed in some sociallyneutral vacuum. At one level, the regulation harms all women athletes. It is built upon the premise that sport is a masculine domain and it is a distortion of nature for women to enter it in a serious, competitive way (Kahn 1998, Krane et al. 2004). "Sex testing" is the traditional way of policing this line, and reframing this as a rule about T obscures the fact that this regulation is still "sex testing." The regulation has even provided a fresh occasion for an IOC policymaker to argue with a straight face that barriers to equality in sport are gone (CAS 2015).

At another level, some women are harmed in a much more direct, material, and significant way. The premise that women are a vulnerable class that needs protection is readily endorsed in this domain even by some who are otherwise champions of gender equity (e.g., Dreger, quoted in Epstein 2014), but history is full of examples of how the "female vulnerability" argument has consistently valued more privileged women (whether by class, race, gender presentation, or region) over less privileged women, who are ironically but systematically seen as less vulnerable. T talk deflects attention from the racial and regional politics of intrasex competition in women's sport.

The IOC and IAAF frame interventions as an unmitigated good, especially because they target women from the Global South, coming from situations that Bermon and Ljungqvist have described as "lacking competence" for dealing with the conditions that are "revealed" through investigations. We must, however, attend to resonances, co-occurring narratives, and indirect logic. The designated "Centers of Excellence" are in Sweden, France, Australia, Japan, Brazil, and the United States; the athletes are repeatedly described as coming from "Africa, South America, Asia" and from "poor countries or developing countries" as opposed to the "western countries" where medical diagnosis and intervention for intersex happens at or near birth. A high-ranking IOC official told us in an interview that "these women have dangerous diseases," underscoring the way that sport authorities frame untreated intersex variations as a seriously harmful problem. Together with the refrain that outside the West there is not the

"competence" to deal with such conditions, the picture that assembles is that of a missionary relationship, and certainly resonates with a long legacy of colonialist ideologies. Emphasizing the delivery of scientific and medical prowess to women in need obscures the extremely asymmetrical power relations involved.

The interventions on athletes are not directed by their goals and needs, but by the goals of sport organizations. Neither the regulations nor any sport officials' publications or presentations that we have encountered acknowledge the now decades-old controversies that have raged over genital surgeries and other medical interventions for intersex. The interventions performed on women in order to comply with the regulation are the same ones that adults with intersex variations have argued against for decades, pointing out that they are driven by gender ideologies that pathologize sex atypical bodies and gender atypical behavior, and cause irreparable harm to sexual sensation and function (Karkazis 2008, Davis 2015). These complaints, delivered forcefully from individuals in countries around the world, have caught the attention of national legislative bodies and human rights organizations (Carpenter 2016, OII Australia n.d.). Moreover, high T may *signal* a medical problem but it does not *constitute* a medical problem (Karkazis et al. 2012, Jordan-Young/Sönksen/Karkazis 2014). Physicians do not lower T in the absence of patient complaints or functional impairments. Lowering T can cause significant health problems, which can include depression, fatigue, osteoporosis, muscle weakness, low libido, and metabolic problems; these may be life-long problems, and may require hormone replacement treatments, which are both costly and often difficult to calibrate (Jordan-Young/Sönksen/Karkazis 2014).

Beyond performing unnecessary medical interventions and violating IAAF rules, the report on the four women raises serious ethical concerns about coercion and violations of confidentiality and privacy (Jordan-Young/Sönksen/Karkazis 2014; Sönksen et al. 2015). Implicitly addressing concerns about coercion, the IAAF regulation states that no woman is required to undergo medical intervention, but this claim is deeply misleading. The regulation applies to women in the category of elite athletes. If a woman with hyperandrogenism wishes to continue her career as an athlete, she is required to lower her T levels. If she does not, then she can no longer be in the category. Since sport authorities have no grounds to make rules about people who are not in that category, it is meaningless for them to say that women athletes do not need to have medical interventions.

Because the IOC and IAAF have delegated the obligation to investigate women to the lower-level sport authorities, when predictable failures occur, the IOC/IAAF frame these as "implementation problems" that happen under the aegis of the national federations or National Olympic Committees. For example, in Dutee Chand's successful challenge to the IAAF regulation, any problems Chand had encountered – medical harm, violations of privacy, discrimination, psychological distress, and wrongful suspension of her career – were not inherent to the regulation itself, but to how it was implemented. Any problems could be attributed to the ineptitude and bungling of the national officials, Athletics Federation of India (AFI), and the doctors that AFI chose to examine her. This

is yet another resonance with colonial ideas of the backwardness of those in the Global South.

A month before the photo that opens this essay was taken, a debate erupted on Twitter about the T regulation. Shannon Rowbury, a middle-distance runner who was goaded into speaking about the issue immediately after a race commented that "it challenges and threatens the integrity of women's sports to have intersex athletes competing against . . . genetic women" (Rowbury 2016). Justifiably angry that Rowbury had excised women with intersex variations from the category of women, several advocates asked her to apologize for her statement. The debate torqued and turned picking up more interlocutors until it included a sports scientist known for his spirited defenses of the regulation. One participant argued the regulation cannot be isolated from questions of race, "Even if it makes dialogue YOU want to have about it more difficult. I dont [*sic*] think it's good science to isolate physiology from history + politics and race plays direct role if it contributes to who does/doesn't get tested" (Eisenberg-Guyot 2016). The sport scientist rejected the idea and replied dismissively that race "is irrelevant to the science and so to me, the introduction of race is an intellectually lazy approach" (Tucker 2016).

No one had to introduce race; it was there all along. M'charek, Schramm, and Skinner (2014) argue that in contemporary European discourses race is an "absent presence" both normatively and methodologically. Normatively, race is "a tabooed object often removed and excluded from discourse and viewed as something that belongs to the problematic past." Methodologically, the obfuscation of race engenders a "slippery-ness"; race "come(s) in many different guises." The analyst's task, then, is "to attend to things that are othered (silenced and excluded): such things do not fully go away, but might give rise to things that are (made) present" (2014: 462). Similarly, sociologist Avery F. Gordon writes of being haunted by a photograph while immersed in a project as she kept "looking for the language that could render what wasn't easily or normally seen, what was in the blind field, what was in the shadows, what only crazy people or powerless people saw." She struggled "to conjure, to present, to bring back to a different life what was living and breathing in the place blinded from view" (2007: 9). We have aimed here to bring forth what others do not see, cannot see, refuse to see. Foregrounding the intertwined workings of colonialism, race, and modernity reveal race as central to, not apart from, this regulation. Exposing and centering these relationships, the regulation and its effects can only be understood as intentional and as a predictable outcome of legacies that not only continue to haunt, but to harm.

Key

CAIS – Complete androgen insensitivity syndrome
CAS – Court of Arbitration for Sport
IAAF – International Association of Athletics Federations
ICSEMIS – International Convention on Science, Education and Medicine in Sport
IOC – International Olympic Committee
PCOS – Polycystic Ovarian Syndrome

Acknowledgments

This paper was supported by a grant from the National Science Foundation (SES 1331123 and 1331123), a Presidential Research Award from Barnard College, and fellowships from the American Council of Learned Societies and the Guggenheim Foundation. Karkazis: This paper was written while cloaked in sadness from the death of Cedric J. Robinson. Revealing "the nastiness" here, as he called it, has been a way to grieve through writing, to write through grief, and to awaken the possibility for justice.

Correspondence Adresses

Katrina Karkazis
Honors Academy, 2231 Boylan Hall, Brooklyn College, CUNY
2900 Bedford Ave, Brooklyn, NY 11210

Rebecca M. Jordan-Young
Women's, Gender, & Sexuality Studies, Barnard College
3009 Broadway, New York, NY 10027

Remarks

1. This prelude draws on the previously published article (Karkazis 2016).
2. Here, we focus on the IAAF and the IOC regulations issued prior to 2018. The analysis applies to the IAAF's revised regulation released in 2018, and we expect it will apply to any similar regulations targeting naturally high T in women. Likewise, because the IOC and IAAF developed their respective regulations together, are materially similar, and involve many of the same institutional actors, we use the singular noun "regulation" in this piece.
3. The T regulation concerns only higher natural levels of testosterone and not higher levels due to doping. With doping, which is regulated by the World Anti-Doping Agency, the hormones are external to the athlete's body. The women targeted by this regulation have not introduced testosterone into their bodies.
4. "Intersex" is a term long used to refer to individuals born with atypical sex traits. In 2006, participants at a medical conference updated treatment guidelines agreed to change the nomenclature from intersex to Disorder of Sex Development (DSD) (Lee et al. 2006). Others, including IAAF and IOC officials, have sometimes used the alternative phrase "disorders of sex differentiation" for the same DSD concept. DSD has been controversial among many intersex individuals, advocates, activists, and community organizations owing to its use of "disorders," which pathologizes atypically sexed bodies prompting imperatives for medical intervention. Many thus reject the term DSD, preferring instead intersex. In this paper, we use intersex except when quoting or referencing the regulations themselves or addressing policymakers' use of the term DSD.
5. We are grateful to Lisa Bavington for bringing the publication by de Visser to our attention.
6. This has been confirmed through several sources including a talk given in 2012 by Stéphane Bermon, a key IAAF policymaker, at the International Convention on Science, Education and Medicine in Sport (ICSEMIS) and interviews with other policymakers.
7. Sport policymakers have variably and interchangeably used the terms "sex testing" or "sex tests," and "gender tests" or "gender verification" to refer to the vetting of women athletes for eligibility in the female category. In this paper, unless we are directly quoting a source, we use "sex testing." One of the key points of this paper is to show how gender ideologies are embedded in assessments of sex, including those that are thought to be "purely" biological (Kessler/McKenna 1978). Drawing on Kessler and McKenna, Westbrook and Schilt use "'determining gender' as an umbrella term for these diverse practices of placing a person in a gender category" (2014, 34). We are sympathetic to that usage, which points to the social nature of these processes. We opt for different usage here to clearly spotlight the fact that official regulations have aimed to link eligibility to biological criteria, in this case testosterone, and at the same time to show in detail how the assessment of testosterone and testosterone function are social phenomena.
8. We have written extensively, both separately and together, about how scientific notions of "normal" and "atypical" sex are always deeply entangled with commitments to heteronormative relationships among sex, gender, and sexuality (e.g., Karkazis 2008; Jordan-Young 2010; Karkazis et al. 2012). In this piece, we do not deal in any detail with the operations of homophobia,

primarily because the techniques for assessing sexuality among women who are identified as having high T via this regulation are the most opaque of the assessments. The IAAF regulation includes six mentions of "anamnestic" data as an important element of assessing the degree of virilization. Anamnesis typically means an interview on a "patient's" subjective medical and psychiatric history, but the term has a particularly strong history of use in sexology, where it specifically indicates an interview on the subjective experiences of gender and sexuality. The only direct indication of the content of anamnestic interviews or how they should be used to assess virilization is found in Fénichel et al., where the authors report that none of the four young women athletes "reported male sex behavior" (2013: E1056) – a confused and confusing locution that we presume means that the women did not have women sex partners. The lack of specific direction in terms of how to interpret anamnestic data is a signal that regulators believe "virilized" sexuality can simply be recognized by anyone who looks, an assumption that closely conforms to our prior observations of heteronormativity in medical science (Karkazis 2008; Jordan-Young 2010).

9. The IAAF and IOC regulation and much discussion about it use the terminology "female athletes" or "female hyperandrogenism." The term "female" has strong biological connotations, and this may indeed be the reason that the term is preferred by sport regulators. We understand that many women athletes also refer to themselves and their competitive category as comprising "females" rather than women. Nonetheless, in this paper, we have opted to use the words "woman" or "women" rather than "female(s)" in order to highlight the fact that we are interested in social operations of gender.
10. Goya also painted a nearly identical work titled La Maja Vestida – the clothed maja – which portrays the same woman draped over a green divan and propped up by pillows, but this time clad in a clinging, transparent white dress. Bermon not only chose one of Goya's La Maja paintings for his presentation; he chose the naked one.
11. Showing that similar progress narratives operate across political lines and domains of discourse, Magubane has offered a sustained analysis of feminist scholarship on Caster Semenya, showing that feminist and queer scholars have often perpetuated the association of modernity, knowledge, and the West.
12. Here's a sleight of hand that we do not have room to address fully in this paper: the regulation and official statements related to it not only merge high T with intersex, but flatten intersex into a singular thing. This flattening obscures a great deal of empirical and logical slippage in their rationale for the regulation.
13. Bavington notes that the IAAF regulation specifically stipulates that the "burden of proof" for partial androgen insensitivity is "put on the athlete precisely because it is so difficult to prove" (2016: 124).

References

5 Live Sport (2016): Radcliffe: Caster Semenya Rio Gold 'Won't Be Sport.' July 21. <http://www.bbc.co.uk/programmes/p0425m52.>

Adjepong, L. Anima/Carrington, Ben (2014): Black Female Athletes as Space Invaders. In: Hargreaves, J./Anderson, Eric (eds.): Routledge Handbook of Sport, Gender and Sexuality. London: Routledge, pp. 169-78.

Amandla Awethu (2016): Stop the Bullying of Caster Semenya. <https://awethu.amandla.mobi/petitions/stop-the-bullying-of-caster-semenya>.

Associated Press (2010): Caster Semenya's Comeback Statement in Full. In: Guardian, March 30. <http://www.theguardian.com/sport/2010/mar/30/caster-semenya-comeback-statement>.

Azziz, Ricardo/Carmina, Enrico/Chen, ZiJiang/Dunaif, Andrea/Laven, Joop S. E./Legro, Richard S./Lizneva, Daria/Natterson-Horowtiz, Barbara/Teede, Helena J./Yildiz, Bulent O. (2016): Polycystic Ovary Syndrome. In: Nature Reviews. Disease Primers 2, p. 16057. https://doi.org/10.1038/nrdp.2016.57.

Bavington, L. Dawn (2016): Regulating Hyperandrogenism in Female Athletes: The History and Current Politics of Sex-Control in Women's Sport. PhD diss., University of Otago.

Bermon, Stéphane (2012): New Eligibility Rules for Female Competitions. Paper presented at the ICSEMIS, Glasgow, Scotland, July 21.

Bermon, Stéphane/Ritzen, Martin/Hirschberg, Angelica/Murray, Thomas (2013): Are the New Policies on Hyperandrogenism in Elite Female Athletes Really Out of Bounds? Response to 'Out of Bounds? A Critique of the New Policies on Hyperandrogenism in Elite Female Athletes.' In: American Journal of Bioethics 13, 5, pp. 63-65. https://doi.org/10.1080/15265161.2013.776129.

Boudon, Corinne/Lumbroso, Serge/Lobaccaro, Jean-Marc/Szarras-Czapnik, Maria/Romer, Thomas E./Garandeau, Patrick/Montoya, Pedro/Sultan, Charles (1995): Molecular Study of the 5 Alpha-Reductase Type 2 Gene in Three European Families with 5 Alpha-Reductase Deficiency. In: The Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism 80, 7, pp. 2149-53.

Brook, Benedict (2016): South African Athlete Caster Semenya Reportedly under Armed Guard at Rio Olympics Following Safety Fears. In: NewsComAu, August 17. <http://www.news.com.au/sport/olympics/south-african-athlete-caster-semenya-reportedly-under-armed-guard-at-rio-olympics-following-safety-fears/news-story/d0fd6608d4d2aff4ba98cf9a2c6d0664>.

Browning, Ella (2016): Rupturing the World of Elite Athletics: A Feminist Critical Discourse Analysis of the Suspension of the 2011 IAAF Regulations on Hyperandrogenism. PhD diss., University of South Florida.

Carpenter, Morgan (2016): The Human Rights of Intersex People: Addressing Harmful Practices and Rhetoric of Change. In: Reproductive Health Matters 24, 47, pp. 74-84. https://doi.org/10.1016/j.rhm.2016.06.003.

Cahn, Susan (1998): Coming on Strong: Gender and Sexuality in Twentieth-Century Women's Sports. Cambridge, MA: Harvard University Press.

CAS (2015): CAS2014/A/3759 Dutee Chand v. Athletics Federation of India (AFI) & The International Association of Athletics Federations (IAAF). Lausanne, Switzerland: Court of Arbitration for Sport. <http://www.tas-cas.org/fileadmin/user_upload/AWARD_3759__FINAL___REDACTED_FOR_PUBLICATION_.pdf>.

Collins, Patricia Hill (1990): Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment. Boston, MA: Unwin Hyman.

Cooky, Cheryl/Dworkin, Shari L. (2013): Policing the Boundaries of Sex: A Critical Examination of Gender Verification and the Caster Semenya Controversy. In: Journal of Sex Research 50, 2, pp. 103-11. https://doi.org/10.1080/00224499.2012.725488.

Cooky, Cheryl/Dycus, Ranissa/Dworkin, Shari L. (2013): 'What Makes a Woman a Woman?' Versus 'Our First Lady of Sport': A Comparative Analysis of the United States and the South African Media Coverage of Caster Semenya. In: Journal of Sport and Social Issues 37, 1, pp. 37-56. https://doi.org/10.1177/0193723512447940.

Davis, Georgiann (2011): 'DSD Is a Perfectly Fine Term': Reasserting Medical Authority through a Shift in Intersex Terminology. In: Advances in Medical Sociology 12, pp. 155-82. https://doi.org/10.1108/S1057-6290(2011)0000012012.

Davis, Georgiann (2015): Contesting Intersex: The Dubious Diagnosis. New York: New York University Press.

De la Chapelle, Albert (1986): The Use and Misuse of Sex Chromatin Screening for 'Gender Identification' of Female Athletes. In: Journal of the American Medical Association 256, 14, pp. 1920-23. https://doi.org/10.1001/jama.1986.03380140090028.

De Visser, Ellen (2013): Topatletes Laten Teelballen Verwijderen Op Last van IAAF. In: De Volkskrant, May 25. <http://www.volkskrant.nl/wetenschap/topatletes-laten-teelballen-verwijderen-op-last-van-iaaf~a3446744/>.

Doyle, Jennifer (2013): Dirt off Her Shoulders. In: GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies 19, 4, pp. 419-33. https://doi.org/10.1215/10642684-2279897.

Dworkin, Shari L. (2001): 'Holding Back': Negotiating a Glass Ceiling on Women's Muscular Strength. In: Sociological Perspectives 44, 3, pp. 333-50. https://doi.org/10.1525/sop.2001.44.3.333.

Dworkin, Shari L./Lock Swarr, Amanda/Cooky, Cheryl (2013): (In) Justice in Sport: The Treatment of South African Track Star Caster Semenya. In: Feminist Studies 39, 1, pp. 40-69.

Epstein, David (2014): The Sports Gene: Inside the Science of Extraordinary Athletic Performance. London: Yellow Jersey Press.

Eisenberg-Guyot, Jerzy (2016): Twitter posts. July 13, 9:30 a.m. <https://twitter.com/JerzyEisenGuyot/>.

Fausto-Sterling, Anne (2000): Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality. New York, NY: Basic Books.

Fénichel, Patrick/Paris, Françoise/Philibert, Pascal/Hieronimus, Sylvie/Gaspari, Laura/Kurzenne, Jean-Yves/Chevallier, Patrick/Bermon, Stéphane/Chevalier, Nicolas/Sultan, Charles (2013): Molecular Diagnosis of 5 Alpha-Reductase Deficiency in 4 Elite Young Female Athletes through Hormonal Screening for Hyperandrogenism. In: Journal of Clinical Endocrinology & Metabolism 98, 6, pp. E1055-59. https://doi.org/10.1210/jc.2012-3893.

Foxsports (2009): AP NewsBreak: IOC to Hold Meeting on Gender. October 27. <http://www.foxsports.com/olympics/story/ap-newsbreak-ioc-to-hold-meeting-on-gender-cases2-102709>.

Gordon, Avery F. (2007): 'Who's There?': Some Answers to Questions about Ghostly Matters. Talk presented at UnitedNationsPlaza (Berlin), October 22-26. <http://www.averygordon.net/writing-haunting/whos-there/>.

Goodman, Neil/Bledsoe, Maya/Cobin, Rhoda/Futterweit, Walter/Goldzieher, Joseph/Petak, Steven/Smith, Keith/Steinberger, Emil/American Association of Clinical Endocrinologists Hyperandrogenic Disorders Task Force (2001): American Association of Clinical Endocrinologists Medical Guidelines

for Clinical Practice for the Diagnosis and Treatment of Hyperandrogenic Disorders. In: Endocrine Practice 7, 2, pp. 120-34.

Guardian Sport (2016): Sebastian Coe Indicates IAAF Will Challenge Female Testosterone Ruling. In: Guardian, August 11. <https://www.theguardian.com/sport/2016/aug/11/caster-semenya-sebastian-coe-iaaf-cas-testosterone-olympics>.

Healy, Marie-Louise/Gibney, James/Pentecost, Claire/Wheeler, Mike J./Sönksen, Peter H. (2014): Endocrine Profiles in 693 Elite Athletes in the Post-Competition Setting. In: Clinical Endocrinology 81, 2, pp. 294-305. https://doi.org/10.1111/cen.12445.

Henne, Kathryn (2015): Testing for Athlete Citizenship: Regulating Doping and Sex in Sport. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press.

Hoad, Neville (2010): 'Run, Caster Semenya, Run!' Nativism and the Translations of Gender Variance. In: Safundi 11, 4, pp. 397-405. https://doi.org/10.1080/17533171.2010.511785.

Holloway, Karla FC. (2011): Private Bodies, Public Texts: Race, Gender, and a Cultural Bioethics. Durham, NC: Duke University Press.

IAAF (2011): IAAF Regulations Governing Eligibility of Females with Hyperandrogenism to Compete in Women's Competitions. <https://www.dropbox.com/s/tjc172qod6b9zf2/IAAF%20Hyperandrogenism%20Policy%202011.pdf ?dl=0>.

ICSEMIS (2016): Introduction to ICSEMIS. http://www.icsemis2016.org/.

IOC (2011): IOC Addresses Eligibility of Female Athletes with Hyperandrogenism. April. <http://www.olympic.org/content/press-release/ioc-addresses-eligibility-of-female-athletes-with-hyperandrogenism/>.

IOC (2012): IOC Regulations on Female Hyperandrogenism. Lausanne, Switzerland: International Olympic Committee. <https://stillmed.olympic.org/Documents/Commissions_PDFfiles/Medical_commission/2012-06-22-IOC-Regulations-on-Female-Hyperandrogenism-eng.pdf>.

IOC (2014): IOC Regulations on Female Hyperandrogenism. Lausanne, Switzerland: International Olympic Committee. <https://stillmed.olympic.org/Documents/Commissions_PDFfiles/Medical_commission/IOC-Regulations-on-Female-Hyperandrogenism.pdf>.

Jordan-Young, Rebecca M. (2010): Brain Storm: The Flaws in the Science of Sex Differences. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Jordan-Young, Rebecca M./Karkazis, Katrina (2012): Some of Their Parts. In: Anthropology News, 53, 6, pp. S12-S14.

Jordan-Young, Rebecca M./Karkazis, Katrina (2017): The Powers of Testosterone: Race, Nation, and the Regulation of Women Athlete. Annual Meeting of the Society for Social Studies of Science, Boston, MA, August 30.

Jordan-Young, Rebecca M./Sönksen, Peter/Karkazis, Karkazis (2014): Sex, Health, and Athletes. In: British Medical Journal 348, May, pp. 20-21. https://doi.org/10.1136/bmj.g2926.

Karkazis, Katrina (2008): Fixing Sex: Intersex, Medical Authority, and Lived Experience. Durham, NC: Duke University Press. https://doi.org/10.1215/9780822389217.

Karkazis, Katrina (2016): The Ignorance Aimed at Caster Semenya Flies in the Face of the Olympic Spirit. In: Guardian, August 23. <https://www.theguardian.com/commentisfree/2016/aug/23/caster-semenya-olympic-spirit-iaaf-athletes-women>.

Karkazis, Katrina/Jordan-Young, Rebecca (2013): The Harrison Bergeron Olympics. In: American Journal of Bioethics 13, 5, pp. 66-69. https://doi.org/10.1080/15265161.2013.776375.

Karkazis, Katrina/Jordan-Young, Rebecca M. (2015): Debating a Testosterone 'Sex Gap.' In: Science 348, 6237, pp. 858-60. https://doi.org/10.1126/science.aab1057

Karkazis, Katrina/Jordan-Young, Rebecca M./Davis, Georgiann/Camporesi, Silvia (2012): Out of Bounds? A Critique of the New Policies on Hyperandrogenism in Elite Female Athletes. In: The American Journal of Bioethics 12, 7, pp. 3-16. https://doi.org/10.1080/15265161.2012.680533.

Kessler, Suzanne/McKenna, Wendy (1978): Gender: An Ethnomethodological Approach. New York: John Wiley and Sons.

Krane, Vikki/Choi, Precilla Yee L./Baird, Shannon M./Aimar, Christine M./Kauer, Kerrie J. (2004): Living the Paradox: Female Athletes Negotiate Femininity and Muscularity. In: Sex Roles 50, 5-6, pp. 315-29. https://doi.org/10.1023/B:SERS.0000018888.48437.4f.

Lee, Peter A./Houk, Christopher P./Ahmed, Syed F./Hughes, Ieuan A. (2006): Consensus Statement on Management of Intersex Disorders. In: Pediatrics 118, 2, pp. e488-500. https://doi.org/10.1542/peds.2006-0738.

Ljungqvist, Arne (2012): New Eligibility Rules for Female Competitions. Paper presented at the ICSEMIS, Glasgow, Scotland, July 21.

Macharia (2009): On Caster Semenya. In: Gukira. September 20. <https://gukira.wordpress.com/2009/09/20/on-caster-semenya/>.

Magubane, Zine (2014): Spectacles and Scholarship: Caster Semenya, Intersex Studies, and the Problem of Race in Feminist Theory. In: Signs: Journal of Women in Culture and Society 39, 3, pp. 761-85. https://doi.org/10.1086/674301.

Maimoun, Laurent/Philibert, Pascal/Cammas, Benoit/Audran, Françoise/Bouchard, Philippe/Fénichel, Patrick/Cartigny, Maryse/Pienkowski, Catherine/Polak, Michel/Skordis, Nicos et al. (2011): Phenotypical, Biological, and Molecular Heterogeneity of 5α-Reductase Deficiency: An Extensive International Experience of 55 Patients. In: The Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism 96, 2, pp. 296-307. https://doi.org/10.1210/jc.2010-1024.

Marshall, W. A./Tanner, James M. (1969): Variations in Pattern of Pubertal Changes in Girls. In: Archives of Disease in Childhood 44, 235, pp. 291-303. https://doi.org/10.1136/adc.44.235.291.

Martínez-Patiño, Maria (2005): Personal Account: A Woman Tried and Tested. In: Lancet 366 Suppl. 1, December, p. S38. https://doi.org/10.1016/S0140-6736(05)67841-5.

M'charek, Amade/Schramm, Katharina/Skinner, David (2014): Technologies of Belonging: The Absent Presence of Race in Europe. In: Science, Technology, & Human Values 39, 4, pp. 459-67. https://doi.org/10.1177/0162243914531149.

McRae, Donald (2016): The Return of Caster Semenya: Olympic Favourite and Ticking Timebomb. In: Guardian, July 29. <https://www.theguardian.com/sport/2016/jul/29/the -return-of-caster-semenya-olympic-favourite-and-ticking-timebomb>.

Merck, Mandy (2010): The Question of Caster Semenya. In: Radical Philosophy 160, March/April. <https://www.radicalphilosophy.com/commentary/the-question-of-caster-semenya>.

Munro, Brenna (2010): Caster Semenya: Gods and Monsters. In: Safundi: The Journal of South African and American Studies 11, 4, pp. 383-96. https://doi.org/10.1080/17533171.2010.511782.

Nehm, Ross/Jordan-Young, Rebecca M. (2008): Sex Hormones in Secondary School Biology Textbooks. In: Science & Education 17, 10, pp. 1175-90. <https://doi.org/10.1007/s11191-008-9137-7>.

Nyong'o, Tavia (2010): The Unforgivable Transgression of Being Caster Semenya. In: Women & Performance: A Journal of

Feminist Theory 20, 1, pp. 95-100. https://doi.org/10.1080/07407701003589501.

OII Australia (n.d.): Frequently Asked Questions (FAQs): Human Rights Reports. In: OII Australia—Intersex Australia. <https://oii.org.au /faq/>.

O'Sullivan, Sonia (2016): Sonia O'Sullivan: Intersex Athletes and the Problem of Testosterone. In: Irish Times, June 9. <http://www.irishtimes.com/sport/sonia-o-sullivan-intersex-athletes-and-the-problem-of-testosterone-1.2677419>.

Oudshoorn, Nelly (1994): Beyond the Natural Body: An Archeology of Sex Hormones. London: Routledge.

Pieper, Lindsay Parks (2014): Sex Testing and the Maintenance of Western Femininity in International Sport. In: The International Journal of the History of Sport 31, 13, pp. 1557-76. https://doi.org/10.1080/09523367.2014.927184.

Pieper, Lindsay Parks (2016): Sex Testing: Gender Policing in Women's Sports. Champaign: University of Illinois Press. https://doi.org/10.5406/illinois/9780252040221.001.0001.

Rothenberg, Ben (2015): Tennis's Top Women Balance Body Image with Ambition. In: New York Times, July 10. <https://www.nytimes.com/2015/07/11/sports/tennis/tenniss-top-women-balance-body-image-with-quest-for-success.html>.

Rowbottom, Mike (2016): Coe Admits IAAF and IOC 'Surprised' by CAS Ruling That Allows Semenya to Compete at Rio 2016. In: Inside the Games, August 11. http://www.insidethegames.biz/articles/1040505/coe-admits-iaaf-and-ioc-surprised-by-cas-ruling-that-allows-semenya-to-compete-at-rio-2016.

Rowbury, Shannon (2016): Shannon Rowbury Speaks Out … . YouTube video, 2:44, Posted July 7. <https://www.youtube.com/watch?v=qMQJeL302Qs>.

SAHO (South African History Online) (2017): Sara 'Saartjie' Baartman. Last updated August 3. <http://www.sahistory.org.za/people/sara-saartjie-baartman>.

Schuhmann, Antje (2010): Taming Transgressions: South African Nation Building and 'Body Politics.' In: Agenda 24, 83, pp. 95-106.

Schultz, Jaime (2011): Caster Semenya and the 'Question of Too': Sex Testing in Elite Women's Sport and the Issue of Advantage. In: Quest 63, 2, pp. 228-43. https://doi.org/10.1080/00336297.2011.10483678.

Sönksen, Peter/Ferguson-Smith, Malcolm A./Bavington, L. Dawn/Holt, Richard I. G./Cowan, David A./Catlin, Don H./Kidd, Bruce/Davis, Georgiann/Davis, Paul/Edwards, Lisa et al. (2015): Medical and Ethical Concerns Regarding Women with Hyperandrogenism and Elite Sport. In: The Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism 100, 3, pp. 825-27. https://doi.org/10.1210/jc.2014-3206.

Ticktin, Miriam I. (2011): Casualties of Care: Immigration and the Politics of Humanitarianism in France. Berkeley: University of California Press. https://doi.org/10.1525/california/9780520269040.001.0001.

Tucker, Ross (2016). Twitter post. July 13, 10:07 a.m. <https://twitter.com/Scienceofsport/>.

Van Den Wijngaard, Marianne (1997): Reinventing the Sexes: The Biomedical Construction of Femininity and Masculinity. Bloomington, IL: Indiana University Press.

Viloria, Hilda/Martínez-Patiño, Maria (2012): Reexamining Rationales of 'Fairness': An Athlete and Insider's Perspective on the New Policies on Hyperandrogenism in Elite Female Athletes. In: The American Journal of Bioethics 12, 7, pp. 17-19. https://doi.org/10.1080/15265161.2012.680543.

Wells, Cassandra (2010): Diagnosing Sex–Gender Verification and the IOC. In: Proceedings: International Symposium for Olympic Research, London,

Ontario, Canada, pp. 301-11. <http://library.la84.org/SportsLibrary/ISOR/isor2010zg.pdf>.

Westbrook, Laurel/Schilt, Kristen (2014): Doing Gender, Determining Gender: Transgender People, Gender Panics, and the Maintenance of the Sex/Gender/Sexuality System. In: Gender & Society 28, 1, pp. 32-57. https://doi.org/10.1177/0891243213503203.

Yildiz, Bulent O./Bolour, Sheila/Woods, Keslie/Moore, April/Azziz, Ricardo (2010): Visually Scoring Hirsutism. In: Human Reproduction Update 16, 1, pp. 51-64. https://doi.org/10.1093/humupd/dmp024.

Interview

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 25: 123-136

Der Sport zwischen Geschlechterbinarität und geschlechtlicher Vielfalt

Ein Interview mit Dr. Bettina Rulofs (Deutsche Sporthochschule Köln, DE) und Prof. Dr. Sandra Günter (Leibniz-Universität Hannover, DE), geführt von Karolin Heckemeyer und Elke Gramespacher (beide: Pädagogische Hochschule FHNW, CH)

Das im Folgenden abgedruckte Gespräch fand 2018 im Rahmen der 25. Jahrestagung der Kommission Geschlechterforschung der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (dvs) an der Universität Wuppertal statt. Bettina Rulofs ist stellvertretende Leiterin des Instituts für Soziologie und Geschlechterforschung an der Deutschen Sporthochschule Köln (DSHS). Sie forscht zu Fragen sozialer Ungleichheit, Geschlecht und Diversität und arbeitet seit vielen Jahren zum Thema sexualisierte Gewalt und deren Aufarbeitung im Sport. Sandra Günter ist Professorin für Sportsoziologie und die Kulturgeschichte von Körper, Bewegung und Sport am Institut für Sportwissenschaft der Leibniz-Universität Hannover (LUH). Aus historischer, soziologischer sowie postkolonialer Perspektive forscht sie u.a. zu Geschlechter- und Körperkonstruktionen im Feld des Sports. Gemeinsam mit Gabriele Sobiech veröffentlichte sie 2017 den Sammelband „Sport & Gender – (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung" (VS Verlag). Karolin Heckemeyer und Elke Gramespacher führten das Interview als Herausgeberinnen des vorliegenden Bandes der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*.

Karolin Heckemeyer: *Bettina und Sandra, vielen Dank zunächst, dass ihr euch Zeit für dieses Gespräch nehmt. Ihr seid beide seit langer Zeit in die sportwissenschaftliche, wir können vielleicht auch sagen in die sportbezogene Geschlechterforschung involviert. Welche geschlechtertheoretischen und geschlechterforscherischen Themen und Perspektiven kommen euch ad hoc in den Sinn, wenn ihr an die Disziplin denkt? Welche Themen und Perspektiven verbindet ihr damit?*

Bettina Rulofs: Was ich ganz zentral mit der sportbezogenen Geschlechterforschung verbinde, so wie wir – und vor allem Ilse Hartmann-Tews – sie in Köln über die Zeit entwickelt haben, ist die sozialkonstruktivistische Geschlechterforschung, die in den Blick nimmt, wie Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen im Sport konstruiert werden und wie damit verbunden das System der Zweigeschlechtlichkeit auf verschiedensten Ebenen des Sports aufrechterhalten wird und hinterfragt werden muss (z.B. Hartmann-Tews et al. 2003). Wir haben

© 2019 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.06

uns diesen Zusammenhängen zunächst sehr stark über Medienanalysen genähert. Denn mediale Repräsentationen des Sports sind insofern sehr wirkmächtig, als dass sie immer auch symbolische Repräsentationen sind, die von Vielen rezipiert werden. Und wir haben versucht, anhand dieser Mediendarstellungen die Geschlechterordnung im Sport zu analysieren (Rulofs/Hartmann-Tews 2017). Ein durchgängiger Befund dabei war und ist, dass Frauen in medialen Darstellungen des Sports stark marginalisiert sind. Und das ist ein Befund, der schwer wiegt, wie ich finde. Angesichts der deutlichen Unterrepräsentanz von Athletinnen in den Medien könnte man nach wie vor zu dem Fazit kommen: Frauen sind das zweite oder das defizitäre Geschlecht im Sport. Dass das immer noch so ist, liegt – und das verdeutlicht die eben angesprochene konstruktivistische Perspektive – an Prozessen, die dem Sport immanent sind, so zum Beispiel an der ursprünglich männlichen Konnotation des Sports. Diese führt zum Beispiel im medialen Produktionsprozess zu der grundlegenden Annahme, dass Sport in den Medien hauptsächlich von Männern rezipiert wird, so dass sich Journalisten und Journalistinnen schon bei der Produktion von Medien darauf einstellen, ein überwiegend männliches Publikum erreichen zu wollen und so weiter. Das ist nach wie vor etwas sehr Wirkmächtiges.

KH: *Würdest Du sagen, dass sich die mediale Repräsentation des Sports und die damit verbundenen Fragestellungen, die ihr in Köln an der DSHS untersucht habt, dennoch über die Zeit verändert haben?*

BR: Auf jeden Fall, das haben sie. Also es gibt bestimmte Grundfragestellungen, die in unseren Studien immer mitlaufen; zum Beispiel die Frage der quantitativen Repräsentanz. Das ist zwar eine Frage, die nicht per se ein konstruktivistisches Analysepotential enthält, die aber dennoch bedeutsam ist. Darüber hinaus ist aber auch die Frage nach der Art und Weise, also nach der Qualität der Präsentation der Geschlechter in den Medien wichtig. Und da sind Veränderungen beobachtbar. Das haben wir auch in Publikationen hervorgehoben (z.B. Rulofs/Hartmann-Tews 2017). Ich denke da beispielsweise an die stark sexualisierte Darstellung von Sportlerinnen, die in den letzten Jahren durchaus zurückgegangen ist – zumindest in der klassischen Sportberichterstattung, also in den Printmedien und in der Fernsehberichterstattung. Was aber nach wie vor fehlt, sind Analysen, die sich stärker mit dem Bild des Sports in den sozialen Medien beschäftigen und sich in diesem Zusammenhang auch Geschlechterrepräsentationen genauer anschauen. Da gibt es bisher zum Beispiel Untersuchungen, die aufzeigen, dass gerade dort stärkere Differenzkonstruktionen greifen (z.B. Bruce 2013; Trültzsch 2011).

Elke Gramespacher: *Habt Ihr auch jugendkulturelle Zeitschriften oder Journalismen wie zum Beispiel die BRAVO-Sport mituntersucht?*

BR: Bei uns am Institut haben tatsächlich schon einmal Studierende in Abschlussarbeiten die BRAVO-Sport analysiert und zwar mit dem Befund, dass dort fast ausschließlich männliche Fußballspieler vorkommen. Zugespitzt for-

muliert könnte man der BRAVO-Sport auch den Titel ‚BRAVO-Männerfußball' geben. Das würde den Inhalt besser beschreiben. Eventuell hat sich das aber auch bereits verändert, denn die Analysen sind nun schon einige Jahre her und ich habe schon länger nicht mehr einen genaueren Blick auf die BRAVO-Sport geworfen. Aber zu dem Zeitpunkt war es ein ganz klar von Männern dominiertes Bild des Sports, dass Jugendlichen mit dem Heft transportiert wurde.

KH: *Sandra, du hast dich auch vor einigen Jahren intensiver mit medialen Repräsentationen beschäftigt und dabei, wenn ich das richtig sehe, die Herstellung und Normalisierung von Sportkörpern in den Fokus gerückt – unter anderem in Zusammenhang mit der Berichterstattung über die südafrikanische 800m-Läuferin Caster Semenya.*

Sandra Günter: Ja, das stimmt, wenngleich das in der Tat schon einige Jahre her ist. Mich hat damals aus körpersoziologischer Perspektive und im Anschluss an postkoloniale Theorieansätze die Frage interessiert, wie in der medialen Berichterstattung des Sports mit den von der weißen heterosexuellen Norm abweichenden, also vermeintlich devianten Körpern umgegangen wird. Wie deviante Körper medial kontextualisiert und im Fall des Leistungssports ihre Normalisierungen zu legitimieren versucht werden. Das fand zum einen auf einer medialen Skandalisierungsebene in der Berichterstattung und zum anderen auf der Ebene von Weltverbänden des Leistungssports statt. So ließ beispielsweise der Internationale Leichtathletik-Verband (IAAF) die südafrikanische Läuferin* Caster Semenya nach ihrem Goldmedaillengewinn bei der Leichtathletik WM 2009 erst nach einer neun Monate andauernden medizinischen Behandlung bzw. vermeintlichen Normalisierung ihres Hormonspiegels wieder im Juli 2010 in der Leistungsklasse der Frauen starten. Die meisten sogenannten hyperandrogenen Sportlerinnen* willigten ebenso wie Caster Semenya in den folgenden Jahren in diese androgensenkende Behandlungen ein, um an Wettkämpfen teilnehmen zu können (Günter 2015). Nur die für Indien startende Leichtathletin Dutee Chand, die 2014 vom IAAF ebenfalls suspendiert wurde, nicht. Sie weigerte sich ihren Körper einer solchen Behandlung zu unterziehen, klagte vor dem Internationalen Sportgerichthof (CAS) dagegen und bekam 2015 vorerst Recht. Die sogenannten *Hyperandrogenism Regulations* wurden daraufhin vorläufig außer Kraft gesetzt. Seither dürfen hyperandrogene Sportlerinnen* wieder uneingeschränkt bei den Frauen starten, doch ein abschließendes Urteil steht bis heute (Anm. SG: April 2019) aus.

Aktuell interessieren mich jedoch verstärkt die sozialen Medien und die Phänomene des *Cyber-Mobbings* und *Cyber-Harassments*. Ich denke da zum Beispiel an die Reaktionen in den sozialen Medien auf Personen wie die Sportreporterin Claudia Neumann, die es ‚wagte', erstmals im Juni 2016, im ZDF zwei Männerfußball-EM-Spiele zu kommentieren (Günter 2017). Oder auch die Schiedsrichterin Bibiana Steinhaus, die seit 2017 als erste Frau in der Männerfußball-Bundesliga Spiele pfeift. Der Sexismus der anlässlich dieser Ereignisse in den sozialen Medien, insbesondere in den Kommentarspalten, aufscheint, lässt in tiefe Abgründe blicken. Da gibt es noch sehr viel zu tun und aus einer

geschlechtertheoretischen Perspektive noch viel zu erforschen, um dominante Machtverhältnisse und die Dynamiken des *Cyber-Harassments* (Lembke 2016) besser zu verstehen.

KH: *Wenn ich das richtig höre, dann seht ihr beide die Notwendigkeit, den Blick von den Printmedien, der Fernsehberichterstattung etwas zu lösen und eher zu fragen: Was passiert eigentlich in sozialen Medien? Was kursiert im Internet an Repräsentationen von Geschlecht? Welche Konstruktionsprozesse lassen sich dort beobachten?*

SG: Ja, aber nur ergänzend, denn soziale Medien sind nur begrenzt repräsentativ für Gesellschaften und die darin geführten Geschlechterdiskurse. Sie sind einer starken Dynamik unterworfen, die durch Anonymität begünstigt wird. Zugleich ist aber auch interessant zu beobachten, dass viele Menschen sich sehr wahrscheinlich gar nicht anonymisiert oder kaum pseudonymisiert zu Wort melden und auch in vielen anderen Foren mit vergleichbaren Kommentaren präsent sind. Also auch das Verhalten der Nutzer*innen müsste noch genauer erforscht werden, denn deutlich wird, dass der virtuelle Raum unserem Leben buchstäblich eine Dimension hinzugefügt hat, die neue Möglichkeiten der Kommunikation sowie auch der wissenschaftlichen Analyse ermöglicht.

EG: *Mich würde hier interessieren, ob ihr dabei Unterschiede in der Dynamik der Medien seht. Es ist ja durchaus ein Unterschied, ob eine Berichterstattung in einer sonntäglichen Sendung erfolgt oder auch in der alle 14 Tage erscheinenden BRAVO-Sport – oder ob sie sich, wie in den sozialen Medien üblich, ständig verändert. Gerade im Netz sind die medialen Konstruktionen und Illustrationen ja unglaublich dynamisch und verändern sich fast sekündlich – oder zumindest nicht in kontrollierbarem Modus. Hast Du, Sandra, den Eindruck, dass da mit Blick auf Körperpräsentationen und Körperdarstellungen Möglichkeitsräume entstehen?*

SG: Ja, in jedem Fall sind da Spiel- und Möglichkeitsräume in der (Selbst-)Inszenierung zu beobachten. Die (Selbst-)Inszenierung von Athlet*innen auf Instagram erfolgt zum Beispiel primär über das Bild – und weniger über den Text, das Wort. Ich denke, das ist noch ein großes, offenes Forschungsfeld, denn auch in der Analyse der Printmedien haben wir uns mehr mit dem Text und etwas weniger mit dem Bild bzw. der fotografischen Darstellungen qualitativ befasst.

Über das Thema der sozialen – oder der medialen – Konstruktion von Geschlechterstereotypen in den Printmedien ist insgesamt recht viel gesagt und geforscht worden. Und ihr in Köln, Bettina, habt in dem Zusammenhang ja gezeigt, dass es da einerseits Annäherungs- und Veränderungsprozesse in der Darstellung von Männern und Frauen im Sport gibt und dass andererseits aber immer noch stereotype Repräsentationen zu finden sind. Und was ich als ganz interessant erachte, ist, zu schauen, wie Sportler*innen sich selbst insze-

nieren, ob und inwiefern es sich von dem unterscheidet, wie Journalist*innen und Sportredaktionen es bisher getan haben.

Erst seit kürzerer Zeit wird auch über Dynamiken der Gefährdung sowie der strafrechtlichen Verfolgungen von rassistischen, sexistischen und homophoben Kommentierungen im Netz diskutiert. Cyber Harassment wird auch als gezielte Strategie eingesetzt zur Eliminierung von Meinungen, bspw. von feministischen. Erste wissenschaftliche Analysen der Kommentarfunktionen größerer Blogs legten nahe, dass eher Frauen als Männer betroffen sind, insbesondere wenn sie sich zu Themen der Geschlechtergerechtigkeit oder zu ‚Männerthemen' wie Fußball äußern.

BR: Das ist in der Tat interessant und eine wichtige Erkenntnis. Was mir darüber hinaus durch den Kopf ging, weil du die bildliche Darstellung und Selbstdarstellung angesprochen hast: Mir scheint es unter anderem gewinnbringend, in empirischer Hinsicht nochmal viel stärker in die Bildanalyse zu gehen. Denn gerade die Selbstinszenierungen im Netz haben, wie du es eben angedeutet hast, eine ganz starke Visualisierungskomponente. Dort wird überwiegend über Bilder kommuniziert. Und ich denke, da könnten wir aus der Perspektive der Geschlechterforschung genauer hinschauen. Das ist definitiv eine Forschungslücke und wir könnten da durchaus an die Arbeiten aus dem anglo-amerikanischen Kontext anschließen; zum Beispiel an die frühen Arbeiten von Margaret Duncan (z.B. Duncan 1990) und ihre Fotoanalysen, die über eine differenzierte Analyse der Fotografien von Sportlerinnen aufgezeigt hat, mit welchen visuellen Inszenierungsmitteln diese erotisiert werden.

KH: *Was mir in diesem Zusammenhang gerade durch den Kopf geht, sind die zahlreichen biographischen Filme und Dokumentationen über berühmte Sportler*innen, ob das über Dirk Nowitzki ist oder die aktuelle Doku über Serena Williams. Die lassen sich vielleicht auch nochmal von den klassischen Sportfilmen unterscheiden, in denen der Underdog zum Football-Star wird oder ähnliches. Die Dokumentationen zeichnen ja Bilder von konkreten Sportlern und Sportlerinnen, die einen immens hohen Bekanntheitsgrad haben.*

SG: Und da stellt sich immer die Frage, wer macht welche Filme für wen, also wer soll sie rezipieren? Es gibt ja eine ganze Reihe an Beispielen. Mir fällt sofort „Ein Sommermärchen" ein, die große Kino-Doku von Regisseur Sönke Wortmann über die deutsche Männerfußball-Nationalmannschaft vor und während der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland[1]…

KH: *…und der Film über die deutsche Frauennationalmannschaft, der nach der WM 2011 rauskam, stand in krassem Kontrast dazu.*[2]

SG: Ja genau, der schloss an das unfassbare Motto der Frauenfußball-Weltmeisterschaft „Fußball von seiner schönsten Seite" an. Eine unglaubliche (Selbst-)Sexualisierung und Infantilisierung, denn von jeder Spielerin gab es eine Barbie-Puppe.

KH: *Da ist dann unter anderem eine Szene in der Umkleide zu sehen, in der Spielerinnen noch ihre Fingernägel stutzen müssen, weil diese zu lang sind und so weiter und so fort. Das heißt, vielleicht können wir das an dieser Stelle erst einmal festhalten, die Frage medialer Repräsentation ist nach wie vor relevant und wichtig im Kontext der sportbezogenen Geschlechterforschung. Nicht zuletzt auch deshalb, weil der über die Medien kommunizierte Leistungs- und Hochleistungssport und die dort gezeigten Körper- und Geschlechterbilder gesellschaftlich eine große Bedeutung haben. Was wären denn noch andere Themenbereiche, Schwerpunkte, die ihr mit der sportbezogenen Geschlechterforschung verbindet? Da gibt es ja sicherlich noch etliche andere…*

SG: Aus meiner Perspektive ist der Sport in der Schule noch ein ganz zentrales Thema. Das war und ist noch immer das Kerngeschäft der sportwissenschaftlichen Ausbildung an den Instituten. Ich denke, du würdest dem zustimmen, Elke, die Sportpädagogik und da insbesondere der reflexiv-koedukative Unterricht ist auch nach 40 Jahren noch immer ein wichtiges und virulentes Thema. Darüber hinaus war – und da greife ich jetzt auf die Sportgeschichte zurück und die Initiatorinnen der dvs-Kommission Geschlechterforschung, Sabine Kröner und Gertrud Pfister – immer auch die Partizipation von Frauen und Mädchen am außerschulischen Sport ein zentrales Forschungsfeld. Historische Arbeiten zeigen überdeutlich, wie mühsam es für Frauen war, sich das Recht auf Partizipation an allen Sportarten zu erkämpfen aber auch langfristig zu sichern. Eine der letzten Sportarten, in der jetzt endlich olympische Wettkämpfe für Frauen zugelassen wurden, war das Frauen-Skispringen 2014 in Sotschi. Und das eigentlich Interessante ist ja, die mit solchen Debatten und Regelwerken verbundenen Machtdiskurse zu analysieren. Was bedeutet es eigentlich, wenn vornehmlich alte weiße Männer in den Dachorganisationen des Sports vornehmlich junge weiße Frauen nicht zu Sportarten zulassen, obwohl oder gerade weil sie eigentlich von ihrer Physiognomie relativ gute Voraussetzungen mitbrächten, um beispielsweise weit zu springen und für junge weiße Männer eine wirkliche Konkurrenz darstellen könnten? Welche Argumente werden zur Legitimation der Exklusion genutzt? Für das Skifliegen sind beispielsweise bis heute noch keine Frauen zu Olympischen Wettkämpfen zugelassen worden, unter anderem, weil es angeblich zu riskant sei und nicht ausreichend Nachfrage bestünde. Warum gibt es also noch immer Bereiche des Sports, in denen Frauen einen schweren Stand haben und ihre Teilhabe keine Selbstverständlichkeit ist? Was sagt das über Macht- und Geschlechterverhältnisse im Leistungssport aus? Die Gründe dafür haben eine lange Geschichte und diese Geschichte ist von Geschlechterforscher*innen in der Sportwissenschaft sehr gut dokumentiert und aufgearbeitet worden. Gertrud Pfister hat beispielsweise bereits in den frühen 1980er Jahren damit begonnen und aus historischer Perspektive untersucht, wie die Frauen und Mädchen in den einzelnen Sportarten wann und warum partizipieren durften. Wie haben sie sich von den gesellschaftlichen Normen und geschlechterstereotypen Zuschreibungen emanzipiert, mit welchen Argumenten haben sie sich über medizinische Empfehlungen hinweggesetzt und sind vom Turngerät abgesprungen, obwohl Ärzte ihnen prophezeit hatten, dass ihre

Gebärmutter herausausfallen oder zerplatzen würde? Das waren wohlgemerkt noch die Argumente im einundzwanzigsten Jahrhundert, die 2009 Gian Franco Kasper, der Generalsekretär des Internationalen Skiverbandes, anführte, um Frauen nicht zum Skispringen zulassen zu müssen. Also genau das Argument, das auch schon von einigen Turnvätern im 19. und 20. Jahrhundert genutzt wurde, um die Frauen vom Gerätturnen abzuhalten. Anhand dieser Beispiele zeige ich auch immer wieder Studierenden, wie Geschlechterkonstruktionen und Legitimationslogiken von Macht- und Herrschaftsverhältnissen funktionieren, beziehungsweise wie einfach und dennoch machtvoll sie sind.

BR: Ja, wir sind ja noch bei den Themen, die bedeutsam sind, richtig? Also, was mir auffällt, wenn ich die angloamerikanische sportbezogene Geschlechterforschung mit den deutschsprachigen Arbeiten vergleiche, ist, dass das Thema sexualisierte Gewalt im angloamerikanischen Raum viel stärker bearbeitet wurde als von uns. Wir haben diese eine frühe Studie von Michael Klein und Birgit Palzkill (1998) zu Gewalt gegen Mädchen und Frauen im Sport, die in Deutschland entstanden ist – und dann wurde lange nichts mehr dazu geforscht. Ich habe dann das Thema seit circa 2007 wieder aufgegriffen und dabei festgestellt, dass das Thema wissenschaftlich im Rahmen unserer Kommission durchaus grundständig entwickelt worden war, dass es aber in vielen Sportverbänden nach wie vor bagatellisiert wurde. Das Thema schien nicht wichtig. Wichtig geworden ist es erst, als es nicht mehr nur um die Diskriminierung von Frauen ging oder Gewalt gegen Mädchen, sondern, als es um den sexuellen Kindesmissbrauch in pädagogischen Institutionen ging. Letzteres ist definitiv eine Problematik, die untersucht werden muss, völlig zu Recht. Aber die Problematik der sexualisierten Gewalt wurde erst dann in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen ernst genommen, als es ein Thema wurde, das mit Kindesmissbrauch zu tun hatte. Der Sexismus gegen Frauen oder auch die sexualisierte Gewalt gegen Männer im Sport, die waren vorher nicht Thema in den Diskursen der Politik oder Praxis des Sports. Ich denke, dass der Kindesschutzdiskurs der Leichtere ist und im Rahmen dieses Diskurses nun auch sexualisierte Gewalt bearbeitet werden kann. Aber wir sollten dabei nicht vergessen, das sexualisierte Gewalt ganz eng mit Fragestellungen von Geschlechterverhältnissen und Macht verbunden ist und deshalb auch ein wichtiges Thema für die Geschlechterforschung im Sport ist.

EG: *Du sprachst gerade sexualisierte Gewalt gegen Männer im Sport an, Bettina, gibt es da aktuelle Forschungen zu?*

BR: Es gibt in Großbritannien einen von mir sehr geschätzten Kollegen, Mike Hartill, der sich mit der sexualisierten Gewalt gegen Männer im Sport befasst und dazu spannende Arbeiten publiziert hat (z.B. Hartill 2009). Dabei arbeitet er überwiegend mit narrativen Interviews. Mit ihm zusammen habe ich das EU-Projekt „Voice“ entwickelt, in dessen Rahmen wir Interviews mit Betroffenen von sexualisierter Gewalt im Sport in sieben Ländern der EU geführt haben. Insgesamt wurden in dem Projekt 72 Interviews mit Betroffenen aus diesen sie-

ben Ländern geführt; und davon sind ein Drittel der Interviews mit männlichen Betroffenen. Betroffene Männer haben sich engagiert eingebracht in unser Projekt, auch in die Veranstaltungen, die daraus entstanden sind. Wir haben zum Beispiel nationale Hearings durchgeführt, das heißt wir haben Betroffenen die Möglichkeit gegeben, in einem wohlmoderierten Setting über ihre Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt zu berichten. Zu diesen Hearings wurden auch Vertreterinnen und Vertreter von Sportverbänden eingeladen, damit diese von den Betroffenen selbst hören konnten, wie sexualisierte Gewalt im Sport entsteht und was präventiv dagegen getan werden kann. Und diese Gelegenheit der Teilnahme an den Hearings haben auch Männer genutzt. Es gibt diese Fälle – aber es ist eben für viele von den Männern äußerst schwierig darüber zu sprechen, weil es die Normalitätserwartungen durchbricht. Es ist auch für Frauen schwierig, darüber zu sprechen, aber sie bewegen sich im Grunde genommen in einem Normalitätsdiskurs, wenn sie über ihre Gewalterfahrungen berichten. Das ist für Männer etwas Anderes. Für sie ist es eine ‚unmögliche Geschichte', die sie erzählen und das macht es für sie sehr schwierig. Jenseits dessen haben wir in diesen 72 Interviews auch eine Fallkonstellation, in der die Betroffene, als Mädchen bzw. junge Frau über den Zeitraum von der siebten bis zur zwölften Klasse durch ihre Sportlehrerin sexualisierte Gewalt erfahren hat. Es war in diesem Fall also eine Frau als Täterin – und diese Frau-Mädchen Konstellation ist auch eine ‚eigentlich' nicht erzählbare Geschichte. Das zeigt uns nochmal, wie stark sexualisierte Gewalt mit unseren gewohnten Wahrnehmungsmustern verbunden ist, von den männlichen Tätern und den weiblichen Opfern. Man muss klar sagen, und die Zahlen zeigen das ja auch, dass diese Konstellation, also die von Männern gegen Frauen ausgeübte Gewalt am häufigsten vorkommt. Aber es gibt eben auch die anderen Fälle, und die durchbrechen Normalitätsvorstellungen und es ist deshalb auch wichtig, sich damit auseinanderzusetzen.

EG: *Weil du gerade von Normalitätsvorstellungen sprichst, bietet sich hier vielleicht eine Überleitung zu der Frage an, wie wir Geschlecht im Rahmen der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung verstehen. Ist es überhaupt noch sinnvoll, das Geschlecht eindeutig zuzuordnen, respektive unter welcher Kategorie oder in welcher Perspektive macht dies Sinn? Wie gehen wir damit um, stets Gefahr zu laufen, Geschlecht zu (re-)konstruieren? Seitens der Gender Studies haben wir unzählige theoretische Angebote Geschlecht zu dekonstruieren, aber wir werden im Sport immer wieder auf die ‚Binarität' von Männern und Frauen zurückgeworfen. Wie können wir von dieser Perspektive wegkommen, beziehungsweise wie können wir auch im Sport Geschlecht vielfältiger denken? Wo ist das schwierig, wo hakt es – und wenn ja, warum? Eine sehr komplexe Frage.*

BR: Ich denke, dass das ein sehr langer Weg ist. Es ist ein Fakt, dass die Geschlechterkategorie im Sport erstmal binär angelegt ist und klar zwischen männlich und weiblich unterscheidet. Und wir wollen diese binäre Perspektive mit unserer Forschung auflösen oder wir suchen nach Möglichkeiten sie aufzulösen, zu dekonstruieren. Aber wenn wir auch anwendungsorientiert bleiben wollen, zumindest in Teilen, wenn wir unser Wissen in die Praxis transferieren

wollen, dann stehen wir in der Tat vor dem riesengroßen Dilemma, dass die Praxis noch nicht so weit ist. Also, an manchen Stellen zeigen sich ja Entwicklungen, wie zum Beispiel die Einführung von dritten Toiletten an Schulen, da tut sich ja was im Feld. Aber trotzdem ist es gerade im Sport nach wie vor einfach äußerst schwierig die Dichotomie zu problematisieren und Geschlecht als ein Kontinuum zu sehen. Das ist unheimlich schwierig, da kommen die Sportverbände nicht mit und da kommen die Sportler und Sportlerinnen nicht mit, da sehe ich noch keine Lösung. Vielleicht ist die Lösung einfach eine ganz lange Sensibilisierung und Bewusstseinsbildung für diese Problematik, denn das würde auch schon helfen, dass Menschen bewusster damit umgehen. Aber das wird noch Zeit brauchen.

SG: Mir ist jetzt gerade durch den Kopf gegangen, dass wir als Geschlechter orscher*innen aber auch mal davon loskommen sollten, immer wieder zu sagen, dass die Zweigeschlechtlichkeit im Sport eine solche große Rolle spielt und dass sie die einzig relevante Kategorisierung ist. Denn das ist nicht so. Wir haben auch andere Kategorisierungsformen. Wir haben das Alter, wir haben Gewichtsklassen, Behinderung ist auch noch eine Differenzierungskategorie. Körpergrößen wären gegebenenfalls auch noch relevant, das fände ich spannend, wenn die eingeführt würde, oder wie wäre es mit Testosteronklassen. Und vielleicht wäre es ein guter Ansatz zu sagen: Es gibt ja schon eine große Vielfalt im Sport und der Sport ist schon sehr ausdifferenziert. Warum stellt das vor diesem Hintergrund überhaupt noch ein großes Problem dar, noch andere Geschlechterkategorien einzuführen oder andere abzuschaffen? Vielleicht sollten wir mehr darauf verweisen, dass bereits vielfältige Differenzierungen stattfinden und diese Fokussierung auf die machtasymmetrische Geschlechterbinarität etwas auflösen: nicht immer wieder reifizieren, dass die binären Geschlechterklassen für das Sportsystem konstitutiv sind und wir da nicht rauskommen. Es ist ja auch immer wieder unser eigenes autopoietisches Narrativ, welches wir reproduzieren, statt zu sagen: „Nein es ist nicht nur das, was konstitutiv für den Sport ist." Ich denke, auch hier sollte eine deutlich intersektionalere Perspektive in den sportwissenschaftlichen Geschlechter- und damit auch Diversitätsforschung eingenommen werden, die stärker als bisher postkoloniale und queere Theorien berücksichtigt.

KH: *Um eure beiden Gedanken, also den Aspekt des Praxisbezugs und das Problem der Reifizierung, zusammen zu führen, hilft uns vielleicht ein Gedanke weiter, den – so meine ich – Judith Butler in einem Interview mit Hannelore Bublitz formuliert hat: „Nur, weil es konstruiert ist, heißt es nicht, dass es das nicht gibt" (Bublitz 2013: 145f.). Daraus erwächst für mich die Frage, inwiefern und wie wir bestehende Geschlechterverhältnisse und wahrnehmbare Geschlechterdifferenzen im Kontext des Sports nicht zugleich als reale Gegebenheiten ernst nehmen und dekonstruieren können. Wenn wir zum Beispiel an das Thema sexualisierte Gewalt denken, über das wir eben gesprochen haben, dann kann es ja dabei eventuell erst einmal darum gehen, Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern – und das heißt zwischen Männern und Frauen – sichtbar zu machen und zu*

fragen: Welche Bedeutung hat Geschlecht in diesem Zusammenhang? Wie stellen sich Geschlechterverhältnisse dar? Und dennoch kann damit ja eine konstruktivistische oder auch dekonstruktivistische Perspektive einhergehen, die eben diese Verhältnisse als das Resultat sozialer Herstellungsprozesse begreift und in der Folge auch als zumindest potenziell veränderbar. Und insofern stimme ich dir zu, wir dürfen uns nicht in einer Rhetorik des „da können wir nichts machen, da kommen wir nicht raus" verfangen. Zugleich denke ich aber, dass unser Anliegen ja ist, Machtverhältnisse zu dekonstruieren, indem wir auf Ungleichheiten und Hierarchien zwischen Männern und Frauen verweisen und dabei zugleich auch die binäre Struktur der Geschlechtskategorien kritisieren. Und mir scheint, es braucht dafür eine theoretische Grundlage, ein Geschlechterverständnis, das genau dies zu fassen vermag.

BR: Also ich gebe dir, Sandra, völlig recht, dass wir uns nicht durchweg an diesem Diskurs beteiligen sollten, im Sinne eines „Es geht nicht anders, als mit diesen zwei Wettkampfklassen" – also Männer und Frauen. Vielleicht sollten wir einfach mal die Perspektive öffnen und fragen: „Geht es nicht anders?" Ich möchte aber nochmals auf die sportliche Praxis zurückkommen. Denn die Kategorien, die du eingebracht hast – Gewicht, Behinderung, Alter; das perfide ist doch, dass selbst in diesen Kategorien nochmals nach Geschlechtern differenziert wird, und zwar immer nur binär. Und das ist ein Fakt des Sports, an dem wir erstmal überhaupt nicht vorbeikommen, ein Punkt an dem die Praxis steht. Und wir müssen uns fragen, wie können wir Forschungsergebnisse produzieren und/oder Analysen anbieten, die der Praxis helfen über diese binäre Kodierung mal anders nachzudenken, sie kritisch zu reflektieren. Ich denke, mehr können wir im Moment nicht tun und das könnte auch schon etwas bewegen.

EG: *Ich nehme das ähnlich wahr, wie du Bettina, und dennoch nehme ich aber gleichzeitig wahr, dass sich zunehmend Menschen, die sich geschlechtlich jenseits klassischer, binärer, heterosexueller Geschlechtervorstellungen positionieren, auch im Sport organisieren, dass sie Wege in den Sport suchen und finden und auch im Kontext des Leistungssports eine Stimme bekommen oder sich zumindest zu Wort melden. Und die Frage ist, ob nicht auch diese Gruppen im Kontext der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung ein Untersuchungsfeld sein können. Corinna Schmechel etwa untersucht LGBTIQ-Gruppen im Kontext des Sports. Es geht mir auch darum, zu überlegen: Wen oder welche Gruppen untersuche ich da eigentlich? Welche Chance bietet sich auch da, der Mehrheit in der Sportpraxis zu sagen, da gibt es was, da entwickeln sich Strukturen, die sind geschlechterinklusiv. Welche Chance liegt darin, dass auch wir uns mit Entwicklungen, die gesellschaftlich nicht mehr übersehen werden können – aus meiner Sicht – sich auseinanderzusetzen geschlechtertheoretisch und sportwissenschaftlich?*

SG: Ja, ich kenne Corinna Schmechels Forschungsansatz, den ich sehr begrüße. Doch ich würde diese Entwicklungen und Organisationsstrukturen, wie du Elke sie wahrnimmst, als gar nicht mehr so neu ansehen, die *Gay Games* gibt es bei-

spielsweise schon seit 1982, wohlgemerkt nahezu unerforscht von der deutschsprachigen sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung, die sich im Übrigen auch bisher nur marginal mit queeren Theorien und Perspektiven auseinandergesetzt hat. Da klafft fürwahr noch eine Chance, diese große Forschungslücke zu schließen, zumal ja grundsätzlich die Mehrheit aller sportlich aktiven Menschen keinen Leistungs- und Hochleistungssport betreibt. In der Tat wäre es interessant, zu schauen, inwiefern der Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt, mit dem vermeintlichen ‚Anders-Sein' im Breitensport, nicht insgesamt viel unproblematischer gesehen wird, als dies im Leistungs- und Spitzensport der Fall ist. Ich vermute, dass die Bereitschaft, sich zu öffnen und möglichst viele Menschen mitzunehmen – ganz unabhängig von ihrer geschlechtlichen Identität – und ihnen die Möglichkeit zur Partizipation zu geben, gerade im breitensportlichen Bereich recht groß ist. Das hat Birgit Palzkill ja gerade erst gestern auch im Gespräch noch mal betont. Um das aber empirisch und aus der Perspektive der Geschlechterforschung herauszufinden, müssen wir unseren Blick auch mehr auf diesen Kontext lenken und nicht nur auf das stereotype Hochglanzbild des Hochleistungssports und auf die dort stattfindenden Diskriminierungen. Mir scheint, dass wir, auch gerade in der Sportsoziologie, bezüglich der Kategorie Geschlecht noch zu selten den Fokus auf den Breitensport gelegt haben. Das ist auch verständlich, denn es ist der Sport auf hohem Leistungsniveau, der Mediensport, der die Gesellschaft und das dort vorherrschende Bild des Sports prägt und eben auch das der Geschlechter. Aber ich denke, wenn wir zukünftig noch stärker die Praxen beziehungsweise Sportpraxen im breitensportlichen Bereich anschauen, könnte das noch sehr erkenntnisreich werden.

BR: Also was du ansprichst, diese Alternativen in Sportszenen anzuschauen, die sich abseits von dem heteronormativen Gerüst entwickeln, finde ich sinnvoll als Ansatz. Wenn wir mal überlegen, wo zum Beispiel ja die sportbezogene Geschlechterforschung mal ursprünglich ihre Wurzeln hatte, in der feministischen Frauenbewegungskultur, ja, die also aus einer politischen Idee heraus gesagt hat, wir wollen unsere eigenen Räume haben, wir haben Kritikpunkte an der bisherigen Sportkultur, wir bauen uns unsere eigenen Räume und Veranstaltungen auf, zum Beispiel Frauensporttage und so weiter. Das wissenschaftlich zu untersuchen und genauer anzuschauen, was entsteht aus solchen queeren Bewegungskulturen oder Szenen, das würde ich spannend finden, was entwickelt sich da an Impuls in Richtung der Veränderung des Sportbegriffes oder Sportverständnisses.

KH: *Da stimme ich euch definitiv zu. Was ich an der Stelle aber sehr wichtig finde, ist, dass wir nicht nur darüber nachdenken, wie wir Ausschließungs- und Marginalisierungsprozesse, die bestimmte Personengruppen – wie zum Beispiel LGBTIQ-Personen – betreffen, beforschen können, das heißt, wie sie zu unseren Forschungssubjekten werden. Wir sollten aus meiner Perspektive auch darüber nachdenken, wie wir diese Forschung im Anschluss an die Tradition feministischer Forschung auch im Sinne der LGBTIQ-Community betreiben können. Wer macht welche Forschung über wen und mit welchen Zielen? Wie ist es möglich,*

LGBTIQ-Personen in Forschung einzubinden beziehungsweise zu einem Teil der sportbezogenen Science Community werden zu lassen? Darüber nachzudenken, wäre mir noch ein wichtiger Punkt.

BR: Da stimme ich dir zu, was die partizipative Forschung anbelangt, können wir noch viele Potenziale ausschöpfen. Ich habe im Übrigen in der Forschung zu sexualisierter Gewalt im Sport deutlich wahrgenommen, wie fruchtbar es ist, gemeinsam mit Betroffenen an solchen Forschungsprojekten zu arbeiten. Wir haben uns in dem EU-Projekt „Voice" von Anfang an intensiv darum bemüht, Betroffene mit einzuziehen: bei der Findung der Fragestellung, bei der Ausgestaltung von Interview-Leitfäden und schließlich auch bei der Interpretation von Befunden. Das war nicht nur inhaltlich absolut hilfreich und bereichernd. Das hat uns als Forschende auch Sicherheit in diesem in besonderer Weise sensiblen Feld gegeben. Und dies gilt sicherlich auch in anderen Forschungskontexten, das Wissen der Akteure und Akteurinnen selbst zu nutzen und das Ganze partizipativ anzulegen.

KH: *Wir sind damit an einem spannenden Punkt gelandet, nämlich der Frage, wie wir eigentlich die Fragen beforschen wollen, die uns in Zukunft beschäftigen werden. Vielleicht nochmal zusammenfassend: Deutlich geworden ist, dass sowohl das Thema der medialen Repräsentation von Geschlecht als auch die Frage der Partizipation am Sport die sportbezogene Geschlechterforschung bereits seit langer Zeit beschäftigen. Spannend finde ich, dass diese Themen weiterhin aktuell sind, dass sich aber zeigt, dass es hier neue und andere Perspektiven braucht, die – und darum geht es ja auch in diesem Heft – Fragen nach der Auflösung und Verschiebung geschlechterbinärer Konstruktion mit einbeziehen oder aufgreifen. Und da stellt sich dann wirklich die Frage, wie gehen wir an diese Themen heran? Wie nähern wir uns denen theoretisch und auch empirisch. Was wir aus meiner Perspektive dabei brauchen, ist – und das hat der zweite Teil unserer Diskussion gezeigt – ein Geschlechterbegriff, der es ermöglicht, geschlechtliche Vielfalt zu fassen – und ich glaube, den haben wir bereits. Aber vielleicht müssen wir ihn deutlicher hervorheben. Die andere Frage ist, wie können wir uns da aus einer forscherischen Perspektive annähern? Das heißt, welche Fragen sind interessant zu stellen? Wie lassen sich geschlechterbinäre Strukturen auflösen – Bettina, du hast dieses Anliegen zu Beginn angesprochen – und was können wir dazu beitragen? Und das andere ist natürlich auch, dass wir fragen, wie können wir Personen, die aus dem Sport ausgeschlossen sind, die diskriminiert und marginalisiert werden, Perspektiven eröffnen? Wie können wir einen Beitrag zu einem inklusiven Sport leisten? Es geht also um eine soziologische, analytische Perspektive einerseits und eine politisch-normative, antidiskriminatorische Perspektive andererseits.*

BR: Und gerade Letzteres erfordert – und das hat sich für mich in den letzten Jahren zu einem zentralen Thema herauskristallisiert – den Wissenstransfer in die Praxis. Das ist mir ein persönliches Anliegen. Es geht aus der Geschlechterforschungsperspektive ja darum, Machtasymmetrien zu analysieren und sicht-

bar zu machen. Und mir ist es ein Anliegen, dass entsprechende Forschungsergebnisse auch dazu führen, dass sich etwas verändert und Machtasymmetrien sich auflösen können. Die Frage ist also: wie kriegen wir das in die Praxis? Dass ist nicht immer leicht, aber ich finde, es bewegt sich unheimlich viel und das sehe ich zum Beispiel auch an dem Thema der sexualisierten Gewalt. Da hat durch die Forschung und die Kommunikation in die Praxis – nicht nur im Sport, sondern auch gesamtgesellschaftlich – eine Bewusstseinsbildung stattgefunden. Und ich denke, das war auch mit anderen Themen so, zum Beispiel in Zusammenhang mit der medialen Darstellung von Sportlerinnen und das wird, so hoffe ich, auch ähnlich bezüglich des Umgangs mit geschlechtlicher Vielfalt sein. Es geht darum, diesen Prozess der Bewusstseinsbildung anzuregen, die Akteure und Akteurinnen für diese Probleme zu sensibilisieren und das ist ein großer und wichtiger Schritt letzten Endes.

EG: *Ich danke euch.*

KH: *Auch von meiner Seite herzlichen Dank.*

Anmerkungen

1 Deutschland. Ein Sommermärchen. Sönke Wortmann. D 2006.
2 Die besten Frauen der Welt. Brigitte Becker. D 2008.

Literatur

Bruce, Toni (2013): Reflections on communication and sport: On women and femininities. In: Communication & Sport 1, 1-2, S. 125-137. https://doi.org/10.1177/2167479512472883.

Bublitz, Hannelore (2013): Judith Butler zur Einführung. 4. Auflage. Hamburg: Junius.

Duncan, Margaret (1990): Sports photographs and sexual difference: Images of women and men in the 1984 and 1988 Olympic Games. In: Sociology of Sport Journal, 7, S. 22-43. https://doi.org/10.1123/ssj.7.1.22.

Günter, Sandra (2017): Postkoloniale Denk- und Deutungsmuster im Feld des Sports. In: Sobiech, G./Günter, S. (Hrsg.): Sport & Gender. (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 121-137. https://doi.org/10.1007/978-3-658-13098-5_9.

Günter, Sandra (2015): The unforgivable transgression. A discourse analysis of a transgressive aesthetic of performance and display in high competitive sports. In: Special Issue of the International Journal of Sport in Society. <www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/17430437.2015.1073943> (Zugriff 12.04.19). https://doi.org/10.1080/17430437.2015.1073943.

Hartill, Mike (2009): The Sexual Abuse of Boys in Organized Male Sports. In: Men and Masculinities, 12, 2, S. 225-249. https://doi.org/10.1177/1097184X07313361.

Hartmann-Tews, Ilse/Gieß-Stüber, Petra/Klein, Marie-Luise/Kleindienst-Cachay, Christa/Petry, Karen (Hrsg.) (2003): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport. Opladen: Leske + Budrich. https://doi.org/10.1007/978-3-663-11404-8.

Klein, Michael/Palzkill, Birgit (1998): Gewalt gegen Mädchen und Frauen im Sport. Düsseldorf: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen.

Lembke, Ulrike (2016): Ein antidiskriminierungsrechtlicher Ansatz für Maßnahmen gegen Cyber Harassment. In: Kritische Justiz 49, 3, S. 385-406. https://doi.org/10.5771/0023-4834-2016-3-385.

Rulofs, Bettina/Hartmann-Tews, Ilse (2017): Mediale Präsentation von Sportler_innen in der Presse – Ein Überblick zu den Befunden inhaltsanalytischer Studien. In: Sobiech,G./Günter,S. (Hrsg.): Sport & Gender. (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung: Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 61-74. https://doi.org/10.1007/978-3-658-13098-5_5.

Trültzsch, Sascha (2011): Sexualisierte Inszenierungsmuster? Präsentationen von Sportlerinnen und Sportlern in Internet und Social Web. In: Schaaf, D./Nieland, J.-U. (Hrsg.): Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln: Halem, S. 193-209.

Rezensionen

Stefanie Duttweiler

Wer gegen wen? Eine Analyse von Klassifikationsprozessen im Sport.

Müller, Marion/Steuerwald, Christian (Hrsg.) (2017): „Gender", „Race" und „Disability" im Sport. Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya. Bielefeld: transcript (€29,99, 286 S.).

Sport ist ein merkwürdig paradoxes Phänomen: In ihm kristallisiert das meritokratische Grundverständnis moderner Gesellschaften, das heisst die Orientierung an und ausschließliche Belohnung von Leistung. Doch so eindeutig die Maxime, so schwierig ihre Umsetzung. Denn „funktionierender Leistungssport beruht auf der Vergleichbarkeit der Ausgangsposition" (226) – und die ist schwer zu ermitteln. Es stellt sich die Frage: Wie kann man die Leistung von verschiedenen Individuen vergleichen, wenn alle unterschiedliche Voraussetzungen haben? Gehören Männer und Frauen, ‚Behinderte' und ‚Nicht-Behinderte', Weiße und Schwarze zu jeweils anderen Personenkategorien und sind daher prinzipiell unvergleichbar? Die historisch verschiedenen Antworten, die auf diese Fragen gegeben werden, strukturieren die Organisation des Sports: den Zugang zum Wettbewerb, das Regelwerk und die Weisen der Bewertung. Doch wie das vorliegende Buch eindrücklich aufzeigt, beziehen sich die Antworten auf die Frage, wer legitimer Weise gegen wen in einem sportlichen Wettkampf antreten darf, gerade nicht ausschließlich auf Leistung, sondern auf körperbezogene Klassifikationen wie *gender*, *race* und *disability*. Diese sichtbaren, vermeintlich naturgebundenen und unverfügbaren Klassifikationen orientieren sich an Kategorisierungen, die auch in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen als Strukturkategorien fungieren. Damit kommen leistungsfremde Merkmale ins (Sport-)Spiel. Der moderne Sport ist – entgegen seinem Anspruch – mithin auch ein Beispiel für das uneingelöste Versprechen der Gleichbehandlung in der modernen Gesellschaft.

Diese Gleichzeitigkeit – die Ausrichtung an Leistung und zugleich an davon unabhängigen Personenkategorien – ist eine Herausforderung für die Analyse der Moderne und macht den Sport zu einem gewinnbringenden Untersuchungsgegenstand. Besonders interessant für die soziologische Forschung ist er aber nicht zuletzt, da hier die Unterstellung, die Kategorien seien prinzipiell unvergleichbar, irritiert und objektiv messbar unterlaufen wird. So wurde Tiger Woods im Jahr 1994 zum besten Golfer seiner Generation erklärt – im selben Jahr, in dem der ehemalige weiße Golf-Profi Jack Nicklaus einem Zeitungsinterview zufolge davon ausging, „dass Afro-AmerikanerInnen aufgrund ihrer Muskelstruktur nicht in der Lage seien, beim Golf auf höchstem Niveau erfolgreich mitzuspielen" (204). Manche ‚Behinderte' wie der beidseitig beinamputierte Oscar Pistorius liefen mit Prothesen zum Teil schnellere Zeiten als Menschen ohne Prothesen und Frauen wie Ye Shiwen schwammen schneller als Männer (Olympische Spiele 2012). Eine Diskriminierung, im doppelten Wortsinn von

© 2019 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.07

Unterscheidung und Schlechterstellung, erscheint somit mehr als fragwürdig – und ist dennoch alltäglich.

Das vorliegende Buch geht weniger auf die strukturellen und situativen Diskriminierungen im Sinne von Ausschluss und Diffamierung ein, sondern widmet sich vor allem den Konstruktionsprozessen der Unterscheidungen und zeigt, wie diese Kategorisierungen hergestellt, verhandelt und modifiziert werden. Diese Perspektive erlaubt, *gender*, *race* und *disability* „als prinzipiell kontingente kulturelle Differenzierungen von Menschen" zu erkennen. Insbesondere die Beispiele zur Aufrechterhaltung der Differenz zwischen Männern und Frauen (Karolin Heckemeyer) sowie zwischen ‚Behinderten' und ‚Nicht-Behinderten' (Marion Müller) zeigen, wie aufwändig es ist, die Differenz festzustellen, aufrechtzuerhalten und so die Unvergleichbarkeit zu behaupten.

Die Fokussierung auf die Prozesse der Kategorisierung wird jedoch im Vorwort, das u.a. die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Kategorien herausarbeitet, deutlich konsequenter verfolgt als in den meisten Einzelbeiträgen. Auch der Anspruch, am Fall des Sports zudem Fragen nach dem Zusammenhang der verschiedenen kategorialen Zugehörigkeiten zu beantworten, wird weder im Vorwort noch in den Artikeln überzeugend eingelöst. Die generelle Schwierigkeit, die intersektionale Perspektive nicht nur zu postulieren, sondern auch konsequent einzunehmen, zeigt sich auch hier. So sind die Kapitel des Buches anhand der einzelnen Ungleichheitsdimensionen aufgeteilt.

Den Anfang machen drei Artikel, die auf *gender* fokussieren. Im Zentrum des Beitrags von **Karolin Heckemeyer** steht die Frage nach der Legitimierung und Zuordnung zur Leistungsklasse Geschlecht. Dabei kann sie zeigen, dass sich zwar die Weisen der Zuordnung (d.h. die ‚Geschlechtstests') ändern und aktuell zumindest theoretisch eine geschlechtliche Vielfalt akzeptiert wird. Doch das Ermitteln des Testosteronwertes, der über den Zugang zur Leistungsklasse der Frauen entscheidet, etabliert „eine – erneut arbiträre – Grenze zwischen den Geschlechterkategorien" (39), die auf das ‚Körperinnere' der Einzelnen statt auf ihre Selbstbeschreibung rekurriert. Um den Fallen der diskriminierenden Geschlechterdifferenzierung zu entgehen, schlägt Heckemeyer daher andere Leistungsklasseneinteilungen vor, die z.B. auf Gewicht oder Grösse fokussieren. Der darauffolgende Beitrag von **Stefan Wiederkehr** arbeitet am Diskurs um die sogenannte ‚Vermännlichung' osteuropäischer Athletinnen nicht nur die unterschiedlichen Vorstellungen von Weiblichkeit im real existierenden Kommunismus heraus, sondern auch, wie diese Vorstellungen von Weiblichkeit und die realen Leistungen von Frauen in die Dynamik des Kalten Kriegs hineingezogen wurden. Hier wäre es interessant gewesen, an das kulturelle Muster anzuschliessen, der weibliche Körper fungiere als Repräsentation der Nation (wie etwa bei Yuval-Davis 1997). Die Auseinandersetzung mit ‚Vermännlichung' strukturiert auch das Feld des Bodybuildings, wie man **Antje Dresens** und **Mischa Kläbers** Beitrag zu Bodybuilding und Geschlecht entnehmen kann. Leider wird jedoch die Beobachtung, dass im Bodybuilding – unabhängig, ob er als Sport, als Kunst oder als Religionsersatz fungiert – Machbarkeitsphantasien auslebbar werden, nicht konsequent auf die Kategorie *gender* bezogen – obwohl

Forschungen zeigen, dass die Orientierung an Muskeln für Frauen auch emanzipativ wirken kann.[1]

Den Abschnitt zum Thema *race* eröffnet der Aufsatz von **Patrick B. Miller**, der sich mit rassistischen Reaktionen auf die – Weiße in höchstem Maße irritierenden – Leistungen Schwarzer AthletInnen auseinandersetzt. Miller legt darin eine überzeugende Analyse des Diskurses vor, die einmal mehr belegt, dass Rassismus u.a. davon lebt, Menschen als ungleich zu klassifizieren und die Differenz bewusst zu inszenieren – sei sie biologistisch oder kulturalistisch begründet. Deutlich intersektionaler ist der Blick von **Christian Steuerwald** auf die Geschichte des Boxsports. Sie erweist sich als instruktives Beispiel für die Relevanzverschiebung von Differenzkategorien in Abhängigkeit von ihrer gesellschaftlichen Wertigkeit – die Schichtzugehörigkeit war zunächst entscheidender als die Zuordnung zu Kategorien von *gender* oder *race* – und dem Grad der Institutionalisierung des Sports. So wurden weibliche Boxerinnen durch zunehmende Institutionalisierung zunächst aus dem organisierten Sport und den daran angeschlossenen Regularien, Ranglisten und Titelkämpfen systematisch ausgeschlossen, während Schwarzen Boxern die Teilnahme möglich war. Eine spannende Lektüre bietet der Artikel des Literaturwissenschaftlers **Jan Philipp Reemtsma** (Erstveröffentlichung 2013), der die implizite Mythologie der fünf Rocky-Filme analysiert, die sich an verschiedenen amerikanischen Traumata abarbeiten: ein Schwarzer als Box-Weltmeister, die anfängliche technische Überlegenheit der UdSSR in der Raumfahrt sowie die Rassentrennung. Indem Rocky zunächst gegen Apollo Creed (den Wiedergänger[2] Muhammad Alis) gewinnt und sich ihm dann anverwandelt, vereinigt und versöhnt er die „gute" Schwarze und die „gute" Weiße Unterschicht Amerikas und verbindet Männlichkeit und Politik: Rocky ist nicht nur Boxer, sondern immer auch Innen- und Außenpolitiker. Auch wenn der Artikel die Prozesse der Kategorisierungen nicht direkt adressiert, ist der Beitrag eine gelungene Ergänzung des Buches, werden so doch die medialen Hervorbringungen des Differenzdiskurses beispielhaft anschaulich gemacht. Den Abschluss dieses Blocks bildet der Artikel von **Kevin Hylton** – auch das ein (übersetzter) Wiederabdruck. Er überzeugt vor allem durch seine dezidiert politische Perspektive, der die rassistischen Hintergrundannahmen im Sport und die sozialen Grenzziehungen durch Kategorisierung kritisiert. Ausgehend von den Fragen, „ob wir ‚Rasse' wirklich so ausblenden können, wie wir es am liebsten tun würden? […] Aber wenn wir das tun, ist es dann überhaupt noch möglich, rassistische Machtbeziehungen, die rassistische Strukturen aufweisen und auf reduktionistischem ‚Rassen'-Denken basieren, wirksam zu verändern?" (209) stellt er die Prämissen der Critical Race Theory vor, die darum bemüht ist, die vermeintliche ‚Rassen-Neutralität' in Politik und Praxis anzuprangern. Dabei stellt sie (1.) ‚Rasse' und Rassismus ins Zentrum des Interesses, geht sie (2.) gegen die herkömmlichen Herangehensweisen und der Behauptung angeblicher ‚Farbenblindheit' vor, orientiert sich (3.) an sozialer Gerechtigkeit, möchte (4.) den marginalisierten Stimmen Gehör verschaffen und arbeitet (5.) transdisziplinär. Dies auf den Sport zu übertragen, ist mehr als notwendig, denn Ethnizität ist – wie Hylton betont – ein situations-

abhängiges Merkmal (207) – und der Sport schafft besondere Situationen. Ob Sport allerdings tatsächlich als Schlüsselelement der Unterwerfung Schwarzer Menschen betrachtet werden muss (210), kann man bezweifeln.

Der dritte Block des Buches widmet sich der Kategorie *disability*. Zunächst zeichnet der Sporthistoriker **Bernd Wedemeyer-Kolwe** die historische Entwicklung des sogenannten ‚Behindertensports' sowie die Problematisierung der ‚Inklusion' im Sport nach. Interessant ist dabei neben der Instrumentalisierung des Sports zur Rehabilitation von (Kriegs-)Versehrten nach den Weltkriegen respektive zur Erhaltung der Arbeits- und Bildungsfähigkeit im Nationalsozialismus auch die Fülle an Beispielen, in denen es zu sportlichen Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung kam sowie die Schlussfolgerung des Autors: „Die Mangelsituation befördert […] die ‚Inklusion von unten'. Es ist die Frage, was diese historische Bilanz für die gegenwärtige Situation bedeuten mag bzw. ob sie von Bedeutung sein könnte" (238). Dass und wie sich Behinderung als Personenkategorie, die Menschen mit heterogenen Beeinträchtigungen unter einen Begriff subsumiert, erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollständig etablierte, zeigt der Beitrag von **Marion Müller** in Anlehnung an die wegweisenden Arbeiten Ian Hackings. Den Beginn einer gemeinsamen Kategorie macht sie in der reichsweiten ‚Krüppelzählung' von 1906 aus und belegt somit die Beteiligung der amtlichen Statistik an der Kategorisierung, die dann auch Menschen hervorbringt, die sich entlang der neu etablierten Kategorien verändern und eine diesbezügliche spezifische Identität herausbilden und für sich reklamieren. Ihre Analyse der Fälle von HochleistungssportlerInnen mit Prothesen rekapituliert en detail den großen Aufwand, der betrieben wird, um die Kategorien zwischen ‚Behinderung' und ‚Nicht-Behinderung' aufrecht zu erhalten.

Die vereinzelt geäußerte Vermutung, es ginge in der Kategorisierung von Menschen auch und gerade im Sport um die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung, können die aufgeführten Beispiele gut belegen. Man hätte dem Buch jedoch noch einen zusammenfassenden, analytisch-abstrahierenden Schluss gewünscht, der – neben der Thematisierung der intersektionalen Verschränkung der Kategorien – auch die verschiedenen Weisen der Erkenntnisproduktion (von Wissenschaften wie Anthropologie, Biologie, Medizin und Biomechanik über Sportberichterstattung bis hin zu Filmen) dezidiert herausarbeitet, durch die Kategorien etabliert, irritiert und verschoben werden. Auch wäre es interessant, an einzelne Befunde wie beispielsweise die Wirkungen von Institutionalisierungen und bestimmter historischer Mangelsituationen oder die Funktionalisierungen des Sports anzuschließen und zu überlegen, welche politischen, sozialen und wirtschaftlichen Kontextfaktoren die Kategorienbildung bzw. -irritation beeinflussen.

Anmerkungen

1 Vgl. bspw. Wirtz, Mica (2008): Vermännlichung durch Krafttraining? Muskeln, Weiblichkeit und Heteronormativität im Frauenbodybuilding. In: Mieszkowski, S./Vogt-William, C. (Hrsg.): Disturbing Bodies. Berlin: Trafo, S. 189-212.
2 Als Wiedergänger*in wird ein*e Verstorbene*r bezeichnet, der*die als körperliche Erscheinung in die Welt der Lebenden zurückkehrt.

Okka Zimmermann

Versagen der Kleinfamilie?

Mariam Irene Tazi-Preve (2017): Das Versagen der Kleinfamilie. Kapitalismus, Liebe und der Staat. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich (€22,90, 228 S.)

In „Das Versagen der Kleinfamilie" von Mariam I. Tazi-Preve wird die Überforderung von Familien und insbesondere Müttern thematisiert, die gegenwärtig unter Stichworten wie ‚Sorgekrise', ‚Ökonomisierung von Care' oder ‚Neoliberalisierung von Mutterschaft' in vielen Kontexten diskutiert wird. Wachsende Erwartungen an Mütter in Bezug auf die Vereinbarkeit von Selbst- und Fürsorge, idealerweise durch die Kombination bezahlter Vollzeiterwerbstätigkeit mit umfangreicher unbezahlter Reproduktionsarbeit, werden in diesem Kontext mit dem Aufstieg des Neoliberalismus sowie dem befürchteten Fachkräftemangel begründet, der die bessere Nutzung weiblichen Humankapitals (in der Erwerbsarbeit sowie bei der Erziehung der nächsten Generation) notwendig mache. Ich stelle zunächst den Inhalt des Buches dar, um anschließend Stellung zu nehmen.

Tazi-Preve geht von der These aus, dass die Kleinfamilie von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Im ersten einleitenden Abschnitt wird auf Freud zurückgegriffen, in dessen Werken bereits die Fragilität der Binnenbeziehungen der Kernfamilie westlicher Prägung diskutiert wurde, die u.a. die erhöhte Prävalenz psychischer Störungen in der Moderne erklären soll. Die Isolation der Kleinfamilie und insbesondere der Mütter vom weiteren Familienverband ist dafür nach Freud entscheidend. Anschließend an Freud konstatiert Tazi-Preve, dass die Kleinfamilie schon immer systemisch überfordert war und daher das an sie gerichtete Bedürfnis nach gegenseitiger Zuwendung, Anerkennung, Harmonie und Stabilität noch nie umfassend befriedigen konnte. Die Mythen von lebenslanger romantischer Liebe und der Zuverlässigkeit und Stabilität von Beziehungen führen aus Sicht von Tazi-Preve dennoch zum Festhalten am Ideal der Kleinfamilie. Die Wurzeln der ‚Krise' reichen demnach historisch zurück bis in die Zeit der Durchsetzung des Kapitalismus und der Geschlechtersegregation anhand des Dualismus öffentlich-männlich vs. privat-weiblich. In einem weiteren einleitenden Abschnitt wird zusätzlich auf die begriffliche und soziale Geschichte von Familie und Ehe eingegangen; in diesem Kontext werden auch die Begriffe Matriarchat und Patriarchat erläutert.

In Kapitel eins bis sieben erfolgt eine Auseinandersetzung mit Themen der Geschlechter- und Familienforschung. Fakten und Argumentationsfiguren sind zum größten Teil nicht neu, aber rhetorisch überzeugend und pointiert dargestellt sowie theoretisch sinnvoll eingebettet. In Kapitel eins wird beschrieben, wie Frauen zum Objekt gesellschaftlicher Reproduktionsinteressen werden und in einen Zustand der ständigen Überforderung geraten, bedingt durch den neoliberalen Druck zur Weiterführung der Erwerbstätigkeit in der aktiven Mutterschaft sowie dem Wettbewerbsdruck der ‚guten Mütter'. Die unterdrückte,

© 2018 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.08

sogenannte ‚patriarchale' Mutterschaft konnte sich dabei nach Tazi-Preve auch aufgrund der Vernachlässigung der Rolle der Mutter in der Frauenforschung und -politik halten, die sich zunehmend mit Diversity und Gender beschäftigt und die Geschlechterbeziehungen im (Familien)Alltag aus dem Blick verliert.

Wie und warum der patriarchal dominierte Staat die Kleinfamilie fördert und aufrechterhält, wird im zweiten Kapitel diskutiert. Es wird die funktionalistisch inspirierte These aufgestellt, dass die Kleinfamilie wichtige Funktionen für die Gesellschaft erfüllt (hauptsächlich kostengünstige Reproduktion von Arbeitskraft) und daher von dieser unterstützt wird. Diese Förderung einer spezifischen Familienform wird als ‚strukturelle Gewalt' beschrieben, da nicht die Interessen und Bedürfnisse der Familien oder ihrer Mitglieder, sondern die der Gesellschaft im Mittelpunkt stehen. Kapitel drei beschäftigt sich mit der Segregation von Haus- und Erwerbsarbeit in der Kleinfamilie im Zuge der Industrialisierung, die als Grundlage des Vereinbarkeitsproblems identifiziert wird; die Last sowie die negativen Konsequenzen (Einkommenseinbußen, Verzicht auf Karriere) trägt in der aktuellen Gesellschaft meist die teilzeitarbeitende Mutter. Die grundlegende Widersprüchlichkeit der Anforderungen der beiden Lebensbereiche wird dabei nach Ansicht von Tazi-Preve nur rhetorisch aufgelöst („Vereinbarkeitslüge", 75).

U.a. mit Bezug auf Marxismus und Ökofeminismus wird im vierten Kapitel die Kleinfamilie als eine notwendige Voraussetzung für den Kapitalismus dargestellt, da sie durch ihre Isoliertheit erst Konsumbedürfnisse schafft, die dann am Markt befriedigt werden können. Die Kleinfamilie gerät aktuell dabei immer mehr unter Druck, da ihre finanzielle Absicherung durch Erwerbsarbeit unter Bedingungen des Neoliberalismus nicht mehr gegeben ist und sie daher die weiter ansteigenden Erwartungen an eine „heile Familienwelt" (109) immer weniger erfüllen kann. Die nach Freud von vornherein angelegte Überforderung der marktförmig an den Rest der Gesellschaft gebundenen Kleinfamilie wird dadurch immer deutlicher; als Alternative wird die sich selbst versorgende Großfamilie dargestellt.

Die (seit der Industrialisierung stark gewordene) Rolle der Väter als „Herrscher" (117) und Ernährer, die sich in den Gegenwartsgesellschaften nur langsam wandelt, ist Gegenstand des fünften Kapitels. Nur wenige Männer weichen nach Tazi-Preve in Verständnis und Ausübung ihrer Rolle vom Ernährermodell ab, das sozial- und steuerpolitisch favorisiert wird. Heteronormativität, die Begrenzung der legitimen Sexualität auf die Ehe sowie die normative Festlegung der Frau auf Liebesromantik wird im sechsten Kapitel fokussiert. Außerdem erfolgt eine intensive Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Prostitution.

Anhand von ethnologischen Studien werden darauffolgend alternative, matriarchats- bzw. matrilinear orientierte Familienstrukturen und deren Stärken im Vergleich zur patriarchalen Kleinfamilie vorgestellt (Kapitel sieben). Durch die Unterstützung innerhalb der Großfamilie in der mütterlichen Abstammungslinie könnte nach Ansicht der Autorin die Isolation insbesondere der Mütter vermieden, die einen zuverlässigeren sozialen Rückhalt als in der patriarchalen Kleinfamilie erhalten. Kinder und auch pflegebedürftige ältere

Menschen würden außerdem von der größeren Verlässlichkeit des weiteren Verwandtschaftsnetzwerkes profitieren. In Kapitel acht werden die wichtigsten Gedanken zusammengeführt und ein Lösungsvorschlag für die skizzierten Probleme gemacht: die Alternativlosigkeit der heterosexuellen Paarbeziehung als zentrale Alltagsbeziehung sowie der Haushaltsführung in der Kleinfamilie (mit hauptsächlich minderjährigen, finanziell abhängigen Kindern) müsse dazu überwunden werden.

Das vorliegende Werk hat m.E. vier Stärken: *Erstens* wird die zentrale Stellung Kleinfamilie (und der asymmetrischen Geschlechterbeziehungen in ihr) in einem gesellschaftskritischen theoretischen Kontext dargestellt und Alternativen angedeutet. *Zweitens* wird die Entwicklung, Verfasstheit und Beständigkeit (des Ideals) der Kleinfamilie theoretisch begründet. *Drittens* wird utopisch skizziert, wie die angenommene systemimmanente Überforderung der Kleinfamilie und ihr Versagen verhindert werden können, indem Isolierung überwunden und die soziale Einbettung der Individuen (hauptsächlich im weiteren weiblichen Verwandtschaftsnetzwerk) jenseits von Marktlogiken gestärkt wird. *Viertens* werden wichtige Erkenntnisse der Geschlechter- und Familienforschung verständlich dargestellt und mit der Fragestellung verbunden.

Ich sehe allerdings auch vier zentrale Schwächen: Zum *einen* hätten an einigen Stellen Erkenntnisse der aktuellen Familienforschung noch systematischer einbezogen werden können, die darauf verweist, dass die isolierte Klein- oder Kernfamilie weder allgegenwärtig war noch ist, obwohl dies in strukturfunktionalistisch inspirierter Forschung vor allen Dingen der Nachkriegszeit angenommen wurde. Forschung zu Intergenerationenbeziehungen[1] stellt klar, dass insbesondere bei einer Familiengründung oft Großeltern oder auch Onkel, Tanten und sonstige Verwandte bei der Haushalts- und oder Familienarbeit unterstützen, wodurch allerdings auch Abhängigkeiten entstehen, die vor allen Dingen Mütter mit geringeren finanziellen Ressourcen zusätzlich belasten können. Der Begriff der Kleinfamilie ist weiterhin ungenau, die Verwendung des in der Familiensoziologie gebräuchlichen, besser definierten Begriffes der Kernfamilie wäre m.E. hilfreich gewesen.

Die von Tazi-Preve zur Diskussion gestellte Rückgriff auf eine stärker marktunabhängige, eigenständige Versorgung, birgt zum *zweiten* sicherlich nicht nur Vorteile für alle Beteiligten und besonders die verantwortlichen Frauen und Mütter. Es könnte dadurch (im Einklang mit neoliberalen Forderungen) auch dazu kommen, dass die Gesellschaft (insbesondere in Form des Staates) die Verantwortung zur Versorgung von Müttern und Kinder noch stärker an diese zurückdelegiert – was einer weiteren gesellschaftlichen Entsolidarisierung entspräche. Diese Problematik wird u.a. im Kontext von Debatten um die Neoliberalisierung von Mutterschaft vielfältig diskutiert. Zum *dritten* wäre eine systematischere Auseinandersetzung mit und Abgrenzung von der eingangs beschriebenen These der Sorgekrise hilfreich gewesen. Problematisiert wird in diesem Kontext meist nicht die Kleinfamilie an sich, sondern eher die Trennung von Öffentlichem und Privatem sowie die alleinige Verantwortung der Frauen für die Reproduktionsarbeit im Privaten und später der Vereinbarung von Reproduktions- und bezahlter Arbeit. Frauen wurden in diesem Prozess

zunächst zu ihrem Nachteil von der öffentlichen Sphäre ausgeschlossen und später, als ihr Potential zu produktiver Erwerbsarbeit zunehmend als wertvoll erkannt wurde, doppelt und damit überlastet.

Viertens sind die dargestellten Alternativen zur Kleinfamilie weniger überzeugend, haben m.E. eher einen utopischen Charakter und sind zu stark von Dichotomien geprägt, z.B. dass matrilineare Beziehungen unter Frauen als konsistent verlässlicher und weniger von struktureller Gewalt geprägt seien als Beziehungen zwischen Geschlechtern bzw. dass Subsistenzwirtschaft besser sei als eine marktförmige Versorgung in funktional differenzierten Gesellschaften. Ob das skizzierte, auf Abstimmung und Konsens beruhende matriarchale politische Prinzip in größeren, funktional differenzierten gesellschaftlichen Kontexten tatsächlich erfolgreich sein kann, ist auch fraglich. Zu wenig wird dabei auf die Nachteile der beschriebenen Alternativen eingegangen und es fehlt auch eine detailliertere Diskussion dazu, wie ihre Prinzipien in aktuelle gesellschaftliche Strukturen integriert werden könnten. Sie erscheinen weiterhin nur begrenzt geeignet, die skizzierten Probleme (beispielsweise strukturelle Benachteiligung von Frauen) zu lösen, sondern könnten diese gegebenenfalls noch verstärken, z.B. wenn Frauen sich (noch) stärker aus marktförmigen Beziehungen zurückziehen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Tazi-Preve eine gute, pointierte und gleichzeitig kritische Zusammenfassung aktueller relevanter Diskussionen der Frauen-, Geschlechter- und dadurch anregende Familienforschung gelungen ist. Das Buch trägt damit zum Diskurs zur Überforderung und strukturellen Benachteiligung von Müttern im neoliberalen Kapitalismus und zum Nachdenken über Alternativen bei. Es liegt in der Natur der Sache, dass Lösungsvorschläge zu komplexen Problemstellungen teilweise utopisch sein müssen und nicht jeder Vorschlag pragmatisch bis ins letzte Detail der Umsetzung durchdacht sein kann. Dennoch hätte ich mir an der einen oder anderen Stelle gewünscht, dass dies entsprechend kenntlich gemacht wird, was den Eindruck einer ideologischen Färbung der Darstellung hätte verhindern können und diese ausgewogener hätte wirken lassen.

Anmerkungen

1 Für einen Überblick über relevante Theorien und Befunde vgl. Huinink, J./Konietzka, D. (2007): Familiensoziologie. Frankfurt/NY: Campus: 209ff..

Aufsatz aus dem offenen Call

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 25: 151-165

Anne-Laure Garcia

Von der *Feminisierung* zur *Entmaskulinisierung*

Epistemologische Reflexion über das begriffliche Instrumentarium zur soziologischen Erforschung vom Wandel der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre

Zusammenfassung: Basierend auf der Tradition französischer Epistemologie thematisiert dieser Beitrag die Durchlässigkeit zwischen Alltags- und Wissenschaftswissen. Auf der Grundlage des Konzepts des ‚epistemologischen Bruchs' werden humanmedizinische und sozialwissenschaftliche Veröffentlichungen betrachtet, in denen der Begriff der Feminisierung verwendet wird, wobei beleuchtet werden soll, inwiefern er ein ‚Erkenntnishindernis' (Gaston Bachelard) darstellt. Anschließend an diese epistemologische Reflexion wird ein neues begriffliches Instrumentarium zur soziologischen Erforschung des Wandels der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre skizziert, nämlich die Unterscheidung von drei *Entmaskulinisierungstypen*.

Schlagwörter: Feminisierung; Medizin; Arbeit; Soziologie; Epistemologie.

From *Feminization* to *Devirilization*

Epistemological reflections on a conceptual framework for the sociological exploration of changing gender relations in the occupational sphere

Abstract: On the basis of French epistemological traditions, the paper discusses the permeability of common knowledge and scientific knowledge. Based on the concept of 'epistemological rupture' it focuses on medical and socio-scientific publications, which use the notion of feminization, highlighting to what extent this term can be qualified as an 'epistemological obstacle' (Gaston Bachelard). This epistemological reflection is then used to outline a conceptual framework for the sociological exploration of changing gender relations in the occupational sphere in the form of three *Types of Devirilization*.

Keywords: Feminization; medicine, work; sociology; epistemology.

Die Sprache als Erkenntnishindernis in der französischen Epistemologie

In Frankreich hat sich seit dem späten 19. Jahrhundert eine wissenschaftstheoretische Tradition herausgebildet, die Soziolog*innen vor den Risiken der Vertrautheit mit dem gesellschaftlichen Untersuchungsfeld warnt. Eine wissenschaftliche Haltung setzt demnach eine Distanzierung von vertrauten sozialstrukturellen und kognitiven Konstellationen voraus (vgl. Garcia/Dietzsch 2018). Eine solche epistemologische Wachsamkeit erfordert insbesondere ein Sich-Entziehen der „Macht der Sprache" (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 2011: 24) und rechtfertigt es, Begriffe unter die Lupe zu nehmen, die sich zwi-

© 2019 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.09

schen den Gebieten des reflexiven Denkens und den Gebieten des spontanen Theoretisierens hin und her bewegen.

Schon in Émile Durkheims (1858-1917) Schriften wird die These formuliert, dass Wissenschaftlichkeit in der Soziologie nur gewährleistet sein kann, wenn sich Forschende vor dem Beginn ihrer Arbeit vom über Generationen hinweg stabil bleibenden ‚Kollektivbewusstsein' lösen. Mit anderen Worten: Die Grundvoraussetzung der Untersuchung sozialer Tatsachen sei, dass sich die Wissenschaftler*innen von der sozialen Welt distanzieren und sich von vorreflexivem Denken trennen. Der Bruch mit den Vorbegriffen, die durch das in der Sozialisation sedimentierte Vorwissen geprägt sind, ist Durkheim zufolge unabdingbar, denn es mache Soziolog*innen möglich

> sich [...] in den geistigen Zustand [zu] versetz[en], in welchem sich der Physiker, Chemiker und Physiologe befindet, sobald er an einen noch unerforschten Gegenstand herangeht. Er muss beim Vordringen in die soziale Welt das Bewußtsein haben, daß er ins Unbekannte dringt; er muß sich angesichts von Tatsachen fühlen, deren Gesetze ebenso unerwartet sind, als es die des Lebens waren, als es noch keine Biologie gab; er muß sich auf Entdeckungen vorbereiten, die ihn überraschen und außer Fassung bringen werden. (Durkheim 1984: 91)

In seinem Glauben an die Wissenschaftlichkeit der Naturwissenschaften blieb aber Émile Durkheim dafür blind, dass die im Rahmen von naturwissenschaftlicher Forschung entstandenen Begriffe möglicherweise auch von vorbestehenden Einteilungen und Hierarchisierungen geprägt sind – und dass sie sogar an ihrer Naturalisierung beteiligt sein können.

Dieses Problem der Verwurzelung der wissenschaftlichen Begriffe in Vorbegriffen wird jedoch in den wissenschaftstheoretischen Schriften von Gaston Bachelard (1884-1962) erkannt. Die Sprache gehört nämlich seiner Ansicht nach zu den Erkenntnishindernissen, die er in seinem Werk *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes* als „Trägheitsfaktor für den Geist" (Bachelard 1984: 48) definiert. In seiner sich durch eine „bruchhafte Wissensdynamik" (Diaz-Bone 2007) auszeichnenden Theorie plädiert Gaston Bachelard für die Erzeugung einer Diskontinuität zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen, die er als Voraussetzung für innovatives Forschen und neue Erkenntnisse versteht. Eines der Gefängnisse, aus dem der wissenschaftliche Geist ausbrechen muss, um sich entfalten zu können, ist die *Doxa*. Den *sensus communis* betrachtet er als ein grundlegendes Hindernis, von dem es sich zu lösen gilt, weil er allgemeine Wahrnehmungsschemata anbietet und verführerische Erklärungsansätze liefert. Bisher verwendete wissenschaftliche Begriffe sollten daher neu reflektiert werden, damit sich keine alltäglichen Annahmen unbemerkt als Selbstverständlichkeiten in das wissenschaftliche Denken einschreiben.

Einer der Wege zu einer solchen ‚stillen Ansteckung' ist die Sprache, da sie die Kognition vorstrukturiert. Dieses Hindernis tritt vor allem in der Verwendung von Begriffen zutage, die im Alltag vertraut sind, und die latent eine Wahrnehmungsstruktur transportieren:

> In Wirklichkeit spricht das *bedeutungsschwere* Wort, das Schlüsselwort nur die gemeine Überzeugung an […]. Das unbewußte Denken sammelt sich im Umkreis dieser Kerne; der Geist kehrt sich nach innen und wird unbeweglich. (Bachelard 1984: 89, Herv. i. Orig.)

Um dieses Erkenntnishindernis zu überwinden, schlägt Gaston Bachelard vor, dass Wissenschaftler*innen eine „Neo-Sprache" (ebd.: 216) entwickeln und benutzen. Das Erschaffen von fachspezifischen Wortschätzen, die sich klar von lebensweltlichen Begriffen abgrenzen, würde nämlich eine durchgehende „bruchhafte Dynamik" (Garcia/Dietzsch 2018: 111) beim wissenschaftlichen Denken ermöglichen, weil dann kein Übergangsbereich zwischen den beiden kognitiven Ebenen bestehen würde.

Vor dem Hintergrund dieser für die Soziologie prägenden Tradition der französischen Epistemologie wird dieser Beitrag den Begriff der *Feminisierung* beleuchten. Dieser wissenschaftstheoretische Blickwinkel soll dazu dienen, zu reflektieren, inwiefern die *Feminisierung* zu den Grenzbegriffen gehört, die zwischen den Gebieten des reflexiven Denkens und den Gebieten des spontanen Theoretisierens oszillieren, und damit potenziell als Nährboden für die Illusion von Wissenschaftlichkeit dienen kann, vor der in der französischen Epistemologie gewarnt wird. Eine Fokussierung auf den Begriff Feminisierung eignet sich besonders gut für eine solche epistemologische Reflexion, da er seit über einem Jahrhundert von Wissenschaftler*innen verwendet wird, und seit einigen Jahrzehnten einen stabilen Platz im medialen und politischen Diskurs zum Wandel der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre gefunden hat.

Nachfolgend werden die gesellschaftlich vorgeprägten Sichtweisen aufgedeckt, die bei der Verwendung dieses Begriffs in humanmedizinischen und sozialwissenschaftlichen, westlichen Veröffentlichungen transportiert wurden bzw. werden. Im Anschluss wird ein Perspektivwechsel vorgeschlagen, der zu einer Diskontinuität zwischen dem Vorwissen und dem soziologischen Blickwinkel beitragen soll. Hierbei wird Gaston Bachelards Idee einer „Neo-Sprache" (ibid.) zum Anlass genommen, ein neues begriffliches Instrumentarium zu formulieren, um den Wandel der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre zu analysieren.

Der pathologisierende Ursprung des Begriffes der Feminisierung

Der Begriff der *Feminisierung* wurde im 19. Jahrhundert innerhalb der Sexualwissenschaften entwickelt, um einen ‚pathologischen Verlauf' zu benennen, nämlich einen Transformationsprozess von Männlichkeit zur Weiblichkeit (Zich 2010: 1).[1] Diese allgemeine „Entwicklung weiblicher Geschlechtsmerkmale bei männlichen Individuen" (Dietz/Hesse 1971: 108) wurde u.a. in Zusammenhang mit Störungen bzw. Erkrankungen der Leber, den Nebennieren oder den Hoden[2] gebracht.

Zu Beginn der 1920er Jahre beschrieb Francis de Quervain ein Syndrom namens *Pseudohermaphrodismus masculinus* (1923), das nach dem Zweiten

Weltkrieg infolge des Vorschlags von John McLean Morris (1953) als *testikuläre Feminisierung* bezeichnet wurde.[3]

Diese Symptomatologie ist eine familiär auftretende Form der Intersexualität, bei der Kinder aufgrund des nicht vorhandenen Phallus schon intrauterin als weiblich identifiziert werden. In medizinischen Schriften wurde daher festgestellt, dass obwohl das psychosoziale Geschlecht der Betroffenen nicht mit ihrem genetischen Geschlecht übereinstimmte, bei den „Patienten" (Sutherland 1963: 23) bzw. „Patientinnen" (Hesse/Tembrock 1974: 344) eine Libido, ein Sexualempfinden mit Orgasmus, Partnerschaftsverhalten, Kinderwünsche oder Intelligenz wie „bei der normalen Frau" (Sutherland 1963: 23) vorzufinden seien. Dass diese Kombination von weiblich und männlich codierten Charakteristika als ein Syndrom bezeichnet wurde – also als eine negativ bewertete Störung – bringt ans Licht, dass das medizinische Wissen hier von einer Zweigeschlechtlichkeit ausging, die auch im Alltagswissen vorhanden ist (Binarität). Die ausschließliche Zugehörigkeit zum weiblichen oder männlichen Geschlecht (Exklusivität) sei am nackten Körper ablesbar (Askription) und dulde weder Aufkündigung noch Wechsel (Invarianz). Die Aufdeckung einer Nicht-Übereinstimmung zwischen dem sozialen und dem biologischen Geschlecht wird daher in der Humanmedizin als Abweichung von der Norm wahrgenommen. Diese ‚Laune der Natur' wird als behandelbares Krankheitsbild aufgefasst, das die Frage nach der Notwendigkeit einer Umgestaltung des Körpers sowie der geschlechtlichen Eigenschaften, die infolge einer inadäquaten Sozialisation verfestigt wurden, aufwirft.[4]

Interessanterweise wurde das Syndrom der *testikulären Feminisierung* in den humanmedizinischen Diskursen während der letzten zwanzig Jahre semantisch mehrmals neu verortet. So wurde es in Handbüchern zuerst nicht mehr in den Kapiteln zur *Intersexualität* behandelt, sondern innerhalb einer breiter gefassten Funktionsstörung – der *Androgenresistenz* – erklärt, um schließlich vollständig im Spektrum der *Androgeninsensitivitäten* verloren zu gehen. Aktuell entsprechen die Grade 6 und 7 gemäß der Einteilung nach Quigley[5] Symptomen, die früher als *testikuläre Feminisierung* bezeichnet wurden, heute jedoch innerhalb eines Kontinuums – und nicht mehr innerhalb der Polarität männlich/weiblich – gedeutet werden. Dabei wird weiterhin die Pubertätsentwicklung als gestört eingestuft und die Sterilität als pathologisch wahrgenommen.

Ein Begriff – drei berufs- und professionssoziologische Forschungstypen

Früh schon haben sich Sozialwissenschaftler*innen die medizinischen Fachbegriffe *Verweiblichung* und *Feminisierung* angeeignet. Die vormals synonym gebrauchten Termini entwickelten sich hier jedoch zusehends auseinander. Während der Begriff der *Verweiblichung* um 1900 in den Diskussionen um ‚krisenhafte' Verschiebungen im Geschlechterverhältnis (Schellnock 2014) bereits seinen Platz gefunden hatte, machte der Begriff *Feminisierung* im sozialwissenschaftlichen Wortschatz vorwiegend ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Karriere. Dieser Terminus wird in den Sozialwissenschaften meist quantifizierend verwendet, um die Erhöhung des Frauenanteils unter Akteur*innen

innerhalb eines gesellschaftlichen Bereiches, etwa dem der Erwerbstätigkeit, zu kennzeichnen. Allerdings behandelt die berufs- und professionssoziologische Feminisierungsforschung keineswegs nur die Quantifizierung der steigenden Erwerbsbeteiligung weiblicher Arbeitnehmerinnen. Vielmehr werden hier auch qualitative Prozesse untersucht, welche die quantitativen Verschiebungen der Geschlechterverhältnisse verursachen, begleiten oder nach sich ziehen. Mit Fokus auf die in diesem Bereich behandelten Forschungsfragen lassen sich drei Haupttypen von Feminisierungsanalysen erkennen.

Der erste Typus betrachtet die Erhöhung des Frauenanteils innerhalb von Berufsgruppen im Zusammenhang mit Prestigeverlusten. Ob die Texte dieses Typs die Feminisierung nun als Folge einer Abkehr männlicher Arbeitnehmer vom Beruf aufgrund finanzieller oder symbolischer Entwertung verstehen (u.a. Sullerot 1968; Wetterer 2002), oder den Eintritt von Frauen in einen Männerberuf als eine entwertungsverursachende Distinktionsstörung deuten (u.a. Bourdieu 1982), sie haben gemeinsam, dass sie das ‚Henne-Ei-Problem' der vermeintlichen Korrelation zwischen Feminisierung und Prestigeverlust unter der Annahme einer hierarchisierenden Geschlechterordnung zu lösen versuchen. Ähnlich blickt der Job-Queues-Gender-Queues-Ansatz auf das Eindringen von Arbeitnehmerinnen in bisherige Männerberufe, indem er ihre Rekrutierung durch einen Mangel an männlichen Bewerbern erklärt (Reskin/Roos 1990).[6] Gemeinsam ist diesen zum ersten Feminisierungsforschungstypus gehörenden Studien, dass sie die Korrelation zwischen Feminisierung und Prestigeverlust eines Berufes in einem intergenerationellen Teufelskreis verorten: Der Prestigeverlust bringe einen Rückzug der jüngeren männlichen Arbeitnehmer hervor, der zu einer beschleunigten Feminisierung führe, die wiederum zur weiteren Entwertung des betroffenen Berufes beitrage.

Der zweite Analysestrang, der den Begriff der *Feminisierung* gebraucht, richtet den Blick auf weibliche Erfahrungen in vormals männlich dominierten Berufen, insofern sie sich auf statistischer Ebene feminisieren. In diesen Studien, die in der Linie von Rosabeth Moss Kanters Forschungen (1977) stehen, richtet sich der Fokus vor allem auf hochqualifizierte Arbeiterinnen, wie zum Beispiel Informatikerinnen (u.a. Heintz et al. 1997), Ingenieurinnen (u.a. Hengstenberg 1992; Marry 2001, 2004), Richterinnen (u.a. Boigeol 1996), Anwältinnen (u.a. Böge 1995; Le Feuvre et al. 2003; Lapeyre 2006), Apothekerinnen (u.a. Collin 1995) oder Hochschullehrerinnen (u.a. Zimmer/Krimmer/Stallmann 2007). Die These eines weiblichen *Tokenisms* legt den Schwerpunkt auf jene Herausforderungen, denen sich weibliche Akteurinnen stellen, wenn sie lernen müssen, ihren weiblichen Habitus mit den dominanten männlichen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmustern zu vereinbaren.[7] Hier werden insbesondere der Eintritt und der Karriereverlauf von Arbeitnehmerinnen in historisch männlich konnotierten Berufen sowie ihre innerberufliche Position in der horizontalen und vertikalen Segregation beleuchtet.

Was den dritten Typus anbelangt, so wird hier der Fokus nicht mehr allein auf die numerisch zunehmende Geschlechtsgruppe – die Frauen – gerichtet. *Feminisierung* wird hier vielmehr im Zusammenhang eines Wandels der Geschlechterordnungen im beruflichen Alltag untersucht, der sich auf die sozia-

len Praktiken auswirkt. Unter der Fragestellung *doing gender while doing work* werden mit einer konstruktivistischen Sichtweise die Dynamiken des Wandels der Geschlechterverhältnisse in Berufsgruppen untersucht. Die *Feminisierung* einer Berufsgruppe wird also zu einer Kulisse für die Analyse von Prozessen der Herstellung von sozialer Wirklichkeit sowie der Darstellung von Geschlecht und Hierarchie durch Akteur*innen in komplexen Arbeitsfeldern. So kann zum Beispiel im Feld Krankenhaus das *doctor-nurse-game* (Stein 1967) vor dem Hintergrund der Erhöhung des Frauenanteils in der Ärzt*innenschaft neu beleuchtet werden (u.a. Stein/Watts/Howell 1990; Wicks 1998; Sanders 2009).

Die oben genannten Forschungsarbeiten weisen häufig hochinteressante Ergebnisse vor. Jedoch werden in diesen Schriften ab und an Alltagsannahmen über Zweigeschlechtlichkeit sowie normative Hierarchisierungen der Geschlechter übernommen bzw. reproduziert. Zu befürchten ist somit, dass die in der *Doxa* vorhandenen Ängste vor den Folgen eines Anstiegs des Frauenanteils, wie etwa dem Prestigeverlust für angesehene Arbeitstätigkeiten, dem Verschwinden des Berufungsethos oder negativen Konsequenzen für die Organisationen, wissenschaftlich legitimiert oder zumindest perpetuiert werden. Da soziale Problemstellungen und sozialwissenschaftliche Fragestellungen dazu tendieren, sich in den Diskursen zu überschneiden, gehört die *Feminisierung* zu jenen wissenschaftlichen Begriffen, die die Grenze zwischen *Episteme* und *Doxa* verschwimmen lassen. Daher scheint es ratsam für die Forscher*innen, die den Begriff verwenden wollen, epistemologisch wachsam zu bleiben. Nur eine solche Haltung kann das Risiko vermindern, bei der Verwendung von einem *a priori* quantitativ orientierten Forschungsbegriff essentialistische Interpretationsmuster zu übernehmen, die die gesellschaftliche wie wissenschaftliche Denkweise zum Thema *Feminisierung* lange prägten und teils noch immer bestimmen.

Plädoyer für einen soziologischen Perspektivwechsel

Mit Blick auf die oben erläuterten humanmedizinischen und sozialwissenschaftlichen Verwendungen des Begriffs *Feminisierung* konnte gezeigt werden, dass seine Verwendung den wissenschaftlichen Blick trüben kann, da

1. er aufgrund seiner etymologischen Wurzel *femina* einseitig auf den Akteurinnen verharrt;
2. er mehr oder weniger latent die Vorstellung eines pathologischen bzw. potenziell gefährlichen Wandels der bisher als normal und ausgeglichenen betrachteten Verhältnisse transportiert;
3 bei seiner Verwendung keine klare und systematische Trennung von den Vorstellungen des Alltagsbewusstseins vorgenommen wird.

Der Begriff *Feminisierung* bringt also eine „Illusion der Reflexivität“ (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 2011: 29) hervor, die den epistemologischen Bruch und daher letztlich auch das soziologische Denken erschwert. Um dieses Erkenntnishindernis zu überwinden, scheint es nötig, einen neuen Blickwinkel zu entwi-

ckeln, der sich auf einen neuen Wortschatz stützt – oder wie Gaston Bachelards es ausgedrückt hat – auf eine „Neo-Sprache" (Bachelard 1984: 216).

Im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand wird im Folgenden vorgeschlagen, den Wandel der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre unter dem Blickwinkel der kulturellen Codierungen von Berufsbildern zu erforschen. Bevor diese Perspektive und das daraus entstandene begriffliche Instrumentarium skizziert wird, soll kurz auf einen Umbruch hingewiesen werden, nämlich den Wandel der geschlechtlichen Ideale bei der Erwerbsorientierung.

Der Übergang zum Industriekapitalismus brachte eine neue Verteilung und Verortung der Erwerbsarbeit mit sich. Die Sphären der Produktion und der Reproduktion wurden dabei deutlicher voneinander getrennt. Dem Idealbild der bürgerlichen Kleinfamilie entsprechend bedeutete dies eine strikte Separierung und Hierarchisierung der beruflichen und familialen Funktionen. Frauen sollten ihren ‚natürlichen' Pflichten im Bereich des Privaten nachgehen. Im Gegensatz dazu seien Männer durch die Ausübung ihres Berufs sowohl für das Haushaltseinkommen als auch für den gesellschaftlichen Fortschritt verantwortlich. Auf kognitiver Ebene wurde die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht eng mit bestimmten Kompetenzen für einen Beruf verknüpft, die zu einer vergeschlechtlichten Einteilung der Funktionen der Gesellschaftsmitglieder führte. In der industriellen Moderne war also die Orientierung an Erwerbsarbeit und beruflichem Erfolg ein prägendes männliches Denkmuster (Hanisch 2005: 353f.; Meuser 2007: 34f.): Im Sinne des *breadwinner-housemaker*-Modells gehörten bezahlte Arbeit und männliche Identität zusammen. Jedoch ging der Wandel von einer Industrie- zu einer Wissensgesellschaft mit einer Erhöhung des Frauenanteils in der Erwerbssphäre einher. Diese ist eng mit der Steigerung der weiblichen Beteiligung im Bildungsbereich verbunden. Diese strukturellen Veränderungen brachten nicht zuletzt eine Auflösung ‚männlicher Welten' in der Berufswelt mit sich. Das männliche Selbstverständnis, das sich auf das Distinktionsmerkmal *Erwerbsorientierung* stützte, modifiziert sich entsprechend in postindustriellen Gesellschaften. Da Frauen zunehmend und dauerhaft einen signifikanten Anteil der Berufstätigen ausmachen, wird die Berufswelt zu einer immer weniger homosozialen Angelegenheit (Meuser 2007: 37).[8] In Verbindung mit dem Vordringen weiblicher Arbeitskräfte in bisher männlich dominierte Berufe ist eine Infragestellung und Umformung der bis dato akzeptierten Sinngebungsmuster und Geschlechterordnungen in den betroffenen Berufen zu erwarten. Bisherige Asymmetrien und Homologien der Geschlechter haben vor dem Hintergrund eines solchen Prozesses nicht mehr den Status unhinterfragt gültiger Tatsachen, auf die sich die kognitiven Strukturen bei Akteur*innen stützen können.

Den Wandel der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre unter dem Blickwinkel der kulturellen Codierungen von Berufsbildern zu erforschen, bedeutet Vorstellungsmuster herauszuarbeiten, die auf Makro-, Meso- und Mikroebenen verankert sind. Untersucht werden soll, inwiefern geschlechtlich konnotierte Kategorisierungen und Hierarchisierungen manifest sowie nicht-manifest die Wahrnehmungen und Bewertungen über und von Erwerbstätigen

einer Berufsgruppe strukturieren. Eine solche Verlagerung der soziologischen Analyse auf die kognitive Ebene bringt die Frage nach Veränderungen in der geschlechtlichen Codierung von beruflichen Kompetenzen und Fähigkeiten mit sich. Es geht also in erster Linie um zugeschriebene Fertigkeiten, Eignungen, Neigungen, Tugenden, Begabungen sowie um erwartete Denk- und Vorgehensweisen.

Anhand des Begriffs der *Entmaskulinisierung*[9] soll eine Erforschung der Vorstellungsmuster über bzw. von Erwerbstätigen der Berufsgruppen erfolgen, die ab der industriellen Moderne kulturell als männlich codiert wurden.[10] Dieser Blickwinkel bedeutet also keineswegs, einfach nur einen Ersatzbegriff für die *Feminisierung* zu finden, sondern eine qualitativ orientierte Perspektive neu zu entwickeln. Die *Entmaskulinisierung* der Berufsbilder kann prinzipiell drei Formen annehmen: *Umpolung*, *Neutralisierung* und *Aufspaltung*.

Unter *Umpolung* wird verstanden, dass sich die erwarteten Kompetenzen und Fähigkeiten für einen Beruf so ändern, dass sie mit der gesellschaftlichen D*oxa* der ‚weiblichen Eigenschaften' – und nicht mehr der ‚männlichen' Eigenschaften – übereinstimmen. Ein Beispiel für einen solchen Prozess ist die Umwandlung des Volksschul- bzw. Grundschullehrerberufsbildes. Die Umdeutung stützt sich hierbei auf den bildungstheoretischen Begriff der „geistigen Mütterlichkeit" sowie auf die sogenannte „Verweiblichung der Pädagogik" (Jacobi 1997: 934). Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts formulierten deutschsprachige Pädagogen[11] und während des Kaiserreichs prominent Vertreter*innen der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung[12] die These der Einsetzbarkeit mütterlicher Fähigkeiten in Berufen des Erziehungs- und Sozialwesens. Besonders Frauen aus bürgerlichen Schichten[13], die (noch) keine Pflichten als Ehefrauen und Mütter erfüllen mussten, könnten ihre Warmherzigkeit, ihre Empathie und ihre konkrete Art und Weise bei jungen Schüler*innen einsetzen, um die durch abstrakte, systematische und unpersönliche Handlungs- und Denkweisen charakterisierte Pädagogik der männlichen Lehrer zu ergänzen. Dieses Engagement für die Ausübung einer komplementären Funktion von Frauen im Bildungssystem wird im bürgerlichen Ideal mit dem Glauben an eine Geschlechterdifferenz begründet, wonach jedes Geschlecht Kompetenzen besitzt, die das jeweils andere nicht erwerben kann. Auf der pädagogischen Ebene fand auch eine *Umpolung* statt, insofern die „Idee des Führertums des Lehrers" (Jacobi 1997: 935) abgestritten wurde, und die Erneuerung pädagogischer Prinzipien zu einer Neuinterpretation des Berufsverständnisses führte, die weiblich konnotierte „Tätigkeiten" und „Eigenschaften" erfordere, wie zum Beispiel der „Umgang mit Kindern" oder die „Geduld" (Maydell 1970: 144).

Von einer *Neutralisierung* kann die Rede sein, wenn die erwarteten Kompetenzen und Fähigkeiten in einem Beruf nicht (mehr) geschlechtlich normiert sind. Im Gegensatz zu der *Umpolung* gibt es hier keine Umdeutung innerhalb einer Geschlechterbipolarität, sondern eine Aufhebung der geschlechtlichen Prägung des Berufsbildes. Als Illustration hierfür kann die Gruppe der Kaufleute im Einzelhandel genannt werden.[14] 2014 stand sie auf dem dritten Platz beim Ranking der am meisten absolvierten Ausbildungen – und dies sowohl für weibliche als auch für männliche Auszubildende (Bundesinstitut für Berufsbildung

2014). Dies ist wahrscheinlich zum Teil damit zu erklären, dass die erwarteten Eigenschaften und die vorgesehenen Tätigkeiten weder männlich noch weiblich konnotiert sind. Als Beispiel für solche neutralen Anforderungen können u.a. „das Warensortiment zusammenstellen, die Ware präsentieren, den Finanzkauf abwickeln und ebenso im Kundenkontakt stehen" (Voss-Dahm 2011: 315) sowie „die Organisation und Steuerung der Warenverläufe über technologisch anspruchsvolle Warenwirtschaftssysteme" (ebd.: 314) genannt werden.

Wenn die Vergeschlechtlichung der erwarteten Kompetenzen und Fähigkeiten auf die Ebene der berufsinternen Arbeitsteilung verschoben wird, kann von *Aufspaltung* gesprochen werden. Solche Geschlechtertrennungen treten besonders in Berufen auf, die vornehmlich durch Spezialisierungen und Aufgabenteilung geprägt sind. Ein Beispiel hierfür ist die Rechtsanwaltschaft. Studien über Großbritannien, Frankreich und Deutschland aus den 1990er und 2000er Jahren haben ergeben, dass der Bereich des Ehe- und Familienrechts auf der Ebene der innerberuflichen Wahrnehmung als weiblich gedeutet wird (u.a. Le Feuvre/Walters 1993; Le Feuvre et al. 2003; Gildemeister et al. 2003). Dies wird damit erklärt, dass Mandant*innen – und dabei insbesondere die Mandantinnen – glauben würden, dass Anwältinnen über Eigenschaften und Neigungen verfügten, die ihnen eine größere Eignung für emotionale und geduldsfördernde Fälle im Bereich der Paar- und Familienbeziehungen verleihen würden.

Ausblick

Die Reflexion, die im vorliegenden Beitrag durchgeführt wurde, erfolgte aus der wissenschaftstheoretischen Perspektive der französischen Epistemologie. Auf der Grundlage des Konzepts des epistemologischen Bruchs wurden humanmedizinische und sozialwissenschaftliche Veröffentlichungen, in denen der Begriff der *Feminisierung* verwendet wird, beleuchtet, um deutlich zu machen, inwiefern dieser Begriff als Erkenntnishindernis im Sinne Gaston Bachelards betrachtet werden kann. Es konnte gezeigt werden, dass durch die Verwendung des Begriffs der Feminisierung eine reflexive Haltung und „bruchhafte Wissensdynamik" (Diaz-Bone 2007) erschwert werden kann. Dies liegt darin begründet, dass der Begriff eine vorreflexive Übernahme von Alltagsverständnissen, einen einseitig auf Akteurinnen gelenkten Blick sowie eine Vorstellung des Feminisierungsprozesses als Auflösung von den als normal und ausgeglichen betrachteten Verhältnissen mit sich bringen kann. Um bei der soziologischen Erforschung des Wandels der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre nicht durch solche Erkenntnishindernisse gelähmt zu werden, ist – wie von Gaston Bachelard eingefordert – sowohl mit den im Alltag als auch in der Wissenschaft vertrauten Begriffen und Konzepten zu brechen. Aus dieser Denkoperation entstand ein begriffliches Instrumentarium, das die Distanzierung von den vertrauten Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata und dadurch das differenzierte sozialwissenschaftliche Denken erleichtern soll – nämlich die Unterscheidung dreier *Entmaskulinisierungstypen*: *Umpolung*, *Neutralisierung* und *Aufspaltung*.[15]

Eine epistemologische Reflexion dieser Art kann für zahlreiche weitere Begriffe vorgenommen werden, um neue analytische Perspektiven und Forschungsansätze entstehen zu lassen. Die „bruchhafte Dynamik“ (Garcia/Dietzsch 2018: 111), für die hier plädiert wird, benötigt einen dezidiert fachspezifischen Wortschatz. Grundvoraussetzung hierfür ist aber, dass Forscher*innen den Freiraum erhalten, um „mit Gedankengebäuden [...] [zu] experimentieren, die zunächst widerspenstig gegenüber dem bisher vertrauten Wissen erscheinen“ (ibid.: 112).

Korrespondenzadresse

Dr. Anne-Laure Garcia
Technische Universität Dresden, Institut für Soziologie
Chemnitzer Strasse 46a, 01187 Dresden
anne-laure.garcia@tu-dresden.de

Anmerkungen

1 Damals waren *Feminisierung* und *Verweiblichung* reine Synonyme in der biologisch-medizinischen deutschen Sprache.

2 Die Feminisierung des männlichen Körpers infolge einer Entfernung der Testikel wurde insbesondere am Fall der „Kastraten" und der „Eunuchen" untersucht (Hölder 1904: 216).

3 Symptome, die durch ihr Zusammentreffen zur Feststellung dieses Krankheitsbilds führten, waren u.a. ein XY-Chromosomtyp, in Bauchhöhlen oder Hernien liegende männliche Gonaden, weibliche äußere Genitalien, kurze kohabitationsfähige blind endende Vagina, primäre Amenorrhoe, durchschnittlich oder überdurchschnittlich entwickelte weibliche Brüste sowie fehlende oder schwache Sekundärbehaarung (u.a. Sutherland 1963; Hesse/Tembrock 1974; Balde 1975; Heite/Wokalek 1980; Nieschlag/Behre 2000).

4 Problematisiert wird in der humanmedizinischen Literatur, inwiefern die Diagnose testikuläre Feminisierung weiblich selbstidentifizierten Individuen mitgeteilt werden sollte. Lange wurde dafür plädiert, den Betroffenen und ihren Angehörigen die Existenz der Testikel innerhalb des Körpers sowie das männliche Karyotyp zu verschweigen, denn eine solche Offenlegung könnte eine gravierende Wirkung auf das psychische Gleichgewicht sowie einen negativen Einfluss auf das Selbstbild verursachen. Seit der Jahrtausendwende wird eine Vollaufklärung unter bestimmten Umständen als vertretbar und je nach „Alter, [...] psychische[r] Konstitution und [...] Vorinformationsstand" (Nieschlag/Behre 2000: 351; 2009: 328) als tragbar betrachtet.

5 Die nach dem US-amerikanischen pädiatrischen Endokrinologen Charmian A. Quigley benannte Skala ordnet äußere Genitalien nach sieben Stufen von ‚phänotypisch männlich' (Stufe 1) bis ‚phänotypisch weiblich' (Stufe 7) (vgl. Quigley et al. 1995).

6 Anzumerken ist, dass auch in diesem Ansatz die analytische Folie der Geschlechterhierarchie eingesetzt wird. Es wird nämlich angenommen, dass die Arbeitgeber*innen versuchen, Personen zu finden, die das Prestige des Arbeitsplatzes am meisten erhöhen würden, was tendenziell häufiger auf männliche Bewerber zutreffen würde.

7 Anzumerken ist hier, dass nicht alle oben genannten Veröffentlichungen die Entweiblichungsstrategien herausarbeiten, womit – Rosabeth Moss Kanter (1977) nach – die weiblichen Tokenists versuchen, den geschlechtlichen Minderheitenstatus durch eine Aneignung männlicher Berufsordnungen zu annullieren.

8 Dadurch wird sehr wahrscheinlich auch die bisherige sozialisatorische Bedeutung der Berufswelt beim männlichen Erlernen der „ernste[n] Spiele des Wettbewerbs" (Bourdieu 1997) modifiziert.

9 Im Hinblick auf Gaston Bachelards Anforderungen wurde für die Bezeichnung dieses Prozesses ein Begriff gewählt, der in keinem Wörterbuch vorhanden ist. Entmaskulinisierung darf daher keineswegs als Synonym für vorbestehende Begriffe – bspw. Entmännlichung, Entmannung oder Eviration – verstanden werden.

10 Prinzipiell könnte auch von einer Entweiblichung gesprochen werden, wenn ein Beruf seine weibliche ‚Aura' verliert. Aus heutiger Sicht betrachtet, handelt es sich dabei aber um ein Randphänomen. Als eine der sehr seltenen Berufsgruppen, die eine solche Umpolung erfahren haben, ist im Bereich der Informatik die der Programmierer*innen zu nennen (vgl. Hoffmann 1987).

11 U.a. Johann Heinrich Pestalozzi und Friedrich Fröbel.

12 U.a. Henriette Schrader-Breymann und Helene Lange.

13 Bemerkenswert ist hier, dass das ausgesprochene Ziel weder die Entfaltung noch die Emanzipation der Frauen ist. Die Inklusion der bürgerlichen Töchter in den Lehrerberuf sollte vielmehr im Namen des Allgemeinwohls stattfinden. Mit qualifizierten Arbeiterinnen sollte eine Verbesserung der bisherigen Resultate erreicht werden.

14 Die Illustrationen der theoretisch entstandenen Typologie sind auf der Ebene der erwarteten Kompetenzen verortet. Daher ist es unproblematisch, wenn faktisch geschlechtsspezifische Muster in der Arbeitsteilung von ausgewählten Beispielen bestehen. Dies ist ganz klar der Fall bei den Kaufleuten im Einzelhandel (u.a. Voss-Dahm 2011).

15 Eine Fokussierung auf Professionen halte ich für besonders geeignet, um einen Einblick in Entmaskulinisierungsprozesse zu erhalten, insofern diese Berufe traditionell als Distinktionsmittel gegenüber dem weiblichen Geschlecht genutzt wurden. Historisch betrachtet, ging die Professionalisierung Hand in Hand mit Prozessen der sozialen Schließung, die teilweise vergeschlechtlicht waren. Außerdem wurden die Professionen in der Industriegesellschaft als wesentliche Eckpfeiler der geschlechtlichen Identitätskonstruktion angesehen, weil sie den Zusammenhang zwischen Männlichkeit und Erwerbsorientierung versinnbildlichten. Zudem stand die Erfüllung des Wunsches nach sozialem Aufstieg über Eintritt in diese Berufsgruppen nur für Männer offen, was die Annahme einer Kopplung von männlichen Eigenschaften und beruflichem Erfolg verstärkte. Schließlich ist der Eintritt von Frauen in hochqualifizierte Berufsfelder und Professionen teilweise als Folge des Erfolges von Akteurinnen bei selektiven meritokratischen Eintrittsverfahren zu sehen – also bei „ernste[n] Spiele[n] des Wettbewerbs" (Bourdieu 1997: 203) –, die als charakteristisch für den männlichen Habitus zu betrachten sind. Selbst renommierte Domänen wie Jura oder Medizin erfahren im Zusammenhang mit dem weiblichen Bildungserfolg Veränderungen auf der Ebene der erwarteten Kompetenzen und Fähigkeiten.

Literatur

Bachelard, Gaston (1984): Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Balde, Mamadou Diouldé (1975): Die Syndrome der kompletten und inkompletten testikulären Feminisierung mit Darstellung von 2 Fällen der inkompletten Form. Diss. A. Köln: Universität/Medizinische Fakultät.

Böge, Sybille (1995): Geschlecht, Prestige und „horizontale" Segmentierung in der juristischen Profession. In: Wetterer, A. (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt/M.: Campus, S. 139-154.

Boigeol, Anne (1996): Les femmes et les Cours. La difficile mise en œuvre de l'égalité des sexes dans l'accès à la magistrature. In: Genèses 22, S. 107-129. https://doi.org/10.3406/genes.1996.1372.

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, I./Krais, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 153-217.

Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (2011): Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzung soziologischer Erkenntnisse. Hrsgg. v. B. Krais. Berlin: de Gruyter.

Bundesinstitut für Bildungsbildung (2014): Top 10 der dualen Ausbildungsberufe nach Neuabschlüssen zum 30. September 2014. <https://www.bibb.de/de/25322.php> (Zugriff 22.02.2018).

Collin, Johanne (1995): Changement d'ordonnance: mutations professionnelles, identité sociale et féminisation de la profession pharmaceutique au Québec, 1940-1980. Montreal: Boréal.

de Quervain, Francis (1923): Ein Fall von Pseudohermaphrodismus masculinus. In: Schweizerische medizinische Wochenschrift 53, S. 563.

Diaz-Bone, Rainer (2007): French Epistemology and its Revisions: Towards a Reconstruction of the Methodological Position of Foucaultian Discourse Analysis. In: Forum Qualitative Sozialforschung 2, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/238/527> (Zugriff 22.02.2018).

Dietz, Karl/Hesse, Peter (1971): Wörterbuch der Sexuologie und ihrer Grenzgebiete. Rudolstadt: Greifenverlag.

Durkheim, Émile (1984): Die Regeln der soziologischen Methode. Hrsgg. u. übers. v. René König. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Garcia, Anne-Laure/Dietzsch, Ina (2018): Stillen als wissenschaftlicher Gegenstand. Epistemologische Überlegungen zur Untersuchung einer „natürlich sozialen Tatsache" am Beispiel des medizinischen Diskurses. In: Gender 1, S. 100-114.

Gildemeister, Regine/Maiwald, Kai-Olaf/Scheid, Claudia/Seyfarth-Konau, Elisabeth (2003): Geschlechterdifferenzierungen im Berufsfeld Familienrecht. Empirische Befunde und geschlechtertheoretische Reflexionen. In: Zeitschrift für Soziologie 5, S. 396-417.

Hanisch, Ernst (2005): Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts. Wien: Böhlau.

Heintz, Bettina/Nadai, Eva/Fischer, Regula/Ummel, Hannes (1997): Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarkts. Frankfurt/M.: Campus.

Heite, Hans Joachim/Wokalek, Heinrich (1980): Männerheilkunde. Andrologie.

Lehrbuch der Krankheiten und Funktionsstörungen des männlichen Genitale. Stuttgart: Gustav Fischer Verlag.

Hengstenberg, Heike (1992): Ingenieurinnenarbeit ist auch anders zu gestalten! In: Wetterer, A. (Hrsg.): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt/M.: Campus, S. 187-204.

Hesse, Peter/Tembrock, Günther (1974): Sexuologie. Band 1. Leipzig: S. Hirzel Verlag.

Hoffmann, Ute (1987): Computerfrauen. Welchen Anteil haben Frauen an Computergeschichte und -arbeit? München: Rainer Hampp Verlag.

Frisch, Anton von/Zuckerkandl, Otto (Hrsg.) (1904-06): Handbuch der Urologie. 3 Bde. Wien: Hölder.

Jacobi, Juliane (1997): Modernisierung durch Feminisierung? Zur Geschichte des Lehrerinnenberufes. In: Zeitschrift für Pädagogik 43, S. 929-946.

Kanter, Rosabeth Moss (1977): Men and Women of the Corporation. New York: Basic books.

Lapeyre, Nathalie (2006): Les professions face aux enjeux de la féminisation. Toulouse: Octarès.

Lapeyre, Nathalie (2011): Le discours sur la dévalorisation. Féminisation des métiers de la justice, la dévalorisation en questions. In: Mekki, M. (Hrsg.): La féminisation des métiers de la justice. Paris: Economica, S. 79-92.

Le Feuvre, Nicky/Walters, Patricia (1993): Égales en Droit? La féminisation des professions juridiques en France et en Grande-Bretagne. In: Sociétés Contemporaines, 16, S. 41-62. https://doi.org/10.3406/socco.1993.1140.

Le Feuvre, Nicky/Lapeyre, Nathalie/Cacouault, Marlaine/Pico, Geneviève (2003): La féminisation des professions libérales: l'exemple des femmes médecins et avocats. Toulouse, Rapport final au Service des Droits des femmes et de l'égalité.

Marry, Catherine (2001): La féminisation de la profession d'ingénieur. Une comparaison France-Allemagne. In: Bouffartigue, P. (Hrsg.): Les cadres. La grande rupture. Paris: La Découverte, S. 281-296.

Marry, Catherine (2004): Les femmes ingénieurs, une révolution respectueuse. Paris: Belin.

Maydell, Jost von (1970): Probleme einer Feminisierung der Lehrerrolle. Eine Untersuchung der Vorstellungen von PH-Studenten über ihren künftigen Beruf. Diss. A. Hannover: Universität/Fakultät für Geistes- und Staatswissenschaften.

Meuser, Michael (2007): Männlichkeit im Wandel der Geschlechterverhältnisse. Köln: Springer.

Meuser, Michael (2010): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: VS.

Morris, John McLean (1953): The syndrome of testicular feminisation in male pseudohermaphrodites. In: American Journal of Obstetrics and Gynecology 65, S. 1192-1211. https://doi.org/10.1016/0002-9378(53)90359-7.

Nieschlag, Eberhard/Behre, Hermann (2000): Andrologie. Grundlagen und Klinik der reproduktiven Gesundheit des Mannes. 2. Aufl. Berlin: Springer.

Nieschlag, Eberhard/Behre, Hermann/Nieschlag, Susann (Hrsg.) (2009): Andrologie. Grundlagen und Klinik der reproduktiven Gesundheit des Mannes. 3. Aufl. Berlin: Springer.

Quigley, Charmian A./De Bellis, Alessandra/Marschke, Keith B./El Awady, Mostafa/Wilson, Elizabeth/French, Frank S. (1995): Androgen Receptor Defects: Historical, Clinical, and Molecular Perspectives. In: Endocrine Reviews 16, 3, S. 271-321. https://doi.org/10.1210/edrv-16-3-271.

Reskin, Barbara/Roos, Patricia (1990): Job Queues, Gender Queues. Explaining Women's Inroads into Male Occu-

pations. Philadelphia: Temple University Press.

Sander, Kirsten (2009): Profession und Geschlecht im Krankenhaus. Soziale Praxis der Zusammenarbeit von Pflege und Medizin. Konstanz: UVK-Verlag.

Schellnock, Julia (2014): Ausdrucksformen der Krise um 1900. Interferenzen der Krisenwahrnehmung mit einer Weiblichen Kultur. In: Soziologie Magazin 9, S. 72-86.

Stein, Leonard (1967): The doctor-nurse game. In: Archives of General Psychiatry 16, S. 699-703. https://doi.org/10.1001/archpsyc.1967.01730240055009.

Stein, Leonard/Watts, David T./Howell, Timothy (1990): The doctor-nurse game revisited. In: New England Journal of Medicine 322, S. 546-549. https://doi.org/10.1056/NEJM199002223220810.

Sullerot, Évelyne (1968): Histoire et sociologie du travail féminin. Paris: Presses Universitaires de France.

Sutherland, Eleanor (1963): Verschiedene Aspekte zum Syndrom der „testikulären Feminisierung". Diss. A. Tübingen: Universität/Medizinische Fakultät.

Voss-Dahm, Dorothea (2011): Erwerbsverläufe von Frauen in Einzelhandel. Gründe für die Entstehung geschlechterspezifischer Ungleichheit im Betrieb. In: Klammer, U./Motz, M. (Hrsg.): Neue Wege – Gleiche Chancen. Expertisen zum Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Wiesbaden: VS.

Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at work" in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz: UVK-Verlag.

Wicks, Deidre (1998): Nurses and doctors at Work. Rethinking professional boundaries. Buckingham: Open University Press.

Zich, Meike (2010): Die Validität der Aussagen über die Feminisierung der Gesundheitsversorgung. Diss. A. Ulm: Universität/Medizinische Fakultät.

Zimmer, Annette/Krimmer, Holger/Stallmann, Freia (2007): Frauen an Hochschulen: Winners among loosers. Zur Feminisierung der deutschen Universitäten. Opladen: Budrich.

Autor*innen

Birgit Braumüller, Dr. phil., seit 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie und Genderforschung der Deutschen Sporthochschule Köln. Diplomstudium Soziologie und Magisterstudium Sportwissenschaften an der Universität Wien, Promotion an der Deutschen Sporthochschule Köln zur Bedeutung sozialer Medien für das Sporttreiben in der Adoleszenz. Aktuelle Forschungsschwerpunkte: Soziale Medien und Sportaktivitäten im Jugendalter; soziale Konstruktion von Geschlechterverhältnissen in der Sportberichterstattung der Tagespresse sowie während (Para-)Olympischer Spiele; sexuelle Orientierung und Genderidentität im Sport; Diskriminierungserfahrungen und Präventionsstrategien.

Stefanie Duttweiler, Prof. Dr., hat in Freiburg/Br. Soziale Arbeit, Soziologie und Europäische Ethnologie studiert. Nach ihrer Promotion in Soziologie hat sie in verschiedenen Zweigen der Sozialwissenschaften gearbeitet. Vor ihrer Anstellung als Dozentin an der Berner Fachhochschule hat sie am Institut für Sozialwissenschaften des Sports der Universität Frankfurt gearbeitet. Dort konnte sie ihr Interesse an den Themen Körper und Geschlecht auch auf das Thema Sport ausdehnen. Ein aktuelles Forschungsprojekt befasst sich mit genderreflektierender Offener Jugendarbeit.

Diana Emberger, Dipl. Soz. Päd., seit 2008 als wissenschaftliche Mitarbeiterin (LfbA) am Institut für Soziologie und Genderforschung der Deutschen Sporthochschule Köln angestellt; seit 2018 Vorsitzende des Personalrates für die wissenschaftlich und künstlerisch Beschäftigten. Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Ungleichheits- und Geschlechterforschung im Sport, sportpädagogische Verantwortung von Trainer*innen im (Hoch-)Leistungssport, Umgang mit Heterogenität sowie das Diversitäts-Management auf Vereins- und Verbandsebene im Sport. Das aktuelle Forschungsprojekt untersucht die mediale Repräsentation von Geschlechterverhältnissen in den Printmedien – Eine Längsschnittstudie zur Visualisierung von Sportlern und Sportlerinnen während der Olympischen Sommerspiele.

Anne-Laure Garcia, Dr. rer. pol., promovierte 2011 in Paris und Potsdam im Fach Soziologie (summa cum laude). Zwischen 2009 und 2015 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Potsdamer Lehrstühlen für „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“ (2009–2012) und für „Theorie der Schule“ (2012–2015). Seit Oktober 2015 forscht und lehrt sie an der Professur für Mikrosoziologie der TU Dresden. Ihre gegenwärtigen Schwerpunkte liegen in der Männlichkeitssoziologie, in der Arbeits- und Professionssoziologie (insbesondere Lehrer*innen und Ärzt*innen), in der Mutterschaftssoziologie sowie in der strukturalen Auswertung (analyse structurale) von Interviews.

Elke Gramespacher, Prof. Dr. phil., Dipl.-Päd., leitet die Professur Bewegungsförderung und Sportdidaktik im Kindesalter am Institut Kindergarten-/Unterstufe der Pädagogischen Hochschule FHNW (Schweiz). Sie ist seit 2016 Sprecherin der Kommission Geschlechterforschung der Deutschen Vereinigung

für Sportwissenschaft und seit 2017 Mitherausgeberin der Zeitschrift Grundschule Sport. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gender im Schulsport und Sport, Interkulturelle Bildung im Schulsport sowie Schulsport und Medien. Sie ist geschäftsführende Herausgeberin der fzg.

Sandra Günter, Prof. Dr., ist Professorin für Sportsoziologie und Kulturgeschichte von Körper, Bewegung und Sport am Institut für Sportwissenschaft der Leibniz-Universität Hannover (LUH). Aus historischer, soziologischer sowie postkolonialer Perspektive forscht sie u.a. zu Geschlechter- und Körperkonstruktionen im Feld des Sports.

Ilse Hartmann-Tews, Univ.-Prof. Dr. phil., Studium der Sozialwissenschaften und Anglistik an der Universität zu Köln (UzK) und der University of Essex, England; Promotion in Soziologie an der UzK, Habilitation in Sportsoziologie an der Deutschen Sporthochschule Köln (DSHS). Professorin für Soziologie und Sportsoziologie sowie Leiterin des Instituts für Soziologie und Genderforschung an der DSHS. Schwerpunkte in der Forschung: Soziale Konstruktion von Geschlecht in den Medien; Somatische Kulturen im Kontext von Sport und Alter(n); Erfahrungen mit Diskriminierung und (sexualisierter) Gewalt im Sport und Präventionsmaßnahmen des organisierten Sports.

Karolin Heckemeyer, Dr. phil., ist Geschlechterforscherin und Sportsoziologin. Sie lehrt und forscht als Dozentin für Bewegung und Sport an der Pädagogischen Hochschule FHNW (Schweiz). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Diversität und geschlechtliche Vielfalt im Sport, Soziale Ungleichheiten im Sport sowie Heterogenität, Diversität und Intersektionalität im Schulsport. Sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift für Fussball und Gesellschaft und der *Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien*.

Rebecca Jordan-Young, a sociomedical scientist who specializes in analysis of gender, sexuality, and race in science, is an associate professor of women's, gender, and sexuality studies at Barnard College. She and Katrina Karkazis have written extensively about the regulation of women athlete's testosterone levels. In 2016, they were awarded collaborative Fellowships from ACLS and the Guggenheim Foundation for their forthcoming book on testosterone.

Katrina Karkazis, a cultural anthropologist and a biomedical ethicist, is the Carol Zicklin Chair at Brooklyn College, CUNY in addition to being a senior visiting fellow at the Global Health Justice Partnership at Yale University. She also served as an expert witness in Dutee Chand's appeal at CAS.

Bettina Rulofs, Dr., ist stellvertretende Leiterin des Instituts für Soziologie und Geschlechterforschung an der Deutschen Sporthochschule Köln (DSHS). Sie forscht zu Fragen sozialer Ungleichheit, Geschlecht und Diversität und arbeitet seit vielen Jahren zum Thema sexualisierte Gewalt und deren Aufarbeitung im Sport.

Corinna Schmechel, Promovendin der LMU München und wissenschaftliche Mitarbeiterin in der hochschuldidaktischen Weiterbildung der Friedrich-Schiller-Universität Jena. B.A. der Soziologie und Erziehungswissenschaft an der Universität Potsdam, M.A. der Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin. Alumna des Promotionsprogramms „Kulturen der Partizipation" der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg. Arbeitsschwerpunkte: Subjektivierungsforschung, Geschlecht im Sport, Körperpraktiken, qualitative Sozialforschung.

Judith von der Heyde, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Osnabrück am Institut für Erziehungswissenschaft in der Abteilung Erziehung und Bildung in der Migrationsgesellschaft. Und Mitarbeiterin im BMBF geförderten Projekt zur Einrichtung des Studiengangs „Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft" an der Universität Osnabrück. 2017 Promotion in der Erziehungswissenschaft. Arbeitsschwerpunkte: Erziehungswissenschaftliche Geschlechterstudien, Jugendkulturtheorie, Intersektionalität, Praxistheorie, qualitative Methoden insbesondere Ethnographie.

Okka Zimmermann, Dr., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin (Postdoc) am Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Braunschweig. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der quantitativen Lebensverlaufforschung (insbesondere Sequenzdatenanalyse) sowie der Familien- und Geschlechterforschung. Sie hat zuletzt u.a. in GENDER, European Sociological Review und Demographic Research veröffentlicht.

Bisher erschienene Titel *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Jg. 25 | 2019	**Geschlechtliche Vielfalt im Sport (175 Seiten), 36,00 €**
Jg. 24 | 2018	**Der Ort des Politischen in den Critical Feminist Materialisms (147 Seiten), 36,00 €**
Jg. 23_2 | 2017	**Kulturalisierung und Geschlecht (125 Seiten), 36,00 €**
Jg. 23_1 | 2017	**Berufsorientierung – Erwerbsbiografie – Geschlecht (131 Seiten), 22,00 €**
Jg. 22_2 | 2016	**(Bio-)Diversität, Geschlecht und Intersektionalität (141 Seiten), 22,00 €**
Jg. 22_1 | 2016	**(152 Seiten), 22,00 €**
Jg. 21_2 | 2015	**Medizin – Gesundheit – Geschlecht (135 Seiten), 19,90 €**
Jg. 21_1 | 2015	**Materialisierungen des Religiösen (117 Seiten), 19,90 €**
Jg. 20_2 | 2014	**Affect Studies – Politik der Gefühle (126 Seiten), 19,90 €**
Jg. 20_1 | 2014	**Bildung – Erziehung – Geschlecht (135 Seiten), 19,90 €**
Jg. 19_2 | 2013	**Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht (140 Seiten), 19,90 €**
Jg. 19_1 | 2013	**(119 Seiten), 19,90 €**
Jg. 18_1 | 2012	**Musik und Genderdiskurs (100 Seiten), 19,90 €**

Bezugspreise *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Einzelheftpreis (Print/PDF): 36,00 Euro
Privat print Abonnement: 29,90 Euro
Privat Kombi-Abonnement Print+Online: 38,00 Euro
Privat Online-Only-Abonnement: 38,00 Euro
Studierende Print Abonnement: 25,00 Euro
Studierende Kombi-Abonnement Print+Online: 29,90 Euro
Institutionen Print-Abonnement: 29,90 Euro
Institutionen Kombi-Abonnement Print+Online Abo: 57,00 Euro
Institutionen Online-Only-Abonnement: 57,00 Euro
Jeweils zzgl. Versandkosten: 4,00 Euro Inland, 8,00 Euro Ausland
Download Einzelbeitrag: 4,00 Euro
(alle Preise verstehen sich inkl. MwSt.)

Manuskripte

Informationen zur Manuskript-Einreichung für die Calls for Papers der *Freiburger Zeitschrift für GeschlecherStudien* finden Sie auf unserer Homepage <www.fzg.uni-freiburg.de/autorinneninfos>.

Kontakt

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG), Belfortstraße 20,
D-79098 Freiburg, Tel.: 0049-(0)761/203-8846, Fax: 0049-(0)761/203-8876
fzg@zag.uni-freiburg.de
www.fzg.uni-freiburg.de

Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien*

25 Migration – Mobilität – Geschlecht (380 Seiten)

24 Feminisms Revisited (468 Seiten)

23 Geschlechter – Bewegungen – Sport (418 Seiten, vergriffen)

22 Kindheit, Jugend, Sozialisation (518 Seiten)

21 Männer und Geschlecht (501 Seiten)

20 Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten)

19 **Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten)**

18 **Elternschaft (375 Seiten)**

17 ***Queering Gender – Queering Society* (376 Seiten)**

16 **Arbeit und Geschlecht (297 Seiten)**

15 **Entfesselung des Imaginären? – Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten)**

14 ***Screening Gender* – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347 Seiten)**

13 **Dimensionen von *Gender Studies,* Band II (391 Seiten)**

12 **Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten)**

11 **Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik (312 Seiten)**

1/00 **Beziehungen (310 Seiten)**

2/99 **Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten)**

1/99 ***Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)**

2/98 **Utopie und Gegenwart (237 Seiten)**

1/98 **Frauen und Mythos (302 Seiten)**

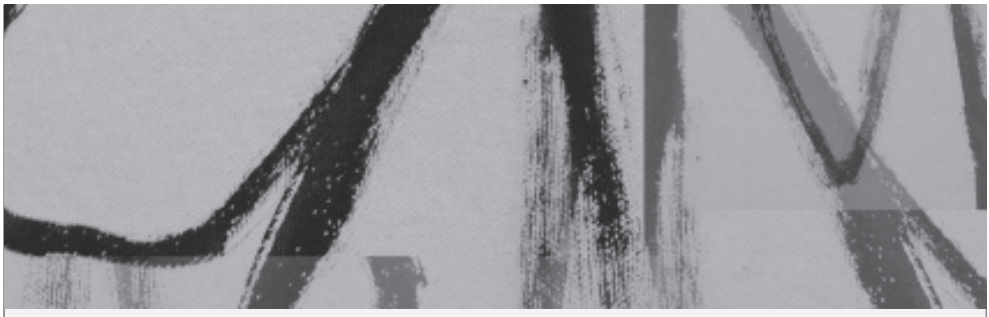
1/97 **Frauen und Körper (130 Seiten)**

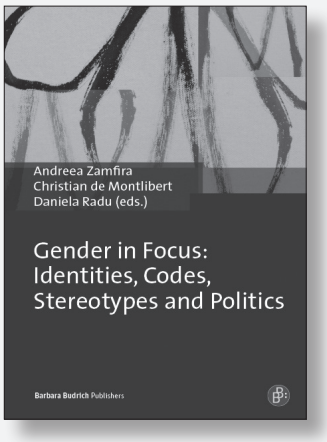
2/96 **Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten)**

1/96 **Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten)**

2/95 **Frauenräume (168 Seiten)**

1/95 **Frauen und Wahnsinn (vergriffen)**





Andreea Zamfira
Christian de Montlibert
Daniela Radu (eds.)

Gender in Focus: Identities, Codes, Stereotypes and Politics

2018 • 370 pp. • Pb. • 49,90 € (D) • 51,30 € (A)
ISBN 978-3-8474-2183-2 • eISBN 978-3-8474-1211-3

This book deals with the interplay between identities, codes, stereotypes and politics governing the various constructions and deconstructions of gender in several Western and non-Western societies (Germany, Italy, Serbia, Romania, Cameroon, Indonesia, Vietnam, and others). Readers are invited to discover the realm of gender studies and to reflect upon the transformative potentialities of globalisation and interculturality.

www.barbara-budrich.net

Friederike Faust

Fußball und Feminismus

Eine Ethnografie geschlechterpolitischer Interventionen

Fußball, ein Männersport? Was lange selbstverständlich war, wird zunehmend bezweifelt. Die Geschlechterverhältnisse sind in Bewegung geraten und Frauen fordern ihren Platz auf dem grünen Rasen. Die ethnografische Studie begleitet eine feministische Frauenfußballorganisation bei ihren lokalen und internationalen Aktivitäten und zeigt die Chancen, aber auch Grenzen, die entstehen, wenn die vermeintlichen Gegensätze „Fußball" und „Feminismus" aufeinandertreffen.

2019 • 344 S. • Kart. • 36,00 € (D) • 37,10 € (A)
ISBN 978-3-86388-819-0 • auch als eBook

FuG – Zeitschrift für Fußball und Gesellschaft

Die FuG – Zeitschrift für Fußball und Gesellschaft versteht sich als interdisziplinäre Publikation für wissenschaftliche Texte, die den Fußball und seine Bezüge zum Alltag der Menschen und ihrer Gesellschaft theoretisch und/oder empirisch thematisieren.

2-2019: Mediale Konstruktionen und Events des Fußballs
1-2020: Amateurfußball – Fußball der Amateur_innen
2-2020: Fußball, (Un)Gleichheiten und (Un)Gerechtigkeiten
1-2021: Fußball und Geschlecht

ISSN: 2568-0420 • ISSN Online: 2568-0439
1. Jahrgang 2019 • 2 x jährlich (Mai, Okt.)
ca. 140 S. pro Heft • Deutsch, Englisch
Open Access: 24 Monate nach Erscheinen

www.shop.budrich.de

Prof. Dr. Uta Klein (†)
Eddi Steinfeldt-Mehrtens (Hrsg.)

Wegbereiter_innen der Gender und Queer Studies
Kartenspiel mit Begleitheft

2018. 170 Seiten. Kart.
19,90 € (D), 20,50 € (A)
ISBN 978-3-8474-2200-6

www.shop.budrich.de